

# WELTENPORTAL



NR. 4

11/2022

ISSN Druckausgabe: 2748-9574  
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582



# »Ein packender Fantasy-Thriller aus dem Universum der Erdenwelt.

›Bestien vom Flüsterwald‹ entpuppt sich als extrem spannend, äußerst humorvoll und räumt nebenher auf natürliche Art und Weise mit den Geschlechterstereotypen auf.«

- *Orkus! Magazin*



Hier bestellen:



Während in Haygenhast das Ahnenfest gefeiert wird, flüstert der Wald von Wahnsinn und Tod. Zwei Trunkenbolde betreten zur Mutprobe den Flüsterwald und kehren verändert zurück. Der Handlanger des Königs wird beauftragt, die Mythen zu entschlüsseln und herauszufinden, was den Wald zum Flüstern bringt. Denn die beiden Trunkenbolde waren nicht die ersten und im Dorf erzählt man sich die schaurigsten Legenden.

Gemeinsam mit zwei Kriegerinnen, einem abenteuerlustigen Barden und einem Dörfischen begibt sich der Handlanger in den Flüsterwald, um den Fluch zu brechen.

Doch jeder hat sein eigenes Motiv. Und wer die Aufgabe nicht erfüllen kann, könnte verlieren, was ihm das Wichtigste ist.

A man wearing a hat and suspenders is sitting on a windowsill, reading a book. He is looking out of an open window at a starry night sky. The Milky Way galaxy is visible through the window. The scene is lit with a soft, warm glow from the window.

**DIE WELT DER BÜCHER  
IST SEHR OFT VERTRÄGLICHER  
SIE VERLETZT MICH NICHT**

© PETRA BERGER

## IMPRESSUM

Weltenportal, Nr. 4, 11/2022  
Onlineausgabe  
ISSN Druckausgabe: 2748-9574  
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582

### Herausgegeben von:

Christoph Grimm  
Speyerer Str. 8  
69242 Mühlhausen  
weltenportal@christophgrimm.com  
www.weltenportalmagazin.de

Red.: Christoph Grimm, Sarah Lutter  
Lektorat Stories: Manuel O. Bendrin,  
Christine Jurasek  
Satz und Layout: Christoph Grimm  
Schlussredaktion: Dieter Rieken  
Umschlag: Detlef Klewer,  
www.kritzelnkunst.de

### Mitwirkende dieser Ausgabe:

A. E. aka Moony, Galax Acheronian,  
Petra Berger, Anna Eichenbach, Dorina  
Grimm, Jana Hoffhenke, Detlef Klewer,  
Reiner Krauss, David A. Lindsam,  
Sarah Lutter, Jol Rosenberg, Patrick  
Schuck, Yvonne Tunnat und Melanie  
Werner

Creative-Commons-Lizenzen sind gekennzeichnet. Das Copyright der einzelnen Beiträge und Grafiken liegt bei den Ersteller:innen. Das Copyright der Zusammenstellung liegt bei Christoph Grimm. Jedwede Nutzung über den privaten Gebrauch hinaus wird ausdrücklich untersagt.

## INHALTSVERZEICHNIS

### S. STORIES

- 5 Mélange-à-trois | *Sylvia Kaml*  
14 Verbotener Genuss | *V. A. Kramer*  
18 Der letzte Splitter Farbe | *Kornelia Schmid*  
30 Der Winter meiner Seele | *Ulf Fildebrandt*  
40 Die grüne Phiole | *Svantje Koch*  
47 Wiedererwachen | *Christian Künne*  
71 Tauschgeschäft | *Volker Dornemann*  
74 Das Duell | *Franziska Bauer*  
77 Schmetterling | *Corinna Griesbach*  
81 L3yla | *Sarah Lutter*  
86 Ein seltsamer Feierabend | *Kai Focke*  
94 Der Duft von Lavendel | *Meara Finnegan*  
104 In Rauch aufgegangen | *Kaia Rose*

### S. MAGAZIN

- 3 Haiku | *Petra Berger*  
4 Impressum | Inhaltsverzeichnis  
25 Comic: Das lange Warten | *Detlef Klewer*  
54 *Die Schicksalsknüpfarin:*  
Interview mit Marlene von Hagen  
58 *Dar-Rashûk:* Interview mit David A. Lindsam  
62 *Wo beginnt die Nacht:* Interview mit Sven Haupt  
65 *Exodus, Cozmic und mehr:* Interview mit René Moreau  
110 *Manhattan 2059 – Eternity:* Interview mit Liberty  
112 *Der Tod kommt auf Zahnrädern:* Ein Werkstattbericht  
in drei Akten | *Yvonne Tunnat*  
115 Fantasy vom Literaturnobelpreisträger: Kazuo  
Ishiguros *Der begrabene Riese* | *David A. Lindsam*  
120 Rezensionen  
140 Mitwirkende dieser Ausgabe  
142 Content Notes

SYLVIA KAML

## MÉLANGE-À-TROIS

Die Lokomotive fuhr dampfend und zischend in die Haltestelle und kam schließlich auf quietschenden Rädern zum Stehen.

Maya öffnete mit gekonntem Schwung die klapprige Tür und sprang über ein wenig vertrauenswürdig wirkendes Trittbrett auf den Bahnsteig. Leichter Nieselregen streichelte ihre Wangen. Sie verharrte auf dem Kopfsteinpflaster, auch wenn sie dadurch ein Hindernis darstellte, das von der Menge umständlich umflossen werden musste.

*Geh weiter!, schalt sie sich. Du fällst nur auf!*

Sie schulterte ihre Umhängetasche, die mehr einem Koffer glich, und ging flotten Schrittes, sich zwischen den Reihen der farblos wirkenden Personen hindurchdrängend, den Weg entlang.

*Nur noch ein paar Hundert Meter, nur nicht auffallen!*

»Madam?«, ertönte eine männliche Stimme neben ihr.

Maya ignorierte sie und beschleunigte. Es regnete nicht mehr, stattdessen kitzelte Schweiß in ihrem Nacken.

»Madam!«

Es klang näher. Eine Hand berührte sie von hinten an der Schulter.

Maya fuhr erschrocken herum. Mit aufgerissenen Augen erblickte sie einen jungen Mann in schwarzer Polizeiuniform. Ihr Mund öffnete sich, ohne dass sie einen Laut von sich zu geben vermochte.

»Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken.« Die blauen Augen unter den dunklen Brauen blickten sanft, seine Miene blieb dennoch streng.

Maya schluckte hart. Sie kannte diesen jungen Mann nicht, er musste neu im Bezirk sein.

»Was ... Was wünschen Sie?« Sie verfluchte ihr eigenes Stottern.

Der Mann hob respektvoll seine Mütze. »Hauptmeister Jeske, zu Diensten, Madam, ich würde Ihnen gerne eine Frage stellen.« Er räusperte sich. »Was befindet sich in dieser Tasche?« Der Klang seiner Stimme wurde strenger.

Maya umklammerte mit beiden Händen den Griff, als hinge ihr Leben davon ab. »Einkäufe und Kleidung. Weshalb wollen Sie so etwas Persönliches wissen, Herr Hauptmeister?«

Der junge Mann holte ein handtellergroßes, metallenes Gerät hervor. »Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, Madam, aber das Aromameter schlug aus. Ich bin verpflichtet, der Sache nachzugehen.«

Maya spürte, wie ihre Wangen brannten. »Ich betreibe ein Teehaus und habe einige neue Sorten eingekauft.«

»Bitte öffnen Sie die Tasche.«

Sie zog den Tragegurt von der Schulter und stellte den Handkoffer auf einem der steinernen Poller ab. Als sie das Scharnier entriegelte und die Tasche öffnete, strömte ihnen schon der Duft verschiedener Teesorten entgegen. Der Polizist hielt das Gerät darüber, dessen Anzeige fröhlich blinkte. Jeskes Miene nahm an Strenge zu. Er zog sich schwarze Handschuhe an und durchwühlte die Päckchen.

Maya wurde heiß und kalt. »Es ist nur Tee.«

Der Mann kramte weiter, holte mehrere Beutel hervor und hielt sein Gerät daneben. Es schlug bei einigen von ihnen an, bei anderen nicht. Darunter befand sich nur noch ihre Unterwäsche, die der Polizist höflich ignorierte. Er öffnete jedoch die verdächtigen Papiertüten, die getrocknete Teeblätter, Kräuter und Früchte beinhalteten. Er schüttelte einen Teil des Inhalts auf seine Handfläche und runzelte die Stirn.

»Die Päckchen waren originalversiegelt«, merkte Maya an.

»Es könnte Kaffeepulver beigemischt worden sein. Auch ohne dass Sie es wussten.«

»Selbst wenn, was würde das nutzen? Soweit ich informiert bin, brauchen die Cha'ak Bohnen in Reinform.«

Der Mann sah sie lange mit gesenkten Brauen an. Maya schaute trotzig zurück. Der Blick seiner blauen Augen drang tief in sie hinein und ließ ihr Herz schneller schlagen. Sie spürte, wie ihre Wangen brannten.

Er nickte schließlich, richtete sich auf und zog seine Handschuhe wieder aus.

»Danke für Ihre Kooperation, Madam. Darf ich den Namen Ihres Tee-Lieferanten erfahren?«

»Ich reise umher und kaufe die Zutaten von verschiedenen Märkten. Meine Tees mische ich mir selbst zusammen.«

Er atmete tief durch.

»Nun gut. Achten Sie in Zukunft bitte mehr auf die Seriosität Ihrer Handelspartner.«

»Jawohl, Herr Hauptmeister.«

Mit zitternden Fingern und klopfendem Herzen schloss Maya die blau gestrichene Holztür des Teehauses und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Sie atmete tief durch. Um ein Haar wäre sie vor Gericht gelandet ... und Kimi ... Maya mochte sich gar nicht ausmalen, was mit ihr geschehen wäre.



Ihr Magen zog sich schmerzhaft zusammen bei dem Gedanken.

Das Teehaus empfing sie mit seiner altbekannten Duftmischung aus Minze, Vanille und Jasmin, die alle Sorgen im Aromasee versinken ließen. Sie verriegelte die hölzerne Tür, ließ den Hauptraum dunkel und ging mit der Tasche die kleine Treppe hinunter in den Keller.

Kaum hatte sie den mit Öllampen schwach erleuchteten Raum betreten und die Tür hinter sich verschlossen, stürmte eine junge, zierliche Frau mit langen, türkisblauen Haaren auf sie zu. Wie eine Aura umgab ihren Körper ein wenige Millimeter breiter Schein, der in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Maya fiel auf, wie schwach das Strahlen geworden war.

»Maya!«, rief die Frau aufgeregt. »Hast du sie bekommen können?«

Maya lächelte.

»Ja.«

Kimis Nasenflügel bebten. Mit jedem eingesogenen Luftzug schien ihre Aura aufzuleuchten. »Ich rieche es bereits. Diese Witterung allein könnte mich am Leben erhalten.«

Sie umarmten sich, und Maya sog das betörende Aroma der Frau in sich auf, das ihren Kopf stets benebelte. Sie duftete süßlich nach Vanille, rotem Pfeffer und Kaffeebohnen. Kimi drückte ihr einen warmen Kuss auf die Lippen, bevor sie sich löste. Das Kribbeln in Mayas Bauch hielt noch lange, angenehme Sekunden an.

Die violetten Augen ihrer Freundin blinzelten eine funkelnde Träne fort.

»Wo hast du sie?«

Maya öffnete die Tasche, räumte den Tee und ihre Kleidung heraus, nahm sich eines der Messer vom Regal und zerschnitt das Futter am Boden. Mehrere Papiertüten kamen zum Vorschein, prall gefüllt mit Kaffeebohnen. Gut, dass dem Polizisten das Gewicht der Tasche nicht aufgefallen war.

Kimis Hände zitterten deutlich beim Hervorholen der Tüten. Sie riss eine davon auf und ließ die dunkelbraun gerösteten Bohnen durch ihre bebenden Finger gleiten. Es ra-

schelte, als wühlte sie in Perlen. »Sie sind wundervoll.«

»Wie lange wird es euch am Leben erhalten können?«

»Ein Jahr mindestens. Nachdem wir das Elixier entzogen haben, kannst du das Pulver zu Kaffee brauen.« Kimi zwinkerte. »Er schmeckt dann besser, wie du weißt.«

»Aber wem sollte ich es servieren? Es ist verboten, und Kenner merken sofort, dass es von einem Cha'ak extrahiert wurde. Das Funkeln danach ist bei gutem Licht kaum zu übersehen.«

»Dann gib viel Milchschaum darüber oder trinke ihn selbst.« Kimi zwinkerte und trat auf sie zu. Sie hob ihre Hand und strich ihr zärtlich über die Wange. »Du liebst ihn doch so.«

Mit Kimis Berührung ging ihre Prismenaura auf sie über. Es kribbelte und eine angenehme Erregung erfüllte sie, wie die Küsse Hunderter von Schmetterlingen.

Sie spürte ihren Geist der Enge des Körpers entfliehen und hinauf in die Weiten des Universums steigen. Wie Windböen wehte ihr eine Energie ins Gesicht. Mayas Sein erhob sich gleich einem Adler in die Lüfte, beschleunigte und raste durch Zeit und Raum wie ein abgeschossener Pfeil. Angenehmer Schwindel überkam sie, die Erregung stieg an, bis zur Explosion mit allen nur erdenklichen Farben des Spektrums.

Mit einem Ausruf des Entzückens wurde sie wieder in die Gegenwart des abgedunkelten Kellers gerissen. Sie atmete heftig und starrte auf das funkelnde Wesen vor sich, diese Göttin des Glücks.

»Das ... Das war wundervoll!« Schweiß hatte sich auf ihrer Stirn gebildet. Er ließ sie nun frösteln im kühlen Keller.

Kimi lächelte. »Ich versprach dir eine Belohnung, und ich erfülle meine Versprechen.«

»Kannst du das wiederholen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich benötige viel Energie dafür. Jemanden mitzunehmen zehrt an meiner Kraft.«

»Bitte, dieses Gefühl war so großartig! Ich muss es noch einmal erleben ... noch tausendmal.«

»Wenn du weiterhin genug Kaffee besorgst, werde ich sicher kräftiger und kann dich erneut belohnen.«

Maya strahlte. »Das werde ich!«

Kimi lächelte. Sie nahm die Tüten mit den Bohnen zur Hand. »Ich werde dir das Pulver später wieder zurückbringen«, versprach sie – und verschwand vor ihren Augen.

Maya war erfüllt mit frischer Energie. Noch rasch hoch, sich umziehen und frischmachen, dann konnte das Teehaus geöffnet werden.

Sie musste zweimal blinzeln, um sicher zu sein. Dort saß Hauptmeister Jeske an einem der kleinen, runden Tische. Zwar im dunklen Anzug, ohne seine Uniform, doch er war es.

Ein Polizist in ihrem Teehaus? Nur wenige Stunden nach ihrer Begegnung? Das konnte kaum ein Zufall sein.

Sie atmete tief durch und ging zu ihm in der Hoffnung, ihre Nervosität unterdrücken zu können. »Herr Hauptmeister, welche ... äh ... Überraschung.« Es gelang nicht.

Der Mann erhob sich kurz und deutete eine Verbeugung an. »Sie machten mich bei unserer Begegnung neugierig, Madam. Ich spürte das Verlangen, Ihr Teehaus einmal persönlich aufzusuchen.«

»Was darf ich Ihnen bringen?«

»Was würden Sie empfehlen?«

»Ich könnte eine sehr betörende Kräuter-teemischung anbieten. Mit einem Hauch Lavendel und Minze. Dazu Limettengebäck.«

»Eine Ihrer Kreationen?«

»Ja«, antwortete sie nicht ohne Stolz.

Er lächelte.

»Das klingt fantastisch.«

Den gesamten Nachmittag über blieb Hauptmeister Jeske am Tisch sitzen, nippte an seinem Tee, knabberte das Gebäck und las dabei Zeitung. In einer beinahe schon an Dreistigkeit grenzenden Art machte er keinerlei Anstalten zu gehen.

Nachdem sich kein weiterer Gast mehr im Raum befand, fasste Maya sich ein Herz und trat zu ihm.

»Dürfte ich kassieren?«, fragte sie. »Es ist bereits Schließzeit.«

Der Mann faltete die Zeitung zusammen. »Ich würde mich gerne mit Ihnen unterhalten.«

Maya runzelte die Stirn und setzte sich auf den Stuhl gegenüber. »Worum geht es?«

Jeske räusperte sich. »Mir fiel auf, dass Sie hier Kerzen und Öllampen haben statt elektronischen Lichts. Zudem kochen Sie Ihr Wasser auf einem Holzofen und backen ebenso Ihre Plätzchen darin.«

Maya seufzte im Stillen. Ein guter Beobachter. »Der Ofen stammt noch von meinen Vorfahren und wurde restauriert. Zudem finde ich das Ambiente von Kerzen gemütlicher als das von Glühbirnen. Der Duft des geschmolzenen Waxes, das Flackern der Flammen, das selbst starren Gegenständen durch ihre bewegten Schatten eine Art Seele einhaucht: Dies alles gibt dem Teehaus sein eigenes Flair.«

Jeske betrachtete sie. Sein Blick ließ Ameisen über Mayas Haut krabbeln.

»Sie sind anders«, sagte er mit gedämpfter Stimme.

»Was meinen Sie damit?«

»Es ist schwer zu verdeutlichen, doch es fiel mir bereits auf der Straße auf. Sie wirkten ungewohnter ... farbiger.«

Maya runzelte die Stirn. »Farbiger?«

Jeske atmete tief durch. Seine Finger spielten mit dem Teelöffel. »Ihre Augen, obgleich dunkelbraun, strahlen wie aus dem Inneren heraus. Die Haut in Ihrem Gesicht erscheint ebenfalls, als funkelten winzige Prismen in jeder Zelle ...« Er sah sie tief an. »Diese Zeichen kenne ich persönlich nur aus Lehrbüchern. Dennoch werden wir vom ersten Trainingsjahr an darauf geschult, sie zu erkennen und bei Entdeckung sofort zu melden.«

Maya wich das Blut aus dem Kopf. »Warum? Was bedeutet es?«

»Dass Sie Kontakt zu einem Cha'ak haben ... könnten. Sehr engen Kontakt.«

Maya schluckte. »Was sagen Sie da?«

Jeske hob abwehrend die Hände, den Teelöffel noch immer in der einen. Er erkannte seinen Fauxpas und legte das Besteck schnell wieder neben die Tasse. »Ich möchte Sie lediglich warnen. Es gibt Menschen, die nicht

wissen, dass sie von den Cha'ak ausgenutzt werden. Sie kommen in unserer Gestalt, versetzen uns mit ihrer Magie in einen Rauschzustand und machen uns hörig. Sie nutzen die Menschen dazu, ihnen ihr Lebenselixier einzuschmuggeln. Das geht solange gut, bis ihre Opfer entweder völlig der Sucht verfallen und nicht mehr aufwachen oder von uns geschnappt und therapiert werden. Das Fehlen an Elektronik in ihrem Teehaus spricht leider ebenfalls dafür.« Er seufzte. »Ich hoffe, ich erliege bei Ihnen einem Irrtum.«

»Warum hoffen Sie das?«

»Weil ich eine nette und attraktive Frau ungern in Gefahr sehen oder gar verhaften möchte.«

Sein Blick ging Maya durch Mark und Bein. In ihrem Kopf drehte sich ein Kaleidoskop der Gefühle. Sie schwankte zwischen dem Verlangen, ihn an sich zu reißen und seine Lippen zu küssen, und dem Drang, zu fliehen und sich irgendwo zu verstecken, um einer Verhaftung zu entgehen.

Gab es einen Ausweg? Konnte sie sich mit Ausflüchten aus dieser Misere herausreden? Ein Entschluss formte sich in ihrem Kopf. Das Verlangen, diese Sache endgültig zu klären. Sie erhob sich. »Warten Sie bitte einen Moment.«

Der Mann hob die Brauen. Seine offensichtliche Neugier hielt ihn weiter auf dem Holzstuhl, auf dem er bereits Stunden verbracht hatte. Ein wenig hoffte Maya, dass er auch ihr und nicht nur dem Fall zuliebe blieb.

Sie ging zur Tür, drehte das Schild auf »Geschlossen« und schob den Riegel vor. Dann lief sie hinunter in den Keller.

Kimi sah erfreut auf, als sie eintrat. »Feierabend?« Ihre Aura strahlte bereits wieder vom Kaffeekonsum.

»Ich habe noch einen Gast«, druckste Maya und biss sich auf die Unterlippe. »Einen Polizisten. Ich benötige deinen Rat und wenn möglich auch deine Hilfe.«

Kimi hob auffordernd die Stirn, und Maya berichtete ihr von Jeske.

Wider Erwarten schmunzelte Kimi. Sie holte eine Tüte mit dunkelbraunem Pulver hervor und reichte sie Maya. »Serviere ihm einen Kaffee.«

Maya riss erschrocken die Augen auf. »Aber das ist verboten. Er wird mich verhaften.«

»Keine Sorge, ich werde dir zur Hilfe kommen. Wir werden ihn überzeugen. Ganz sicher.«

Maya schluckte, nahm aber den Kaffee entgegen.

Nur wenige Minuten später betrat Maya den Teeraum. Jeske saß noch immer auf dem Stuhl, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Als er sie kommen sah, richtete er sich auf und betrachtete sie erwartungsvoll.

Sie stellte ihm den frisch zubereiteten Kaffee mit cremigem Milchschaum vor die Nase. Er sah sie fragend an.

»Versuchen Sie es. Eine neue Kreation.«

Jeske hob eine Braue. »Ich hoffe, kein Sud aus Knollenblätterpilzen.« Er hielt die Tasse an seine Nase und sog das Aroma ein.

»Keine Sorge, ich möchte keine Leiche in meinem Haus.« Sie musste wider Willen schmunzeln. »Wenn Sie wollen, koste ich es.«

»Ich vertraue Ihnen.« Er nahm einen Schluck.

Maya trat aufgeregt von einem Bein auf das andere und knüllte die Stoffserviette in ihren Händen. »Was denken Sie?«

»Er duftet und schmeckt sehr gut. Cremig, aromatisch-herb und dennoch sanft, beinahe wie ...« Er brach ab und schüttelte leicht den Kopf, wie um einen Gedanken zu verdrängen. »Was ist das, was im Nachhinein so auf der Zunge kribbelt?«

Maya lächelte erleichtert. »Es ist eine sehr speziell behandelte Bohne.«

Jeske runzelte die Stirn und stellte die Tasse zurück auf den Unterteller. »Bohne? Sind Tees nicht aus Kräutern, Blättern oder Früchten?«

»Es ist kein Tee. Es ist ein Café Mélange.«

»Kaffee?«

Er sprang so schnell auf, dass der Stuhl nach hinten umfiel. »Sie haben mir etwas Illegales eingeschenkt?« Seine Hand fuhr zum Mund.

»Beruhigen Sie sich.« Maya hob beschwichtigend die Arme. »Es ist schließlich nicht verboten, weil es schadet, sondern nur, weil es angeblich eine unserer größten Ängste am Leben erhalten soll.«

»Eine tödliche Gefahr!« Er schüttelte den Kopf, seine Mimik strahlte Fassungslosigkeit aus. »Meine Befürchtung bewahrheitet sich demnach? Sie stehen unter dem Einfluss eines Cha'ak?« Sein Gesicht verlor an Farbe. Er blickte hektisch zur Tür, wie zu einem Fluchtweg, verharrte aber zwischen Tisch und umgefallenem Stuhl.

Maya seufzte. Die Serviette wurde weiter drangsaliert. »Ich möchte lediglich den Menschen wieder den Genuss des Kaffees näherbringen. Was ist falsch daran?«

»Die Cha'ak werden vom Kaffeeduft ange lockt.«

»Es wird noch immer Kaffee auf der Erde legal angebaut. Viele Prominente trinken ihn. Warum dann nicht jeder Bürger?«

Jeske schüttelte den Kopf. »Bei dem von Ihnen Beschriebenen handelt es sich um einen bewachten und überschaubaren Handel. Der Konsum durch überprüfte, gesetzestreue Menschen. Was glauben Sie, wie alles aus den Fugen geraten würde, sollte dies jeder Dahergelaufene plötzlich dürfen? Wollen Sie, dass unsere Welt erneut ins Mittelalter zurückgeschleudert wird?«

»Das war ein Missverständnis.«

»Ein Missverständnis?« Seine Miene verspannte sich. »Eine Milliarde Tote nennen Sie ein Missverständnis?«

»Ich meinte den Auslöser der Zerstörung. Die Cha'ak wollten uns nur besuchen, sie wussten nicht, dass jegliche Funksignale durch ihre bloße Anwesenheit ausfallen.«

»Flugzeuge und Satelliten stürzten ab, Bahnen kollidierten, der Straßenverkehr wurde völlig lahmgelegt. Leistungsstarke Computer funktionieren bis heute nicht mehr, lediglich Maschinen und krude Stromleitungen. Wir mussten sozusagen das Rad neu erfinden.«

Er gestikuliert wild mit den Händen in der Luft.

»Dies alles gab uns nicht das Recht, die Cha'ak, die diese Welt besuchten, auszuhungern! Das ist Mord.«

»Selbstschutz.«

»Nein. Sie stellen keine Gefahr mehr dar.«

»Sie sind noch immer brandgefährlich! Erst wenn der letzte Cha'ak vernichtet ist, können

wir unsere Elektronik erneut sicher und in breitem Rahmen nutzen. Erst dann gibt es wieder Fortschritt.«

»Vielleicht haben die Cha'ak uns ja auch vor der Selbstzerstörung bewahrt? Unsere eigene Technologie brachte uns an den Rand der Vernichtung.«

Jeske schnaubte. Er stand noch immer vor dem umgefallenen Stuhl. »Wollen Sie wieder im Wald leben?«, rief er aus. »Gehören Sie zu den Menschen, die die Natur romantisieren und nicht erkennen, dass wir aufgrund unserer körperlichen Nachteile dort schon lange nicht mehr überleben können?«

Maya atmete tief durch. »Ich bin sicher niemand, der einen angemessenen Luxus verweigert. Nein, es geht mir darum, dass die Menschheit zu schnell und zu unvorsichtig vorging. Wir machten Entwicklungen, deren katastrophale Folgen wir zu dem Zeitpunkt kaum erahnen konnten und später aus Bequemlichkeit einfach ignorierten. Etwas musste uns aus dem Sud der Ignoranz ziehen.«

»Aber zu welchem Preis?« Sein Blick wurde trüb.

»Ohne dieses Ereignis wäre er womöglich noch höher gewesen.«

In diesem Moment öffnete sich die Kellertür und Kimi betrat den Raum. Jeske riss die Augen auf. »Wer ...?«

»Das ist meine Freundin Kimi«, sagte Maya leise. »Sie brauchen sich nicht vor ihr zu fürchten.«

»Sind Sie ...?« Er griff sich an den Gürtel wie nach seinem Revolver, besann sich dann aber, ins Leere tastend, dass er Zivilkleidung trug. Jegliche Farbe wich aus seinem Gesicht.

Maya berührte sanft, aber bestimmt seinen Arm. »Bitte hören Sie ihr zu.«

Er hielt inne, die Miene skeptisch, beinahe gequält verzogen. »Weshalb? Warum tun Sie das? Was haben Sie mit mir vor? Mich mit ihrem Zauber ebenfalls betören?«

Kimi schritt auf ihn zu. Ihre türkisblauen Haare fielen ihr lockig über die Schultern. Das silberne Kleid bewegte sich im Laufen kaum, als schwebten ihre Füße darunter über den Boden. »Wir wollen nur überleben und bieten euch dafür eine Gegenleistung.«

Sie hob eine Hand. »Darf ich?«

Jeske zögerte. Sein gesamter Körper wirkte angespannt, wie bereit zur Flucht. Dennoch ließ er seinen Blick nicht von dem ihren.

Er tat Maya leid, auch wenn sie genau das erhofft hatte. Sie wusste, was in diesem jungen Mann vor sich ging, war es ihr kaum anders ergangen das erste Mal ... nachdem Kimi ihr den besonderen Kaffee serviert und sich ihr danach genähert hatte. Eine Zerrissenheit zwischen Angst und unwiderstehlicher Anziehung. Die Faszination, die dieses überirdische Wesen ausstrahlte, rief einen Menschen zu sich wie bunte Blumen die Bienen. Ein magnetischer Sog, dem man sich nicht zu entziehen vermochte.

»Ich zeige es dir.«

Als Kimis zierliche Hand in Richtung von Jeskes angespanntem Gesicht wanderte, kamen Maya die Bewegungen wie in Zeitlupe vor. Ein Nebel schien sie zu umgeben, gepaart mit einem Schwindel, eine Art Luftstrom, der sie alle drei umkreiste und sich immer schneller drehte. Der Geruch von geröstetem Kaffee erfüllte den gesamten Raum, alle Staubkörner der Luft glitzerten im Schein der Kerzen wie winzige Sterne. Mayas Sinne glichen Blütenblättern, die sich im Sonnenstrahl entfalteten, bereit, den süßen Pollenstaub zu empfangen.

Hinter dem dichten Nebel in ihrem Kopf ertönte eine warnende Stimme. Was, wenn Jeske recht gehabt hatte mit seiner Vermutung? Was, wenn die Cha'ak doch nichts Gutes im Sinn hatten und die Menschen süchtig und zu ihren Slaven machen wollten? War sie gerade Mittäterin eines Verbrechens geworden, indem sie einem gesetzestreuen Polizisten ihre Droge vorgestellt hatte? Ihn in einen Hörigen verwandelte?

Kaum erklungen, erstickte die Stimme im Sog des Luftstroms. Zu angenehm war dieses Gefühl der Freiheit und Losgelöstheit, zu geborgen und geliebt fühlte sie sich in diesem Rausch.

Inmitten des kaffeebraunen Strudels erblickte sie Jeske. Sie beide schwebten darin. Losgelöst. Er sah zu ihr und lächelte. Mayas Herz schien zu explodieren vor Glück. Ein türkisfarbener Wirbelwind entstand zwischen

ihnen, und der süßliche Duft von Vanille, gepaart mit rotem Pfeffer, gesellte sich zu dem des Kaffees ...

Erneut der unangenehme Ruck zurück in die Wirklichkeit, wie das plötzliche Reißen einer Filmspule inmitten der Vorstellung. Maya schwankte leicht und musste sich am Tisch abstützen, um nicht zu stürzen.

Kimi löste ihre Hand von Jeskes Wange, der mit aufgerissenen Augen und offenem Mund nach Luft zu ringen schien und schließlich erstarrte. Ein Glitzern hallte noch einige Sekunden auf seiner Haut nach, ähnlich einem visuellen Echo.

Maya rieb sich nervös die Finger. Wie würde er nach diesem Erlebnis reagieren? Angstvoll das Lokal verlassen? Sie den Behörden melden? Er musste die Wahrheit erkannt haben, da gab es kaum Zweifel. Aber wie würde er hier in der Realität damit umgehen?

Wie wieder zum Leben erweckt, atmete der junge Mann tief durch. Seine blauen Augen trafen Mayas dunkle.

»Wie fühlst du dich?«, fragte sie zaghaft.

»Wundervoll.« Seine Stimme klang rau.

»Verstehst du nun?«, fragte Kimi. Maya bemerkte, dass ihr Strahlen gänzlich verschwunden war. So geschwächt hatte sie diese Frau erst einmal gesehen: Damals, als sie halb verhungert Zuflucht bei ihr gesucht hatte.

Er nickte. »Ja, ich verstehe.« Seine blauen Augen schienen zu leuchten, die Haut bedeckte ein kaum merklicher Schimmer. Er wirkte nicht mehr so steif und trist, sondern ... farbiger.

Maya lächelte. Sie verstand nun seine Anmerkung zuvor.

Kimi nahm beide an der Hand. »Danke, dass ich es auch dir zeigen durfte. Wir können nun gemeinsam die Menschen aufklären und die Cha'ak befreien.« Das Prisma war beinahe gänzlich verschwunden, und die einst rosa-farbene Haut wirkte blass und grau.

»Wie viele von euch gibt es noch auf der Erde?« Jeskes Stimme klang immer noch rau.

»Nur noch fünf leben in Freiheit, zehn in Gefangenschaft. Der Rest ist gestorben. Ein- und dreißig von uns konnten nicht mehr rechtzeitig durch das Portal, bevor es für

immer geschlossen wurde.« Sie senkte den Blick.

Jeske runzelte die Stirn. »Was meinst du mit Gefangenschaft?«

»Einige Menschen halten uns in speziellen Stromkäfigen gefangen und zwingen uns, ihnen zu Diensten zu sein. Was glaubst du, warum es noch Kaffeepflanzungen für Reiche und Privilegierte gibt? Nur, um das Getränk nicht aussterben zu lassen? Wohl kaum!« Ihre Augen blitzen zornig.

»Was?« Maya schnappte nach Luft. »Davon hast du mir gar nichts erzählt.«

Kimi wich ihrem Blick aus. »Ich wollte keinen Hass schüren. Du schienst verunsichert genug.«

Jeske verengte die Augen. »Du meinst, einige reiche Menschen halten euch gefangen, um euch als Rauschmittel zu missbrauchen?«

Kimi nickte.

Er ballte die Fäuste. »Und uns wird von genau diesen Menschen Angst und Hetze gegen die Cha'ak eingebläut. So sehr, dass wir sogar gewillt waren, euch auszuhungern, ohne zu ahnen, was uns selbst dadurch entgeht.« Er schlug mit der Faust derart stark auf die Tischplatte, dass Maya erschrocken zusammenfuhr. »Verdammt, wie konnte ich nur so verblendet sein?«

Maya schluckte. Das alles war zu viel für einen Tag. »Was machen wir nun?«

»Wir werden meine Leute befreien.«

Maya spürte ein Kribbeln die Wirbelsäule entlang kriechen. Ein angenehmer Schauer überkam sie. Sie blickte zu Jeske, der sie ebenfalls stumm ansah. Sie gab dem Drang nach, löste sich von Kimi und fiel dem jungen Mann um den Hals. Er zögerte nur einen Augenblick, bevor er ihren Kuss leidenschaftlich erwiderte. Auch Jeskes Körper bebte. Maya spürte, wie sich sein Atem beschleunigte, und ihr Herz zerbarst beinahe vor Glück. Sie fühlte sich so ausgeglichen und befreit wie selten zuvor.

Er löste sich von ihr und drehte sich zu Kimi. »Wie können wir dir helfen?«

Kimis Mund verzog sich zu einem Schmunzeln. »Ihr müsst den Gästen hier nur unseren

Kaffee servieren, den Rest übernehmen meine Freunde und ich.« Sie zwinkerte. »Bis wir genug sind, alle zu befreien.«

Maya lächelte glücklich.

~ ~ ~

© Sylvia Kaml | Erstveröffentlichung  
Grafikcollage: Christoph Grimm (S. 140)

*Sylvia Kaml ist Tierärztin und lebt mit Mann und Kindern im Ruhrgebiet. Sie schreibt vorwiegend Science-Fiction-Romane mit gesellschaftskritischem Hintergrund, die sie in verschiedenen Verlagen veröffentlicht. [www.sylvia-kaml.de](http://www.sylvia-kaml.de)*

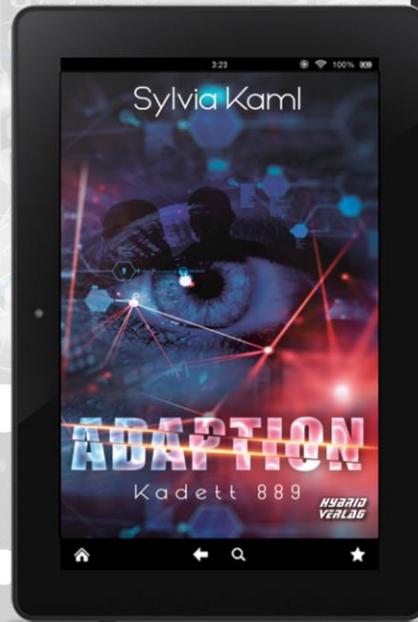
KADETT 889, GENANNT NEUN, GEHÖRT ZUR NÄCHSTEN GENERATION, GENETISCH VERBESSERT, UM AUF DER VERSEUCHTEN ERDE ÜBERLEBEN ZU KÖNNEN. WIE ALLE KADETTEN IN DER MILITÄRISCH GEFÜHRTEN STATION TRÄUMT AUCH ER VON EINER ZUKUNFT IN DER UTOPISCHEN GROSSEN STADT.

ALS EIN SADISTISCHER OFFIZIER DAS KOMMANDO ÜBERNIMMT UND DEN KADETTEN DAS LEBEN ZUR HÖLLE MACHT, VERSUCHEN NEUN UND SEINE FREUNDE DEM TERROR ZU ENTKOMMEN UND STOSSEN AUF DEN WAHREN ZWECK IHRER EXISTENZ.

**VERÖFFENTLICHUNG:**

**14.10.2022**

[www.hybridverlag.de](http://www.hybridverlag.de)



**ISBN: 978-3-96741-170-6**



## **DAS GEFLECHT AN DER GRENZE** EIN ROMAN VON JOL ROSENBERG

SCIENCE-FICTION AUF ÜBER 500 SEITEN  
ALS E-BOOK UND TASCHENBUCH

SPANNUNG  
ABENTEUER  
KONTRASTE

AB OKTOBER 2022  
IM VERLAG OHNEOHREN



INFOS & LESEPROBE

ohneohren  
VERLAG

V. A. KRAMER

# VERBOTENER GENUSS

Er war spät dran. Nervös tippte sich Kasra an die Schläfe. Das AR-Modul übermittelte ihr, dass sie bereits seit einer halben Stunde auf Tibors Nachricht wartete. Es war nicht ungewöhnlich, dass es etwas länger dauerte, doch diesmal gab es einen strikten Zeitplan. Sie wurde zunehmend unruhig – und hungrig.

Draußen brach bereits die Nacht an. Das Tageslicht wich der kalten Neonbeleuchtung des MERILAND INN auf der anderen Straßenseite. Fahlgrünes Flackern drang ins Halbdunkel des Apartments im fünften Stock von Block 664. Durch das offene Fenster wehte kühle Luft herein. Plötzlich einsetzende Polizeisirenen zerrissen schrill die Eintönigkeit der blauen Stunde und kündigten eine weitere Nacht voller Gesetzlosigkeit auf den Straßen an.

Kasra zuckte zusammen, als die Mikrowelle fünfmal piepste. Sie nahm den dampfenden Becher mit TruSoup heraus, pustete darüber und begann, den synthetisch hergestellten Brei zu löffeln, der einer Tomatensuppe nachempfunden war. In Wahrheit hatte dieses Zeug niemals auch nur eine Tomate aus der Nähe gesehen. Seit die Stadtregierung vor fünfundzwanzig Jahren einen Nahrungsmittelplan erstellt und den Anbau frischer Lebensmittel zuerst streng reguliert und dann ganz verboten hatte, verschwand der Geschmack frischer, natürlich gewachsener Nahrung nach und nach aus dem Gedächtnis der Menschen. Ein spontaner Anflug von Wehmut streifte Kasra, als sie sich an ihre Kindheit erinnerte. Damals durfte ihre Mutter noch selbst Gemüsepflanzen ziehen.

Sie trank den letzten Schluck aus und warf den Plastikbecher in die Spüle zu den Geschirresten der letzten drei Mahlzeiten, die bereits den Geruch nach sich zersetzenden

Essensresten in der Kochnische verbreiteten. Kasra ließ sich in den durchgesessenen, aber sehr komfortablen grauen Sessel fallen, der vor dem Fenster stand, tippte erneut an ihre Schläfe und versuchte, sich wegen Tibors Verspätung nicht verrückt zu machen.

Durch die Jalousien flackerte das grüne *N* – der vorletzte Buchstabe von MERILAND INN.

*Fünfundvierzig Minuten.*

Inzwischen machte sie sich Sorgen um Tibor. Er war ein guter Kerl, dem sie vertraute. In den zehn Jahren, seit sie sich in der U-Haft zum ersten Mal begegnet waren, hatte er sie kein einziges Mal im Stich gelassen.

Gerade als sie ernsthaft darüber nachdachte, ihn entgegen der Vereinbarung unterwegs zu kontaktieren und ihn damit unter Umständen in Gefahr zu bringen, kam eine Nachricht herein. Mit einem kurzen Griff an die Stelle, an der sich früher ihr linkes Ohr befunden hatte, rief sie die kurze Sprachnachricht ab.

*Walter ist müde. Bring den leckeren Kaffee vom letzten Mal mit.*

Erleichterung durchflutete sie. Offenbar schien die Anbahnung auch dieses Mal wie geplant verlaufen zu sein. Der Patriarch hatte wohl wie üblich einen seiner Handlanger geschickt, um die Ware entgegenzunehmen. Er selbst ließ sich seit dem ersten Deal nicht mehr persönlich blicken, denn er versuchte, der Gefahr eines Skandals aus dem Weg zu gehen. Seine Leute dagegen konnte er verheizen – und das tat er auch. Bisher war Kasra fünf dieser armen Schweine begegnet. Sie fragte sich, ob sie es dieses Mal wieder mit einem neuen Gesicht zu tun haben würde.

Routiniert kalibrierte sie ihr AR-Modul für den Nachtbetrieb und legte den Brustpanzer an. Wie immer befolgte sie ihr persönliches

Sicherheitsprotokoll, bevor sie zum Treffpunkt ging. Der Job war gefährlich, doch sie liebte den Nervenkitzel – und sie lebte für ihre Ware.

Auf dem Weg nach draußen warf sie einen letzten liebevollen Blick durch die angelehnte Tür in den kleinen, fensterlosen Nebenraum, dessen Inhalt sie viele Jahre hinter Gitter bringen könnte.

Die Straßen glänzten vom sauren Regen. Die Neonlichter der billigen Clubs, Bordelle und Warenhäuser spiegelten sich in den Pfützen. Es stank nach Exkrementen und verbranntem Plastik. Hier und da saßen Obdachlose und Junkies in den Häusereingängen und brabbelten wirres Zeug vor sich hin.

Kasra ging mit hochgeklapptem Kragen und Kapuze, um un-erkannt zu bleiben. An der Straßenecke vor dem Treffpunkt standen zwei Stricher, die ihr anzügliche Bemerkungen hinterherriefen. Sie ignorierte die beiden und versuchte, noch tiefer in ihrer Kapuze zu verschwinden. Ihre Hand krampfte sich um die kleine schwarze Tasche, in der sich die Ware befand.

Kasra betrat die Lagerhalle, in die durch die alten, blinden Fenster nur wenig Licht von draußen fiel. Für einen Augenblick beschlich sie das Gefühl, beobachtet zu werden.

*Der Deal, Kasra, konzentrier dich auf den Deal,* tadelte sie sich selbst.

In der verlassenen Lagerhalle stapelten sich alte Zementsäcke und Bauschutt. An der gegenüberliegenden Seite standen mehrere leerstehende, völlig verrostete Schiffscontainer. Am Rand der Halle saß ein junger Mann in einem fleckigen, grauen Kapuzenpullover auf einer Holzkiste.

Sie ging vorsichtig auf ihn zu, während er etwas umständlich aufstand. An der steifen Bewegung glaubte Kasra zu erkennen, dass er ein künstliches Bein trug. Im Grunde genommen nichts Ungewöhnliches, allerdings handelte es sich offensichtlich um keines von so hoch entwickelter Technologie, wie es sich Menschen mit einem halbwegs passablen Job leisten konnten. Der Patriarch zahlte allem Anschein nach nicht besonders gut.

*Nicht mein Problem,* dachte Kasra, *solange ich meine Kohle bekomme.*

Etwa anderthalb Meter vor dem Boten blieb sie stehen. Sie nickte ihm kurz zu, ohne die Kapuze abzuziehen. Der Handlanger erwiderte ihr Nicken und kam ohne Umschweife zur Sache. Schweigsam – und professionell. Das Geld übergab er ihr korrekt abgezählt in einem Umschlag und prüfte im Anschluss sofort die Ware, die sie ihm überreichte. Kontrollierend schnupperte er daran, wog sie mit einer kleinen Federwaage nach und nickte zufrieden. Dann drehte er sich großlos um und entfernte sich durch den linken Seitenausgang, der von jahrzehntealten, ungenutzten Schwerlastregalen eingerahmt wurde.

Kasra verließ die Lagerhalle wieder durch den Hinterausgang, durch den sie gekommen war. Die beiden Stricher standen noch immer an der Ecke. Sie konnte auf die Entfernung hören, wie sie sich um eine Zigarette stritten.

Kasra ließ das verwinkelte Industriegelände hinter sich und erreichte wenig später wieder die Hauptstraße. Aber-mals beschlich sie das Gefühl, beobachtet zu werden. Ruckartig wandte sie sich um, doch sie konnte im regennassen Dunkel nichts Auffälliges erkennen. Sicherheitshalber lief sie schneller weiter – die Hände in den Manteltaschen, das Gesicht tief in den Mantelkragen vergraben.

Irgendetwas erschien ihr merkwürdig. Als sie am alten Pornokino vorbeihuschte, das seit Jahrzehnten leer stand, und für einen kurzen Augenblick keine Sirenen mehr in der Ferne erklangen, hörte sie es plötzlich. Ein gestaltloses Surren über ihr, das wie die Flügelschläge von Libellen klangen. Kasra riss den Kopf hoch. Nur wenige Meter über ihr schwebte eine Drohne. Sie wurde also doch verfolgt!

Hektisch beschleunigte sie ihren Schritt und bog nach rechts in eine kleine Gasse ab. Die schwarze Drohne folgte ihr. Unerbittlich flog sie jede Abzweigung entlang, die Kasra nahm, verfolgte jeden Haken, den sie schlug. Inzwischen rannte sie – kaum wahrnehmend, wo sie sich befand – und stürzte blind durch die Straßen.



Wohin? Wohin sollte sie nur fliehen? Wenn sie jetzt nach Hause gingen, stünden innerhalb von zwanzig Minuten die Bullen vor ihrer Tür. Vielleicht sollte sie sich im alten Schwimmbad verstecken? Nein, die Stricher, die sich dort herumtrieben, verteidigten ihr Revier mit eiserner Härte. Sollte sie zur nächsten U-Bahn-Haltestelle rennen und darauf hoffen, dass die Drohne ihr nicht folgte? Zu gefährlich. Womöglich säße sie dann erst recht in der Falle. Überfälle waren in den U-Bahnhöfen so gängig geworden, dass dort verstärkt Polizeieinsätze stattfanden. Ein Gefühl der Panik kroch in Kasra hoch. Ihre Hände schwitzen, und ihr Puls raste. Was, wenn sie den Verfolger nicht abschüttelte?

Da sah sie ihn: Ein einzelner Backstein lag neben einer überquellenden Mülltonne zwischen den stinkenden Essensresten und halb verwesenen Ratten. Kasra zögerte nicht lange. Sie griff nach dem Stein, drehte sich um, zielte – und schleuderte ihn direkt in Richtung des kleinen roten Lichts, das an der Drohne leuchtete.

Der Wurf hatte gesessen. Ein Krachen, ein wütendes Brummen, dann ging ihr Verfolger zu Boden. Kasra nahm sich nicht die Zeit, um sich zu vergewissern, ob die Maschine wirklich zerstört war. Sie rannte davon, so schnell ihre Beine sie trugen, und hoffte inständig, dass keine weitere Polizeidrohne hinter ihr her war.

Kasra war durchgeschwitzt, regennass und außer Atem, als sie nach vielen Abzweigungen am Ende der vierspurigen, von einem unablässigen Fahrzeugstrom gefluteten Straße endlich Apartmentblock 664 sah. Gegenüber, vor dem MERILAND INN, schrie sich ein Pärchen auf offener Straße lauthals an. An der Kreuzung davor hörte sie ein Auto scharf bremsen, woraufhin mehrere andere Wagen in ein Hupkonzert ausbrachen.

Kasra legte zitternd den rechten Zeigefinger auf das Sensorfeld, doch die Eingangstür öffnete sich nicht. »Verdammt«, zischte sie. »Ist dieser Scheiß schon wieder kaputt?!«

Dann musste sie den Code eben manuell eingeben.

*Fünf, drei, Punkt, Tilde, sieben ...*

Sie schaffte es trotz ihrer zitterigen Hände und dem bis zum Hals schlagenden Herzen, den zwölfstelligen Code auf Anhieb fehlerlos einzutippen. Zwei Stufen auf einmal nehmend eilte sie durch das nach Urin stinkende Treppenhaus bis in den siebten Stock hinauf. Erst als die Wohnungstür hinter ihr ins Schloss fiel, atmete sie erleichtert auf, sank auf den Boden und umarmte ihre angezogenen Knie.

Das war verdammt knapp gewesen! Sie musste besser aufpassen. Tibor musste die Gegend außerdem in Zukunft vor den Deals gewissenhafter auskundschaften. Das Schlimmste war jedoch, dass sie sich nun einen neuen Übergabeort suchen musste, obwohl sie mit der alten Lagerhalle einen vermeintlich perfekten Platz gehabt hatte. Einen neuen zu finden, würde sie Monate intensiver Beobachtung kosten. Sie seufzte schwer. Doch die Freude darüber, nochmal glimpflich davongekommen zu sein, wog schwerer als der Ärger über die notwendige Suche nach einem neuen, unbeobachteten Ort für ihre geschäftlichen Treffen.

Kasra stand auf und ging in den kleinen, fensterlosen Nebenraum. Die UV-Lampe verlieh den Pflanzen ein unwirkliches Licht.

»Und alles nur für ein bisschen verbotenen Genuss«, murmelte sie vor sich hin und lächelte, als sie mit den Fingerspitzen über die prallen, reifen Tomaten strich und den würzigen, fruchtigen Geruch nach echtem Garten einsog.

~ ~ ~

© V. A. Kramer | Erstveröffentlichung

© Illustration: Patrick Schuck (S. 141)

*V. A. Kramer ist ein Kind der frühen 1980er und seit damals hoffnungslos dem Eskapismus in fantastische Welten verfallen. Beruflich beschäftigt sich die Politologin mit guter Kommunikation und anderen Utopien. V. A. Kramer lebt im Süden Deutschlands über den Dächern ihrer Wahlheimat und hat von dort den besten Blick auf ihren Sehnsuchtsort: die unendliche Weite des Weltraums. Ihr erster Roman, der Space-Western »Ilka McCree«, erschien 2021.*

KORNELIA SCHMID

# DER LETZTE SPLITTER FARBE

Der Leuchtstab glomm bläulich und erhellte kaum die rauen Wände des Stollens. Das Sirren ihrer Sauerstoffversorgung klang Valla in den Ohren. Sie beugte sich hinab, bis das Sichtfenster ihres Helms gegen den schwarzen Fels stieß. Ihr Augenlicht war so schwach geworden, dass sie das Funkeln nicht mehr erkennen konnte, wenn es denn da war. Früher hatte ihr das matte Licht ausgereicht, um schon von Weitem den Glanz eines Kristalls auszumachen. Jetzt verließ sie die Minen oft mit leeren Händen. Und ohne die Kristalle, also das Jilrum, gab es auf Quaro nichts als Leere. Der Planet war die Heimat der Gildis, die Menschen hingegen Eindringlinge, die in dieser kargen Welt nur mit großer Anstrengung überlebten. Manche der Arbeiter waren erst vor ein paar Jahren auf dem Eisplaneten angekommen, andere wie Valla schufteten schon viel länger in den Minen. Damit die Kristalle als Pulver verarbeitet in die Treibstofftanks der Raumschiffe wanderten und das Getriebe der Wirtschaft im All am Laufen blieb.

Valla zog die Handschuhe herunter und steckte sie in ihren Gürtel. Die klirrende Kälte biss in ihre Haut. Der Stein unter ihren Fingerkuppen war durchsetzt von winzigen Spitzen.

Sie legte den Leuchtstab auf den Boden und hieb mit dem Pickel gegen den Fels. Kleine Splitter sprangen ihr entgegen, doch der Helm schützte sie, und ihre Hände waren von der Kälte schon so taub, dass sie nichts mehr spürte. Die schweißtreibende Hitze auf ihrem Rücken drang nicht in ihren übrigen Körper vor.

Ihre Muskeln begannen zu schmerzen, und die Hacke wog immer schwerer, dann löste sich endlich ein Brocken aus der Wand. Sie konnte ihm gerade noch ausweichen, als er zu Boden fiel. Valla stemmte ihn mühsam hoch,

bevor sie sich auf den Rückweg machte. Den Leuchtstab schaltete sie aus, um Energie zu sparen.

Die Schwärze der Tunnel breitete sich in alle Richtungen aus. Valla tastete sich voran, drehte sich an einer engen Stelle seitlich und duckte sich, als sie eine niedrige Öffnung erreichte. Nach einer Weile stieß sie gegen eine der Loren, die schon lange nicht mehr benutzt wurden. Trotzdem hatte sie niemand aus den Tunneln entfernt. Warum auch. Vermutlich hegten alle die Hoffnung, dass man irgendwann wieder eine Stelle finden würde, an denen viele der türkisfarbenen Kristalle wuchsen. Dann würden sie die Wagen endlich wieder benötigen.

Ein weißer Schimmer färbte die Finsternis grau. Valla blinzelte und beschleunigte die Schritte. Die durch die geringe Schwerkraft verursachte hopsende Gangart war ihr längst zur Gewohnheit geworden. Tatsächlich wusste sie nicht mehr, wie sie sich damals in der Heimat bewegt hatte. Irgendwo hinter ihr klangen die metallenen Schläge der Hacke eines anderen Arbeiters, doch sie verstummten schnell.

Dann strich ihr ein eisiger Windhauch entgegen, der sie sogar durch ihren Schutzanzug hindurch frösteln ließ. Vor allem unten an den Knien, wo die Schicht aus Plastik und Stoff abgewetzt genug war, um kaum noch zu isolieren.

Valla atmete aus, woraufhin ihr Sichtfenster beschlug. In den dunklen Wintern auf Quaro war die Sonne für Monate nicht sichtbar. Immerhin hingen drei der fünf Monde am Himmel und tauchten die Weite der eisverkrusteten Felsenlandschaft in glitzernden weißen Schein, während hinter ihnen ein Funkenregen aus Sternen blitzte. Valla legte den Brocken ab und schaltete erneut den Leuchtstab ein, bevor sie sich bückte.

Kein türkisfarbener Jilrumschimmer. Valla strich seufzend über die Fläche. Falls sich dort Kristalle befanden, dann so winzige, dass es nicht zählte. Sie besaßen auf Quaro kaum Werkzeuge, um etwas derart Feines zu entfernen. Valla verzog die Lippen und kickte den Klumpen weg. Er segelte ein Stück durch die Luft, bevor er wieder auf dem Boden aufkam und sich inmitten des Eises verkeilte.

Sie wollte gerade in die Container zurückgehen, als sich ein Schatten über sie legte. Das knarrende Motorengeräusch eines Schiffs der *Jilrum Industries*-Flotte erfüllte die Luft. Ein blauer Schleier hing von den Treibstoffausstößen wie eine Fahne hinter dem Gefährt. Valla war auf einmal dankbar für ihren lächerlichen Sauerstoffhelm, denn er dämpfte den Lärm zumindest ein wenig. Sie begriff, dass sie inmitten der markierten Landebahn stand, ohne es zu bemerken, weil die roten Linien zu sehr von Eis überwuchert waren. Hastig eilte sie davon und sah nicht mehr zurück.

Valla drückte auf den Schalter des Helms und legte ihn zusammen mit ihrer Sauerstoffflasche ab. Dann schälte sie sich aus ihrem zerschlissenen Schutzanzug und hängte ihn an einen Bügel. Ein paar Krümel Steinstaub hingen an der orangefarbenen Oberfläche.

In ihren Händen war kaum noch Gefühl, und so rieb sie sie eine Weile aneinander, bevor ihr Blick auf die Uhr fiel. Es war erst zwei Stunden nach Mittag. Valla runzelte die Stirn. Egal, wie viele Jahre sie in den Stollen arbeitete, es gelang ihr nicht, ein Zeitgefühl zu entwickeln. Auf Quaro verlief die Zeit anders als auf ihrem Geburtsplaneten. Diesem grünen Planeten, wo die Pflanzen ganz von selbst wuchsen und die Dunkelheit niemals länger als ein paar Stunden währte.

Unter der Uhr befand sich ein gerahmtes Bild ihrer Eltern. Jung sahen sie beide aus. So lange her. Für sie war Valla zu den Minen aufgebrochen. Um das Geld für ihre Altersversorgung zu verdienen. Das Leben inmitten der grünen Hügel war teuer, aber die beiden nach so langer Zeit auf einen anderen Planeten abschieben? Das hätte sie niemals getan. Wer

sollte sie denn dort besuchen? So würden bei ihrem Tod zumindest ihre Schwester und ihr Bruder anwesend sein.

Valla atmete aus und rieb sich die Augen. In den Räumen der Containersiedlung war es genauso hell wie draußen finster. Die Pflanzen an den Wänden brauchten das Licht, und die Menschen brauchten die Pflanzen. Im Boden rumorten Schmelzgeneratoren, die das Einzige benötigten, was es auf diesem Planeten im Überfluss gab: Eis.

Obwohl Valla keinen Hunger verspürte, machte sie sich auf den Weg in die Kantine. Sie schloss die Tür ihres kleinen Zimmers hinter sich und folgte dem Verlauf der Tunnel, die durchdrungen waren vom grellen Schein der runden Leuchten, der auf die schmierig grünbraunen Wände fiel. Valla mochte diese Pflanzen nicht, die jedes Fleckchen Beton überwucherten und ihre Finger um alle Kanten schlangen. In ihrem Zimmer stand ein Bonsaibäumchen. Es sollte sie an ihre Jugend erinnern, als es so etwas noch in groß gegeben hatte. Natürlich würden auf Quaro niemals Bäume wachsen.

Valla stieß die Tür auf, nahm sich ein Tablett und stellte sich fürs Essen an. Heute gab es wieder nur die bräunliche Pampe, bei der sie es nicht wagte nachzufragen, worum es sich handelte. Seb sagte, es handele sich um Alienfleisch.

Am Tisch saß er heute neben ihr und schluckte das Zeug mit wesentlich mehr Elan, als angemessen war. Seb behauptete zwar, er sei schon sechzehn, aber außer den Zuständigen bei *Jilrum Industries* glaubte ihm das niemand. Valla stellte sich manchmal vor, dass er in einem anderen Leben vielleicht ihr Enkelsohn wäre. Die Ankunft auf Quaro hatte ihren Kinderwunsch zerstört. Die *Jilrum Industries* finanzierte niemanden, der nicht in den Minen arbeiten konnte. Kein Urlaub, keine Kinder. Sie hatte das gewusst. Nur was es bedeutete, das hatte sie nicht wahrhaben wollen.

Wenn sie den Vertrag früher unterschrieben hätte, in Sebs Alter, wäre die Zeit auf Quaro längst verstrichen. So aber ... Sie wusste ohnehin nicht, wo sie sonst hingehen sollte.



Patricia  
7.10.22

»Weißt du«, sagte Seb schmatzend, »die aus dem Schiff haben gesagt, jetzt werde alles besser.«

Valla runzelte die Stirn. Soweit sie sich erinnerte, sagten die vom Schiff immer nur, sie sollten sich glücklich schätzen, nicht alle von Robotern ersetzt zu werden. Aber Valla kannte natürlich die Wahrheit. Das Geschäft der *Jilrum Industries* lief nicht mehr so gut, nachdem immer weniger Kristalle abgebaut wurden. Weniger Kristalle bedeutete weniger Treibstoff, weniger Schiffe, die Aktienkurse sanken. Die konnten sich überhaupt keine Roboter leisten. Was auch immer jetzt besser werden sollte, das hatte bestimmt nichts Gutes zu bedeuten.

»Wann hast du mit ihnen gesprochen?«

»Gerade eben.« Er grinste. »Sie wollen uns mit der Flotte abholen.«

»Was?« Valla konnte den Jungen nur dämlich anstarren. »Sie wollen was?«

»Sie machen die Minen dicht. Lohnt sich nicht mehr.«

Valla schüttelte den Kopf. Weiter als bis zu den Robotern hatte sie nie gedacht. Die Minen dichtmachen? Das war so unwirklich wie ein Sommertag im Gras.

»Und was dann?«

»Sie bringen uns alle weg von hier. Nach Xami. Dort können wir ein neues Leben beginnen.« Ein dümmliches Lächeln zeichnete sich auf Sebs Lippen ab. Unter anderen Umständen hätte Valla vielleicht gelacht.

»Ich bin zu alt für ein neues Leben«, sagte sie aufgebracht. »Außerdem, was glaubst du, wirst du auf Xami finden? Ewigen Fels und finstere Tunnel.«

Seb schluckte, bevor er schließlich die Schultern hob. »Warum regst du dich dann auf?«

So genau wusste Valla das selbst nicht. Natürlich war ihr der Gedanke gekommen, dass sie die Reise in ihrem Alter unter Umständen nicht überlebte, aber das war nicht der eigentliche Grund.

»Keinen Hunger«, sagte Valla und schob die halb geleerte Schüssel von sich weg. Wenn ihr Magen später knurrte, würde sie es vermutlich bereuen, aber im Moment war ihr so übel, als hätte sie säckeweise Kristallstaub geschluckt.

Es dauerte noch gut eine Stunde, bis eine monotone Computerstimme durch die Sprechanlagen die Evakuierung des Komplexes ankündigte. Nur eine einzige Nacht würden sie noch hier schlafen, bevor es morgen losginge – auf direktem Wege nach Xami.

Auf einmal fand Valla die glitschigen Pflanzen an den Wänden doch recht nett.

Es war Nacht, aber die gleichförmige Landschaft auf Quaro sah nicht anders aus als tagsüber: Weite weiße Felder unter schwarzem Himmel. Valla stapfte als Einzige hier draußen herum. Und vermutlich bedauerte sie auch als Einzige, Quaro zu verlassen. Ein paar Dummköpfe schmissen gerade noch eine Party. Valla wollte nicht in ihrer Nähe sein.

Durch die Luft dröhnte wieder das Grollen eines Motors, als ein weiteres Raumschiff landete. Valla wandte sich nicht um.

Die Container lagen schon so weit hinter ihr, dass sich ihre Konturen kaum mehr von der Landschaft unterschieden, als Valla plötzlich glaubte, ein türkisfarbenes Funkeln vor sich zu entdecken. Sie erstarrte und hob ihren Leuchtstab. Mit zusammengekniffen Augen fixierte sie angestrengt die Eiskruste und glaubte es schließlich erneut zu sehen. Kein Kristall, die befanden sich nur in den Minen. Also musste es sich um ein Gildis handeln. Valla spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte.

Es gab kaum noch Gildis auf Quaro. »Aliens« nannten sie die meisten Arbeiter, dabei waren sie es doch in Wirklichkeit, die vor dreißig Jahren als Fremde auf diesen Planeten gekommen waren. Damals waren die Gildis in Scharen herumgeschwirrt, inzwischen sah man sie kaum noch. *Jilrum Industries* hatte dafür gesorgt. Kein Ungeziefer auf »ihrem« Planeten. Keine Behinderungen in den Minen – und die Gildis taten alles, um zu behindern. Zumindest am Anfang. Vielleicht wäre es anders gekommen, hätte man mit ihnen kommunizieren können, doch sie verursachten keinerlei Laute, die man in irgendeiner Weise als Sprache identifizieren konnte. Als Valla von den Jagden gehört hatte, hätte sie beinahe alles hingeschmissen, aber so leicht kam man von Quaro nicht weg, und viel schwerer verließ man den

Vertrag, wenn man ihn einmal unterschrieben hatte. Also war die *Jilrum Industries* mit aller Härte gegen die Gildis vorgegangen. Valla war die Einzige gewesen, die diese Härte laut als »Massenmord« bezeichnet hatte. Sie war dafür ausgelacht worden. Denn eine Kündigung war sie nicht wert.

Valla beschleunigte ihre Schritte, immer weiter geradeaus, direkt auf den blauen Punkt zu, der letzte Splitter Farbe in dieser Ödnis.

Das Gildis lag reglos im Schnee. Sein Körper war etwa so groß wie ein Käzchen, nur viel schlanker, mit dünnen Armen und Beinen, von blaugrauer Haut überzogen. Das Auffälligste waren die gewaltigen Flügel, ein wenig wie die von Libellen, nur türkis im Licht des Leuchstabs. Nicht, dass Valla sich noch sonderlich detailliert erinnert hätte, wie Libellen oder Käzchen aussahen. Doch die Gildis, die kannte sie. Große schwarze Augen blickten sie an, blinzelten langsam. Es war noch am Leben.

Valla kniete sich hin und hob das Gildis vorsichtig mit ihren behandschuhten Händen auf, um es auf ihren Schoß zu betten. Das Wesen wehrte sich nicht. Im Gegenteil, es schien sogar dankbar. Sie hätte schwören können, dass es lächelte. Nicht mit dem Mund, der öffnete sich nur leicht. Es war vielmehr ein kurzes Flackern im Abgrund seiner Augen.

Dann erst entdeckte Valla die Wunde. Das Wesen hatte ungünstig gelegen, sodass die blutige rechte Körperhälfte mit dem Schnee verschmolz. Gebrochene Flügel, ein Arm seltsam verrenkt. Eine Kollision mit dem Raumschiff, vermutlich. Die Gildis waren flink, jedoch nicht schnell genug, um den Schiffen auszuweichen, wenn sie auf Quaro zurasten und damit massenweise Kristalle verbrannten, die sie von eben hier herbeischafften, direkt aus der Heimat der Gildis.

Valla schluckte. Selbst wenn sie Verbandszeug dabeigehabt hätte, würde es nichts nützen. Das Wesen war verloren, egal, was sie versuchte, sich einzureden.

Unter ihrem Helm lächelte Valla ebenfalls, obwohl sie sich nicht sicher war, dass das Gildis es sah, geschweige denn verstand. Doch es blinzelte wieder, krallte die Finger in ihren Ärmel und blickte sie an. Eine Ewigkeit lang.

Valla zog die Handschuhe aus. Irgendwie glaubte sie, es dem Wesen schuldig zu sein, es nicht zu packen wie einen Steinbrocken. Seine Haut fühlte sich viel zu kühl an und seltsam rau. Schuppen? Kleine Erhebungen wie der Kristallstaub auf den Steinen in den Minen.

Valla hielt den Körper des Gildis in den Armen, bis er zu zucken aufhörte. Dann begann seine Haut zu strahlen, und ein grelles türkisfarbenes Leuchten hing einen Moment lang in der Luft, bevor es sich in den Boden senkte, im Schnee glühte und verschwunden war. Valla starrte mit offenem Mund auf den Kristallstaub, der zwischen ihren Fingern zerrann und über das Plastik ihres Schutzanzugs glitt. Dann war das Wesen fort.

Das Licht, die gläsernen Flügel, die Schuppen auf der Haut. Der Kampf gegen die Gildis, eine Zeitlang alles voller türkisfarbener Spitzen – und dann immer weniger. So viele Jahre hatte sie Jilrum geerntet und war nie auf diesen Gedanken gekommen?

Valla hätte ihr Leben darauf verwettet, dass im selben Moment irgendwo in den Minen ein Kristall wuchs. Sie japste und taumelte zurück. Der letzte Staub rieselte von ihrem Anzug herunter und verlor sich im Schnee. Auf einmal hatte sie Tränen in den Augen. Die Landschaft verschwamm, und Valla brüllte. Das Sichtfenster ihres Helms beschlug, doch ihre Schreie blieben ungehört.

Die *Jilrum Industries* und wer auch immer sonst noch durchs All flog, sie alle betrieben ihre Schiffe mit den erstarrten Seelen unschuldiger Geschöpfe. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft auf Quaro glühte Vallas Körper vor Hitze. Der Zorn trieb ihr Schweiß in den Nacken und ließ dicke Tropfen über ihre Stirn rinnen. Sie ballte die Hände zu Fäusten und blickte sich nach der Containerlandschaft um, doch sie konnte nicht einmal mehr genau benennen, in welcher Richtung sie lagen.

Niemand würde ihr glauben, wenn sie von diesem Verbrechen erzählte. Sie würden alle lachen, so wie immer. Die *Jilrum Industries* konnte die Sache unter den Teppich kehren, vermutlich würde kein einziger Journalist über das berichten, was Valla zu erzählen hatte. Sie war nur ein kleines Licht im Univer-

sum. Ein Licht, das verlöschen würde, genau wie die Seelenlichter der Gildis.

Sie wusste nicht, wie lange sie im Schnee saß. Die Hitze erlosch, genauso wie ihr Leuchstab, der nun nutzlos neben ihr am Boden lag.

Es war traurig, sich das einzugestehen, aber Quaro war ihre Heimat. Sie würde nicht mehr von hier fortgehen. Nicht nach Xami und auch nicht zurück auf ihren grünen Planeten. Dort gehörte sie nicht mehr hin.

Valla wandte den Kopf zu den fernen Containern. Jetzt waren sie wieder deutlich erkennbar, denn überall flammten Lichter. Vermutlich die Scheinwerfer der Raumschiffe, die sich zum Aufbruch rüsteten.

Valla stemmte sich mühsam in die Höhe. Vor ihren Augen leuchtete es türkis. Noch mehr sterbende Gildis? Oder etwas Anderes? Ihre Siedlungen vielleicht? Niemand hatte sich je Gedanken gemacht, wie und wo die Gildis lebten. Man hatte einfach angenommen, sie kämen aus dem Boden gekrochen.

Einen Schritt nach dem anderen wanderte sie immer weiter in die Eiswüste hinein, schrieb mit ihren Schritten die Botschaft in den Schnee. Ihr Sauerstoff würde nicht ewig reichen, es gab keine Nahrung, kein Brennmaterial. Doch das war nicht wichtig. Wichtig war nur die Botschaft, die sie mit den Füßen schuf, so groß, dass man sie von der Luft aus lesen konnte.

Ihre Worte würden nichts nützen. Niemand kümmerte sich um das Geschwätz einer verrückten Alten, die ohnehin schon immer jeder ausgelacht hatte. Aber wenn die Leute von der *Jilrum Industries* später ihren kalten Körper

fanden, dann würden auch sie nicht vertuschen können, wofür sie gestorben war. Dann würden die Journalisten in Scharen über das Bild berichten, das sie auf Quaro zurückgelassen hatte. Und vielleicht würde sich irgendjemand doch dafür entscheiden zu glauben, dass alles, was die *Jilrum Industries* erschaffen hatte, mit unzähligen Toden erkaufte war.

Valla lächelte noch einmal. Zwei Gildis flatterten über ihrem Kopf, mit blitzenden Augen. Und sie wunderte sich, dass sie es ihr nicht übelnahmen, ihre Seelen aus dem Boden geschlagen zu haben.

~ ~ ~

© Kornelia Schmid | Wiederveröffentlichung

© Illustration: Patrick Schuck (S. 141)

*Kornelia Schmid* wurde 1993 in Regensburg geboren und hat dort Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie studiert. Ihren ersten Roman begann sie im Alter von zwölf Jahren. Inzwischen schreibt sie hauptsächlich Kurzgeschichten im Bereich Fantastik – egal ob andere Welten, futuristische oder historische Settings. Ihre Kurzgeschichten erscheinen regelmäßig in Anthologien. Mehr zur Autorin unter: [www.kornelia-schmid.de](http://www.kornelia-schmid.de)

## DELETE VOLKER DORNEMANN

Ich bin Og 30 Jahre zurück in die Vergangenheit gefolgt. Er versucht, die Geschichte zu ändern, und mein Job ist es, ihn daran zu hindern.

Ihn aufzuspüren war nicht leicht, doch nun stehe ich ihm in einer Seitengasse gegenüber. Bei ihm ist ein Junge um die 14, den er mit einer Pistole bedroht.

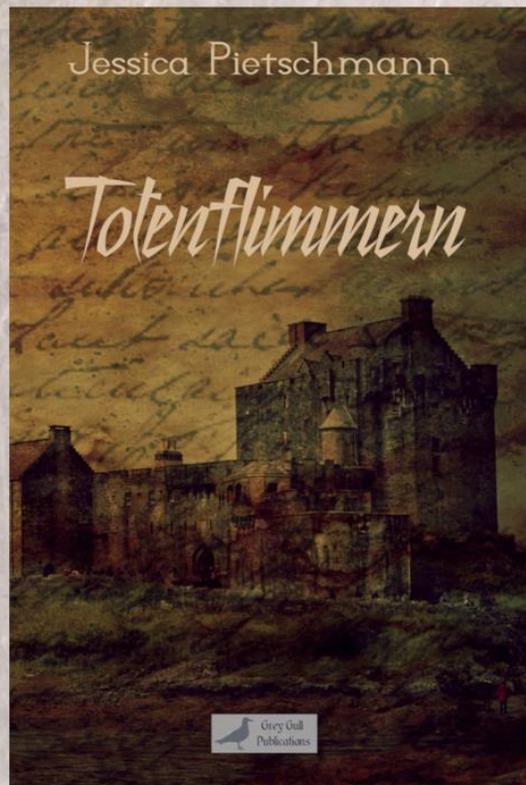
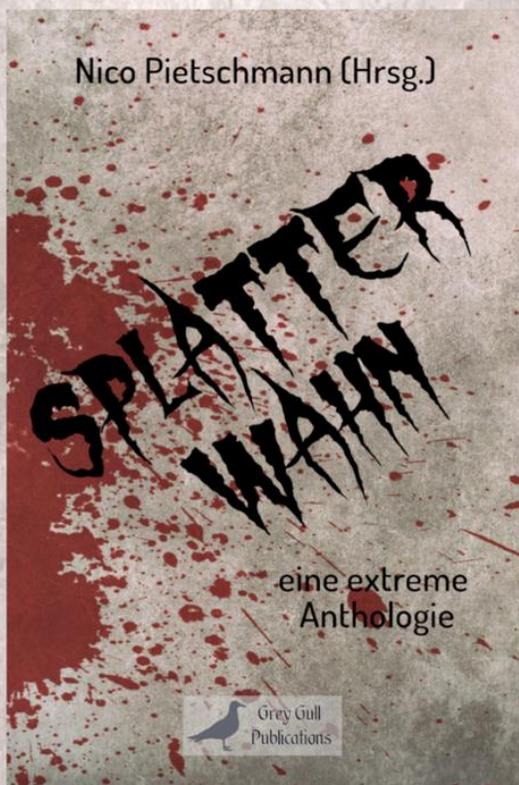
»Das Spiel ist aus, Og«, rufe ich. Er grinst mich an – und schießt. In dem Moment, als der Junge stirbt, löst sich Og in Luft auf.

Verwirrt frage ich mich, was ich hier tue. Und wen ich eigentlich jage.



# Grey Gull Publications

Horror, Thriller, Mystery



FÜNF JAHRE WAR ER  
AUF DER SUCHE ...

FÜNF LANGE JAHRE, BIS ES IHM GELANG  
DAS HAVARIERTE SCHIFF SEINER FRAU  
AUF DIESEM PLANETEN ZU FINDEN.

# DAS LANGE WARTEN

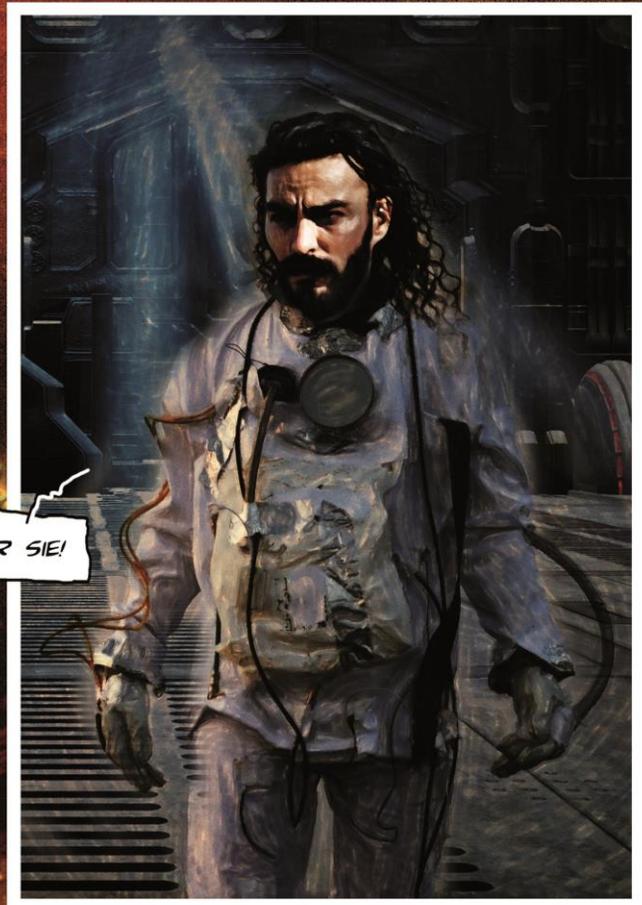


WAS SAGT DER SCAN?  
LEBT SIE NOCH?

STORY & ART: DETLEF KLEWER – KRITZELKUNST



SIE LEBT!  
DIE BIODATEN  
BESTÄTIGEN ES.



HOLEN WIR SIE!



EINE SELTSAME VEGETATION ...  
ABER ICH SEHE DAS WRACK!



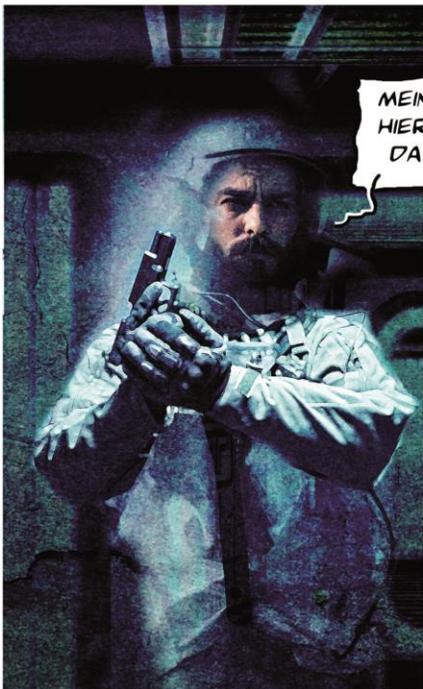
DIE LEBENSZEICHEN  
KOMMEN AUS DEM  
INNEREN.



ICH GEHE  
REIN!



HIER IST EINE  
GRAUENVOLLE  
KREATUR ...

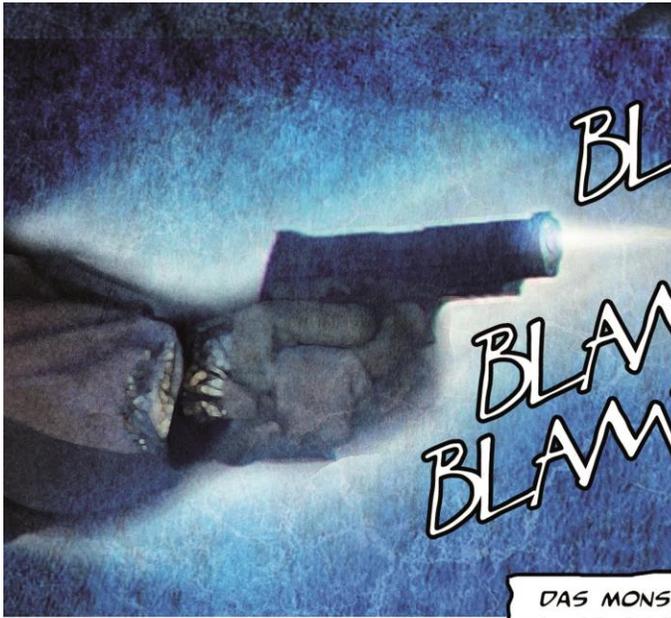


MEINE FRAU IST  
HIER. ICH KNALL'  
DAS DING AB!



NEIN!





DAS MONSTRUM  
IST ERLEDIGT. WAS  
SAGT DER SCAN?  
WO IST MEINE  
FRAU?



DIE VEGETATION  
DES PLANETEN HAT  
DEN KÖRPER DEN  
LEBENSBEDINGUNGEN  
ANGEPASST ...

ES TUT MIR SO LEID ...

DAS WESEN WAR  
DEINE FRAU ...



AAAAAAHHH!

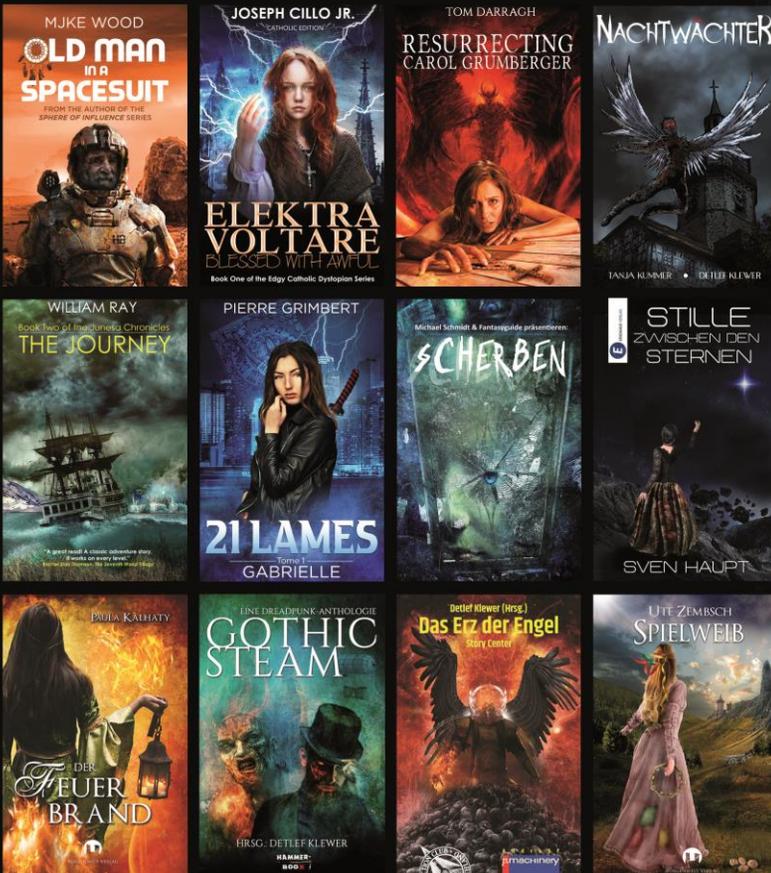


**Detlef Klewer** lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und zwei Katzen am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 1970er Jahren in Alternativzeitschriften wie »Am Erker«, »Ulcus Molle« oder »Innisfree«. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen »Heavy Metal/Metal Hurlant«-Ableger »Schwermetall« liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. Sein letzter Comic »Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3« wurde 2017 mehrfach preisgekrönt. Derzeit arbeitet er als selbstständiger Coverdesigner, Illustrator und Comiczeichner für verschiedene Verlage und Selfpublisher. [www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)

# KRITZELKUNST

illustration - coverdesign - comic

Für Verlage und Selfpublisher  
[www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)  
[www.facebook.com/kritzelkunst.de](https://www.facebook.com/kritzelkunst.de)



Infos und Anfragen unter: [klewer@kritzelkunst.de](mailto:klewer@kritzelkunst.de)

ULF FILDEBRANDT

# DER WINTER MEINER SEELE

## Verteidiger der Stadt

Die Feuerkugel schoss über Asasel hinweg und traf den Stall hinter ihm. Das Holz ging in Flammen auf. Die Funken flogen bis zu dem Steinhaus daneben.

Asasel umklammerte sein Schwert und rannte auf die Stadtmauer zu. Ein ausgefranstes Loch klaffte im Bauwerk und gab den Blick auf das Gebiet außerhalb der Stadt frei. Unzählige Gestalten, aufrecht gehenden Wölfen gleich, drängten sich durch die Passage, kamen aber nicht voran. Die Stadtwache schlug auf die Lykaner ein, wehrte sich mit Leibeskräften und versperrte ihnen so den Weg. Die Soldaten kämpften wild entschlossen, um keines der Geschöpfe in die Stadt zu lassen.

*Wenn sie den Durchgang verlieren, fällt Wolantha Gort,* erklang eine Stimme in Asasels Gedanken.

Er warf seiner Waffe einen kurzen Blick zu. In den letzten Tagen hatte sein Schwert geschwiegen, doch die Aussicht auf Blut weckte es auf. Magie hatte die Seele des alten Schwertmeisters Dschibril mit dem Stahl verbunden und verstärkte jeden Schlag, den Asasel ausführte. Dschibril begleitete Asasel seit Jahren. Gemeinsam waren sie unsiegbar.

*Wir werden unser Bestes geben,* erwiderte Asasel, und ein Grinsen erschien auf seinem schmalen Gesicht. Schwarze Haare fielen ihm in die Augen. Mit ganzer Kraft rannte er dem Kampf entgegen. Dort standen Freund und Feind so dicht beieinander, dass die Wächter mit ihren Schwertern nicht richtig ausholen konnten.

Ein Lykaner löste sich aus dem Gemenge und hetzte auf Asasel zu. Er sprang mehr, als

dass er lief. Sein tierhaftes Gesicht zeigte jedoch auch die Züge eines Menschen. Die Zähne im Maul waren so lang wie Finger, und an den Händen saßen messerscharfe Krallen. Blut tropfte davon herab.

Asasel riss sein Schwert hoch und schlug auf den Angreifer ein. Der Stahl fuhr durch die Arme wie durch Papier und schnitt die Gliedmaßen sauber ab. Kreischend sank der Lykaner zu Boden und starrte auf die Stümpfe, aus denen das Blut sprudelte.

Mit einem einzigen Hieb trennte Asasel den Kopf vom Körper. Der Schädel klatschte in den Schlamm. Asasel warf noch einen kurzen Blick auf den Toten und stürzte dann zum Knäuel von Kämpfenden im Mauerdurchbruch. Einige von ihnen wandten sich ihm zu, und er wehrte sich mit Erfolg, bis sich die fremdartigen Wesen von ihm fernhielten. Um ihn herum entstand eine freie Fläche, die kein Gegner freiwillig betrat.

»Ich habe eine Aufgabe für dich«, hörte er eine Männerstimme.

Mit erhobener Waffe drehte Asasel sich im Kreis und entdeckte einen Mann, nur ein paar Meter von ihm entfernt. Er trug eine Lederhose, schwarze, abgelaufene Stiefel und ein Kettenhemd. In den Händen hielt er eine Streitaxt. Er war nicht mehr jung, seine kurzen Haare färbten sich bereits grau, aber im Gesicht lag Entschlossenheit. Unter seiner Kleidung zeichneten sich Muskeln ab, sodass er fast so kräftig wie Asasel schien.

*Ein Verrückter,* meinte Dschibril, *lass ihn weiter Unsinn reden, ohne dich.*

»Was willst du?«, rief Asasel und hob seine Klinge, um sich zu verteidigen. Drei Lykaner, die nicht gesehen hatten, wie er unter ihren Artgenossen gewütet hatte, hetzten auf ihn zu, aber der Fremde sprang nach vorne und wirbelte seine Waffe schnell herum.



Trotz seines Alters schien er sein Handwerk zu verstehen.

Mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck wandte sich der Unbekannte zu ihm um. Ein Lächeln huschte über seine Züge, verschwand jedoch sofort wieder.

»Mein Name ist Teravvan Xi. Ich bin ein Diener des Hauses Jeranta.«

Asasel trat einen Schritt zurück. Die Familie Jeranta besaß Macht in Wolantha Gort. Sie waren die uneingeschränkten Herrscher der Stadt. Fragend betrachtete Asasel ihn und wartete.

»Ich will dir einen Auftrag anbieten«, meinte Teravvan. »Gegen die Richtigen kämpfen, nicht gegen die Fußsoldaten des Kaisers.«

Misstrauen keimte in Asasel auf. »Jetzt?«

Sein Gegenüber nickte.

»Jetzt weiß ich wenigstens, dass du kämpfen kannst.«

*Ich will zur Schlacht*, überschlug sich Dschibrils Stimme. Asasel schaute hinab zur mit dem Blut des ersten Opfers bedeckten Klinge. Die Waffe dürstete nach weiteren Leben.

Sehnsüchtig betrachtete Asasel den Durchbruch in der Stadtmauer. Nur noch vereinzelt tauchten Lykaner auf. Es waren nicht mehr so viele, wie noch vor einiger Zeit. Der Angriff kam zum Erliegen. Für ihn gab es hier nicht mehr viel zu tun.

Er verließ den Ort des Kampfes, und Teravvan folgte ihm.

»Gegen wen geht es?« In Asasel regte sich Neugierde. Die Schlacht an der Stadtmauer war notwendig, aber er hatte bereits so viele Kämpfe ausgefochten, dass es auf einen mehr oder weniger nicht ankam. Das Angebot, gegen den Kaiser vorzugehen, übte einen verführerischen Reiz auf ihn aus.

Teravvan Xi senkte seine Streitaxt und gönnte sich ein dünnes Grinsen.

»Die Familie Jeranta braucht deine Dienste. Folge mir!«

*Ignorier ihn*, flehte ihn Dschibril an. *Dort vorne ist unser Kampf.*

*Du wirst genug Blut bekommen*, antwortete Asasel. *Das habe ich im Gefühl. Und der Kampf hier ist eh bald vorbei.*

## Im geheimen Auftrag

Asasel trat durch die Tür und gelangte in den Hof. Unzählige Bäume verwandelten das Innere des Gebäudes in eine Zuflucht vor dem Lärm der Schlacht. Das Klirren der Waffen drang nicht bis hierher, und die Luft roch nach Blättern und Gras. Blumen wuchsen zwischen den Stämmen und verströmten einen süßlichen Duft.

*Ich spüre fremde Seelen*, flüsterte Dschibril. *Wo?*

Sein Schwert schwieg lange, sodass Asasel schon dachte, dass er keine Antwort erhalten würde.

*In den Außenmauern des Hauses sind Seelen eingeschlossen*, erklärte Dschibril. *Sie sind alt. Und mächtig. Ich kann spüren, dass sie jeden Feind zerreißen würden, der sich hierher wagt.*

Ein Schauer lief Asasel über den Rücken. Magie war nicht sein Handwerk. Er verachtete die Meister, die mit einer Geste Tausende Menschen töten konnten, ohne dass sie ehrenhaft gegen sie kämpfen mussten.

Er verbannte die Gedanken daran. Ihn interessierte nur, weshalb Teravvan Xi ihn hierher gebracht hatte.

Ein schmaler Pfad aus weißen Kieselsteinen führte in den Hain hinein. Asasel warf einen Blick auf seinen Begleiter, der die Holztüren schloss und sich zu ihm umdrehte.

»Du wirst erwartet«, sprach Teravvan und wies mit offener Handfläche den Weg entlang.

Nach kurzem Zögern betrat Asasel den Pfad. Zwischen den Bäumen und Büschen schlängelte sich der Weg weiter, bis er auf einer Lichtung endete. Ein Brunnen plätscherte vor sich hin. Eine Gestalt in weitem, braunem Mantel saß auf der Holzbank neben dem Wasser. Ein kleines Kind mit blonden Haaren krabbelte im Gras auf dem Boden und spielte mit einer Puppe. Es hatte nicht bemerkt, dass Asasel und sein Begleiter näherkamen.

Die Person auf der Bank erhob sich und wandte sich zu Asasel. Sie hob die Arme und schlug die Kapuze zurück. Die hellen Haare einer älteren Frau kamen zum Vorschein. In

ihrer Jugend musste sie wunderschön gewesen sein, jetzt hatte das Alter ihr viel von ihrer Schönheit geraubt. Doch ihre Präsenz wog das auf. Sie zählte zu den Menschen, deren Autorität jeder spürte, der ihnen begegnete.

Asasel hatte bisher nur Erzählungen über sie gehört. Kedija Jeranta war die bedeutendste Fürstin in Wolantha Gort. Ihre Familie bestimmte seit unzähligen Generationen das Leben in der Stadt, und in ihren Adern floss das Blut vieler Könige. Sie handelte mit Nahrungsmitteln, Seide, Metallen, Waffen und ab und an auch mit Menschen.

Laut den Gerüchten befanden sich auch mächtige Zauberer unter ihren Ahnen, und die Mitglieder besaßen Macht, weit über ihre Geschäfte hinaus. Die Seelen im Sitz der Familie zeigten das nur zu deutlich. Asasel verstand, warum ihn Kedija so beeindruckt hatte.

»Herzlich willkommen in meinem Haus«, begann sie das Gespräch. Asasel zögerte. Er hatte nicht erwartet, dass man einen Söldner so zuvorkommend begrüßte.

»Warum bin ich hier?«

Kedija musterte ihn überrascht, und ihr Blick wanderte zu dem Mann, der Asasel hergeführt hatte.

»Du hast ihm nicht gesagt, weshalb er hier ist?«

»Er soll einen Auftrag übernehmen«, erwiderte Teravvan mit tonloser Stimme.

Kedija winkte mit einer Hand und gab ihrem Bediensteten zu verstehen, dass er gehen sollte.

Teravvan trat einen Schritt zurück und wandte sich dann um. Über den Kiesweg verschwand der Krieger.

»Es ist gut, wenn meine Untergebenen nicht zu geschwätzig sind«, meinte Kedija und ging zu einem der Büsche am Rande der Lichtung. Sie griff nach einem Blatt und rieb es zwischen ihren Fingern. »Und die ganze Wahrheit kennt er eh nicht.«

*Und die erzählt sie dir gleich*, vermutete Dschibril.

»Meine Tochter ist entführt worden«, flüsterte sie mit brüchiger Stimme. »Neara.«

Asasel ahnte, worauf dieses Gespräch hinauslief. Er sollte das Kind zurückholen.

»Was habe ich damit zu tun?«, wollte er wissen.

Kedija ging auf ihn zu. Dicht vor ihm blieb sie stehen und blickte zu ihm hoch. Obwohl sie mehr als einen Kopf kleiner war, verspürte Asasel den Wunsch zurückzutreten. Er lächelte, denn in seinem langen Leben hatte er niemals eine beeindruckendere Frau getroffen.

»Warum seid Ihr noch in der Stadt?«, fragte Kedija. Ihre Stimme klang wild und kämpferisch. »Wolantha Gort wird seit Wochen von den Lykanern belagert, den Wesen des Kaisers. Sie wollen das Fleisch der Menschen, die hinter den Stadtmauern leben. Und der Kaiser will die Familien auslöschen mitsamt ihrer Macht.«

Asasel zuckte mit den Schultern.

»Die Antwort lasse ich nicht gelten«, fuhr sie ihn an. »Ihr kämpft für die Fürsten von Eledial. Einst wart Ihr Feldherr auf der Seite des Kaisers, aber das ist lange her. Seitdem habt Ihr Euch uns angeschlossen, den Familien in Wolantha Gort und den Fürsten. Ihr habt ein Gewissen entwickelt.«

*Sie kennt dich anscheinend*, bemerkte Dschibril. *Es war kein Zufall, dass ihr Handlanger dich ausgesucht hat.*

»Und wenn schon«, erwiderte Asasel.

Es gefiel ihm nicht, dass jemand aus seinen Aufträgen auf seine Motive schloss. Seine Ziele waren seine Sache. Er wollte die Schuld für die Verbrechen in der Vergangenheit begleichen. Vor Jahren hatte er die Zerstörung einer Stadt befohlen. Jede Frau und jedes Kind hatten sterben müssen. Der selbst ernannte Kaiser hatte den Befehl dazu gegeben, und er hatte ihn befolgt, obwohl er seinem Herrn niemals begegnet war. Niemand kannte den Kaiser von Angesicht zu Angesicht, und wenn doch, dann überlebte derjenige ein solches Treffen anscheinend nicht.

»Es gibt auch noch einen anderen Grund. Eingeweihte berichten auch von Schwertern, die ihre Besitzer beeinflussen«, fügte Kedija hinzu und deutete auf Dschibril. »Sie verleiten zu Skrupellosigkeit und Gewalt.«

Insgeheim wartete Asasel darauf, dass sein Schwert den Vorwürfen widersprechen würde, aber Dschibril schwieg.

Außerdem wusste Asasel längst, dass die Fürstin recht hatte. Sein Schwert hatte ihn zu den Taten verleitet, aber inzwischen beherrschte er es.

»Ich bin der Herr über mein Handeln«, sagte Asasel voller Überzeugung.

»Es spielt auch keine Rolle. Meine Tochter ist geraubt worden«, fuhr Kedija fort. »Und ich will sie zurück!«

Sie trat beiseite und ging zur Bank. Dort lag das Kind im Gras und spielte. Es kümmerte sich nicht um die Erwachsenen. Kedija bückte sich und hob es sanft hoch. Das runde Gesicht zeigte ein breites Grinsen voller Fröhlichkeit. Das Kind hatte noch nichts von den Kriegen oder Entführungen gehört.

»Das ist meine andere Tochter, Mila«, flüsterte Kedija und setzte das Mädchen auf ihrer Hüfte ab. Mit der rechten Hand hielt sie es fest und strich ihm mit der anderen zärtlich über den Kopf. »Ich würde alles für sie tun.«

Asasels Blick ruhte für einen Moment auf der Mutter. Kedija Jeranta war alt für ein so junges Mädchen. Asasel hatte erlebt, wie Frauen, die spät Mutter geworden waren, um ihre Kinder kämpften. In der Vergangenheit hatte er Eltern getötet, Männer und Frauen. Doch diese Zeit seines Lebens war vorbei. Er musste seine Schuld begleichen.

Es gab nur einen Haken. Kedija hatte ihn ausgesucht. Warum sollte er ihren Wünschen entsprechen? Er entschied lieber selbst, wem er half.

»Ihr habt genug Krieger in Euren Diensten. Sollen sie das machen.«

Kedija schüttelte den Kopf.

»Sie sind alle nicht so gut wie Ihr.«

»Ihr kennt doch nur die Geschichten über mich.«

Die Frau lächelte ihn an und blickte ihm in die Augen. Sie wollte sich nicht in die Karten schauen lassen.

»Bringt mir meine Tochter!«

Asasel antwortete nicht. Schweigend betrachtete ihn das Oberhaupt der Familie Jeranta.

*Hilf ihr einfach, und sie schuldet dir was*, empfahl Dschibril.

»Was bekomme ich dafür?«, fragte Asasel.

»Ein ruhiges Gewissen«, erklärte Kedija. »Und die Gewissheit, dass Ihr dem Kaiser eine schwere Niederlage zufügt.«

»Wer hat sie entführt?«

»Ryna Kordd, der Meister der Elemente in Wolantha Gort«, sprach sie so leise, dass Asasel es fast nicht hören konnte.

Trotzdem lief ihm ein Schauer über den Rücken. Der Meister der Magie in dieser Stadt war mächtig. Wenn die Gerüchte über ihn der Wahrheit entsprachen, gebot er über alle Elemente, Feuer und Wasser, Erde und Luft.

»Warum tut er das?«

Sie gab keine Antwort.

Asasel ahnte, dass es um die Macht in Wolantha Gort ging. »Warum?«, hakte er nach.

Sie schaute ihn direkt an. Kein Muskel regte sich in ihrem Gesicht.

»Er will, dass ich ihm diene.«

»Und das wollt Ihr nicht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht mal für das Leben Eurer Tochter?«, fragte Asasel.

Ihr Blick ruhte weiter auf ihm, und er war sich sicher, dass viele andere weggeschaut und die Frau nicht mehr bedrängt hätten. Aber ihn interessierte nicht, was die Fürsten dieser Welt wünschten. Früher hatte er sich in ihre Dienste gestellt und ihnen gehorcht. Heute traf er seine eigenen Entscheidungen.

Er wandte sich um und ging den Kiesweg entlang. Hinter den Büschen stand der Krieger, der ihn angesprochen hatte. Wortlos hob Teravvan seine Streitaxt und stellte sich ihm entgegen. Anscheinend war es Asasel nicht erlaubt, den Innenhof zu verlassen.

Dschibril gab einen Laut der Begeisterung von sich, und Asasel ließ sich von der Freude mittragen. In einer fließenden Bewegung zog er sein Schwert und hielt es locker in der rechten Hand. Er verlangsamte seine Schritte nicht, sondern steuerte weiter auf den Ausgang zu. Entschlossen führte er selbst den ersten Schlag. Die Klinge traf auf das Axtblatt und prallte mit einem metallischen Klirren ab.

Teravvan wich keinen Schritt zurück und ging zum Angriff über. Er hieb mit seiner Waffe auf ihn ein, aber Asasel konnte die Schläge abwehren.

*Mach dem Ganzen ein Ende*, dachte Dschibril.

Asasel lachte und stieß mit dem Schwert zu. Die Klinge verhakte sich zwischen Stiel und Blatt, und mit einem heftigen Stoß flog die Axt in hohem Bogen ins Gebüsch.

Asasel setzte nach und holte zum entscheidenden Schlag aus.

»Halt!« Kedijas Stimme durchschnitt die Stille.

Unmittelbar vor der Brust des Mannes verharrte Asasels Waffe.

»Er kann genauso wenig für die Situation wie meine Tochter«, erklärte Kedija. »Er hat nur meine Befehle ausgeführt.«

*Töte ihn*, wisperte Dschibril in Asasels Geist.

Im ersten Moment wollte Asasel zustoßen. Dann aber besann er sich, dass es genau diese Einflüsterungen waren, die ihn in der Vergangenheit zu einem Mörder gemacht hatten. Dschibril durfte sein Handeln nicht bestimmen, auch wenn er dem Schwert versprochen hatte, ihm Blut zu liefern.

»Die Gerüchte in der Stadt sind also wahr«, warf Kedija mit ruhiger Stimme ein.

»Welche Gerüchte?«

»In den Gaststuben wird von einem legendären Krieger berichtet, der schon mit den Göttern kämpfte«, erwiderte die Frau. »Er soll bereits lange auf dieser Welt wandeln, ohne dass der Tod ihn findet.«

Asasel drehte sich um. Beinahe hatte er sich seinen alten Sünden hingegeben.

*Sie kennt dich wirklich*, erklang Dschibrils spöttische Stimme.

Asasel musterte die Frau einen endlosen Augenblick. Sie wusste, wie sie ihn überzeugen konnte. Für Bewunderung war er schon immer empfänglich gewesen. Vor allen Dingen, da sie sich ja über ihn informiert hatte. Sie kannte seine früheren Aufträge.

»Rettet Ihr sie?«, wollte Kedija wissen.

Kedija trug ihr Kind auf dem Arm, und Asasel schien es, als wäre die Familie nicht vollständig. Er sträubte sich gegen das Gefühl, aber es gewann immer mehr die Oberhand.

Er nickte und wandte sich um. Diesmal hielt ihn Teravvan nicht auf.

## Im Haus

Die Dämmerung warf tiefe Schatten auf die Straße, die mit Kopfsteinpflaster bedeckt war. Breite Rillen deuteten darauf hin, dass oft Fuhrwerke darüber hinweg fuhren. Asasel verbarg sich in einer Hausnische und beobachtete das Anwesen auf der anderen Seite. Eine hohe Steinmauer umgab das Haus des Magiers und entzog es den Blicken. Ein Eisenportal von zwei Mannshöhen war der einzige Zugang. Reliefartige Abbildungen von Menschen in betender oder gehender Stellung zogen sich über die Oberfläche.

Ein letztes Mal schaute sich Asasel um, ob ihn irgendjemand bemerkt hatte. Leer und still lag die Straße vor ihm. Ein wenig wunderte er sich, dass er keine Wächter beim Sitz des Meisters entdeckte. Im Innern des Hauses würde er sicher noch früh genug auf bewaffnete Krieger stoßen.

Er rannte zur Mauer und blieb davor stehen. Von seinem Rücken löste er das Seil, das er mitgebracht hatte. Das eine Ende warf er nach oben, sodass der daran befestigte Haken an der Mauerkrone hängen blieb. Mit einem kräftigen Zug prüfte er, ob es sein Gewicht tragen würde. Lautlos kletterte er die kurze Strecke nach oben und spähte über die Mauer hinweg. Genau wie die Straße lag der Hof des Anwesens leer vor ihm. Keine Menschenseele wartete auf ihn.

Sein Blick wanderte weiter zu dem Haupthaus. Unzählige Fenster durchbrachen die Wand, sodass sich Asasel beobachtet fühlte.

*Beeil dich*, spornte ihn Dschibril an. *Je schneller du bist, desto eher hast du deinen Auftrag erfüllt.*

Asasel atmete tief durch. Er hasste es, von seinem Begleiter gestört zu werden.

Mit einer letzten Bewegung schwang er sich über die Mauer und ließ sich auf die andere Seite gleiten.

Er stand im Innenhof. Bisher hatte er keinen Laut von sich gegeben, sodass niemand Alarm geschlagen hatte.

Er rannte auf die Treppe zum Haupthaus zu und sprang auf die erste Stufe. Die Holztür wei-

ter oben öffnete sich, und dunkle Gestalten tauchten auf.

*Das sind Lykaner, stellte Dschibril fest. Was machen die hier?*

Die behaarten Menschen mit ihren langen Fängen hetzten auf Asasel zu.

Er hatte keine Zeit, sich mit der Frage zu beschäftigen, warum die Feinde, die Wolantha Gort seit Wochen belagerten, im Haus des Magiers lauerten. Ein tierhaftes Wesen schoss auf ihn zu und streckte seine Klauen nach ihm aus. Asasel zog sein Schwert und führte den ersten Streich gegen seinen Gegner. Der Lykaner wich aus und tauchte unter der Klinge hindurch. Seine Krallen griffen nach Asasel, der reflexartig zurückwich.

Der zweite Schlag traf seinen Feind im Rücken und fuhr tief in das Fleisch. Ein lauter Schrei durchschnitt die Stille der Dämmerung. Gleich darauf stürzte der Körper leblos zu Boden.

Der nächste Lykaner hetzte auf Asasel zu, und ihn ereilte dasselbe Schicksal wie seinen Vorgänger. Er blieb mit aufgeschlitzter Kehle auf den Treppenstufen liegen.

*Weiter!, forderte Dschibril. Bring mir mehr von ihnen.*

Manchmal verabscheute Asasel seine Waffe für ihren Blutdurst, aber dieses Mal sprach sie ihm aus der Seele. Wie ein Wesen kämpften sie sich Stufe um Stufe näher zum Hauseingang. Asasel führte sein Schwert mit unsagbarer Meisterschaft. In diesem Zustand gab es keinen Gegner auf der Welt, der es mit ihnen aufnehmen konnte.

Ein letzter Lykaner fiel tot gegen die Tür, und der Weg in das Innere des Hauses war frei. Asasel zögerte einen Moment. Doch der Rausch des Kampfes gewann die Oberhand. Asasel riss die Tür auf und sprang hinein, bereit, den nächsten Gegner zu erschlagen, aber niemand erwartete ihn.

Zu seiner Überraschung bestand der Innenraum des Hauses nicht aus vielen einzelnen Zimmern, sondern es war nur eine einzige große Halle. Marmorne Säulen stützten die Decke, deren Fuß und Kapitell mit goldenen Verzierungen belegt waren, die selbst in der Abenddämmerung noch funkelten.

In der Mitte stand ein breiter Altar aus Sandstein, auf dem ein junges Mädchen mit geschlossenen Augen lag.

*Und du glaubst, dass du sie so einfach mitnehmen kannst?, meldete sich Dschibril zu Wort.*

*Was soll ich deiner Meinung nach tun?, fragte Asasel.*

Schweigen antwortete ihm. Sein Begleiter hatte offenbar auch keine Idee. Asasel verharrte einen Moment beim Eingang, bevor er sich sagte, dass es sinnlos sei, länger zu warten. Er stürmte nach vorne und erreichte den Opfertisch. Das Mädchen war noch jung, und ganz offensichtlich schlief sie. Sie war weder gefesselt noch irgendwie an den Altar gekettet.

*Ein Ritual?, mutmaßte Dschibril.*

*Es spielt keine Rolle, entschied Asasel und hob das Mädchen auf. Er legte es sich über die Schulter, in der anderen Hand hielt er das Schwert.*

»Das solltet Ihr nicht tun«, ertönte eine Stimme.

Asasel fuhr herum und sah die schlanke Gestalt eines Mannes im Türeingang stehen. Er trug eine weite, schwarze Robe, die seinen Körper verbarg, und eine Kapuze verdeckte sein Gesicht. Obwohl Asasel den Meister noch nie getroffen hatte, war er sich sicher, dass er Ryna Kordd gegenüberstand.

## Opfer

**H**ektisch blickte Asasel sich um, ob es einen anderen Ausgang aus der Halle gab.

Er konnte jedoch keinen entdecken.

Der Meister versperrte ihm den Fluchtweg, und Asasel wollte es nur ungern auf einen Kampf mit jemandem ankommen lassen, der alle Elemente beherrschte.

*Er wird dich nicht gehen lassen, meinte Dschibril. Du musst dir den Weg freikämpfen.*

Asasel nickte unmerklich. Er sah auch keine andere Lösung.

Grob ließ er das Mädchen fallen, sodass es zu Boden stürzte und neben dem Altar liegen blieb. Er straffte sich und schritt entschlossen auf den Meister zu.

»Wollt Ihr nicht wissen, warum ich sie entführt habe?«, fragte Ryna.

*Nein*, dachte Asasel und näherte sich dem Fremden. Die Klinge hatte er erhoben, bereit für den Kampf.

»Ihr könnt mich nicht besiegen«, erklärte der Meister. »Keine Waffe aus Metall kann mich töten.«

*Lass mich sein Blut kosten*, verlangte Dschibril.

»Euer Schwert hat eine Seele«, stieß Ryna Kordd erstaunt hervor. »Ihr seid anders, als ich erwartet habe. Jetzt weiß ich, warum sie Euch geschickt hat.«

*Du redest zu viel*, überlegte Asasel.

Ihm leuchtete jedoch ein, aus welchem Grund Kedija Jeranta ihn geschickt hatte und nicht Teravvan Xi. So gut der Krieger auch sein mochte, war er doch nur ein Mensch. Er besaß keine magische Waffe wie Asasel.

»Ich biete Euch an, an meiner Seite zu kämpfen«, schlug der Meister vor. In der Zwischenzeit hatte er die Arme gehoben und deutete mit beiden Händen auf Asasel. »Ich wusste, dass Kedija Jeranta einen überaus fähigen Kämpfer schicken würde, der viel für mich erreichen könnte. Und ich will Euch in meinen Reihen haben!«

»Was habe ich davon?«

»Ihr werdet auf der Seite der Sieger sein«, meinte Ryna. »Die Lykaner werden siegen, und alle in der Stadt werden sterben.«

»Weil Ihr sie verrätet und die Tore öffnet!« Die Leichen der Lykaner auf der Treppe sprachen eine deutliche Sprache. Der Herr der Elemente hatte sich mit den Feinden der Stadt verbündet.

»Es ist notwendig«, setzte Ryna seine Ausführungen fort. »Ich werde das Leben aller Bewohner in mich aufnehmen. Meine Macht wird grenzenlos sein. Und das Fleisch lasse ich den Lykanern.«

*Er ist größenwahnsinnig*, meinte Dschibril. *Du musst ihn aufhalten*.

»Ihr seid wirklich wahnsinnig.«

Ryna lachte. »Als wir noch auf einer Seite gekämpft haben, wart Ihr anderer Meinung.«

Verwirrt blieb Asasel stehen. »Ich habe niemals in Euren Diensten gestanden.«

»Ihr wart Feldherr des Kaisers!« Rynas Lachen wurde lauter. »Und Ihr seid nicht dumm. Jetzt seht Ihr, welche Macht der Kaiser Euch anbieten kann. Kommt auf meine Seite.«

Asasel ging auf den Mann zu, der behauptete, für den Kaiser zu kämpfen. Asasel hob das Schwert zum Schlag. Der Meister war nicht mehr weit entfernt.

»Sie ist Euer erstes Opfer?«, fragte Asasel und deutete auf die Tochter der Fürstin.

»Sie ist der Anfang«, flüsterte Ryna. »Ich brauche die Macht der Familie Jeranta, um meine Verwandlung zu beginnen. Ihr seid Kedija Jeranta begegnet und wisst, dass die Familie besonders ist. Die Seelen der Verstorbenen sind in ihrem Familiensitz gefangen. Auch die Tochter besitzt Magie. Sie wird mir helfen.«

Für einen Moment warf Asasel einen Blick zurück auf das Mädchen. Das Bild der Mutter im Garten tauchte vor ihm auf, wie sie ihr jüngeres Kind in den Armen gehalten hatte. Zu Neara war sie sicher genauso liebevoll.

*Du darfst das nicht zulassen*, meinte Dschibril. *Das Blut gehört uns*.

*Ich werde ihn aufhalten*, versprach Asasel und tat einen weiteren Schritt.

Eine Feuerlohe schoss aus den Fingern des Meisters auf Asasel zu. Im letzten Augenblick brachte Asasel sein Schwert in die Flugbahn und lenkte das Feuer zur Seite ab. Unglaubliche Hitze streifte ihn, sodass er zurückwich.

*Mach das nicht noch einmal*, stieß Dschibril panisch hervor. *Das tut weh*.

*Mir auch*, antwortete Asasel.

Das Metall der Waffe glühte rötlich, aber es behielt seine Form. Die besten Schmiede hatten ein Werkzeug geschaffen, das selbst der Magie trotzen konnte.

Asasel überwand die zehn Schritte bis zum Meister, holte aus und schlug auf ihn ein. Das Schwert fuhr herab und hätte ihn auch getroffen – doch ein gewaltiger Windstoß drückte Asasel nach hinten.

»Ich will Euch nicht töten«, erklärte Ryna.

Eine weitere Böe traf Asasel und ließ ihn nach hinten taumeln. Der Meister trieb ihn vor sich her, ohne dass Asasel Widerstand leisten konnte.

Der Wind war zu stark. Asasel wurde mehr und mehr zurück zum Altar gedrängt.

*Du musst etwas tun*, schrie Dschibril in Asasels Geist.

Der Mann blickte sich fieberhaft um, aber es gab keinen Schutz vor der Macht des Magiers. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Luftströme, wurde jedoch weiter und weiter nach hinten gedrückt. Sein Fuß stieß bereits gegen den Altar.

Asasel streckte seine linke Hand aus und griff nach dem Oberarm des Mädchens, aber er erreichte ihn nicht. Mit einer letzten Anstrengung stemmte er sich gegen den Wind, doch ohne Erfolg. Die Gewalt des Sturms war viel zu heftig. Verzweifelt starrte er auf den unerreichbaren Körper. Er konnte nichts mehr tun.

*Es gibt einen anderen Weg*, meinte Dschibril in freudiger Erwartung und erzeugte ein Gedankenbild.

Asasel betrachtete das Kind auf dem Arm seiner Mutter. Er sah, wie er die grausame Tat beging und schreckte zurück.

*Das kann ich nicht tun*, erwiderte er und wurde eine weitere Armeslänge zurückgedrückt. Sein Blick wanderte vom Gesicht des jungen Mädchens zum Meister, der unweit von ihm stand und die Arme erhoben hatte.

Wenn Ryna Kordd sie erreichte, würden Tausende von Menschen sterben. Der Meister würde ihre Magie und ihr Leben nehmen – und die Kraft besitzen, weitere Seelen an sich zu reißen. Asasel wollte nicht für ihren Tod verantwortlich sein, sah jedoch keine Möglichkeit, den Meister aufzuhalten.

Für einen Moment erinnerte Asasel sich an das Gespräch mit der Mutter und wie er versprochen hatte, das Kind zurückzubringen.

*Manchmal kann man sein Versprechen nicht einhalten*, sagte Dschibril, *wenn man größeres Leid verhindern will*.

Asasel verstand, was seine Waffe ihm vermitteln wollte, aber es war nicht richtig. Zu oft hatte er ihren Einflüsterungen schon Folge geleistet.

*Ich töte, jedoch niemals wieder Wehrlose*, dachte er. Zorn schwang in seinen Gedanken mit. Dschibril hatte ihn in eine Situation gebracht, in der er nur das Falsche tun konnte.

Ryna Kordd tat einen Schritt auf den Altar zu. Er bereitete sich darauf vor, noch mehr Kraft zu bündeln. Gleich war alles vorbei.

Das Bild des kleinen Mädchens im Arm seiner Mutter tauchte erneut in Asasels Geist auf. Kedija Neranta hatte gesagt, dass sie alles tun würde, um ihr Kind zu retten. Zumindest würde er die jüngere Schwester retten, wenn er entschlossen handelte. Asasel hob das Schwert und spürte, wie es die Luft ohne Widerstand durchschnitt. Die Schneide traf auf den Hals des Mädchens und durchtrennte Muskeln, Sehnen und Knochen. Blut spritzte aus der Wunde bis hoch zum Altar. Er hatte die Tochter der Familie Jeranta getötet.

Zufriedenheit erfüllte ihn. Er hatte Ryna Kordd aufgehalten, allerdings hatte dafür ein unschuldiges Mädchen sterben müssen. Leise sagte eine Stimme in seinem Innern, dass er Unschuldige eigentlich retten sollte.

*Du musstest es tun*, erwiderte Dschibril zufrieden. *Wenn du sie nicht ermordet hättest, wären alle Bürger Wolantha Gorts Ryna Kordd zum Opfer gefallen*.

Ein Leben für Tausende. Das sagte sich Asasel mehrmals, aber richtig fühlte es sich nicht an. Doch was in seiner Situation das Richtige gewesen wäre, wusste er nicht. Es kümmerte ihn auch nicht mehr.

Der Sturm erstarb, und Asasel stolperte. Nach einigen Schritten stützte er sich auf sein Schwert und legte den Kopf auf den Griff. Nearas Blut floss vom Metall auf den Stein.

»Wollt Ihr jetzt gehen?«, fragte Ryna Kordd ruhig. Der Meister machte keine Anstalten mehr, Asasel anzugreifen.

Mit aller Entschlossenheit richtete sich Asasel auf und schritt auf die Tür zu. Hinter ihm lag die Leiche des Mädchens, die er nur deshalb töten musste, weil Ryna Kordd die Macht in der Stadt und über alle Fürsten erlangen wollte.

»Ihre Mutter wird Euch verfolgen lassen«, erklärte der Meister.

Abrupt blieb Asasel stehen. Es würde ihm niemals gelingen, der Mutter den Tod ihrer Tochter zu erklären.

»Bleibt in meinen Diensten«, schlug Ryna Kordd vor.

»Niemals«, erwiderte Asasel, obwohl er wusste, dass er verfolgt werden würde.

*Die Verteidigung der Stadtmauer ist ehrlicher, meinte Dschibril. Diese ganzen Intrigen und die Magie nerven mich. Ein Kampf ist viel ehrenhafter.*

»Wir werden uns wiedersehen«, rief Ryna Kordd ihm hinterher. »Einen Mann wie Euch kann ich gebrauchen. Tief in Eurem Innern wisst Ihr, dass Ihr zu den Kämpfern des Kaisers gehört.«

Allein die Tatsache, dass der Meister ihn nicht mehr angriff, zeigte Asasel, wie ernst seine Lage war. Entweder er wurde von der Familie Jeranta getötet oder er würde in die Dienste des Kaisers treten. Dass er alleine überlebte, hielt Ryna Kordd anscheinend für unmöglich.

»Ich werde es schaffen«, raunte Asasel mehr zu sich selbst.

Er stieg über die Körper der Lykaner hinweg und ging die Stufen des Hauses hinab. In der Zwischenzeit war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, und die Nacht senkte sich über Wolantha Gort.

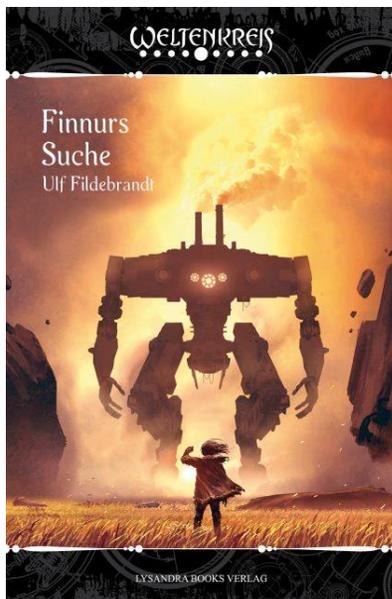
© Ulf Fildebrandt | Erstveröffentlichung

© Illustration: Detlef Klewer (S. 29)

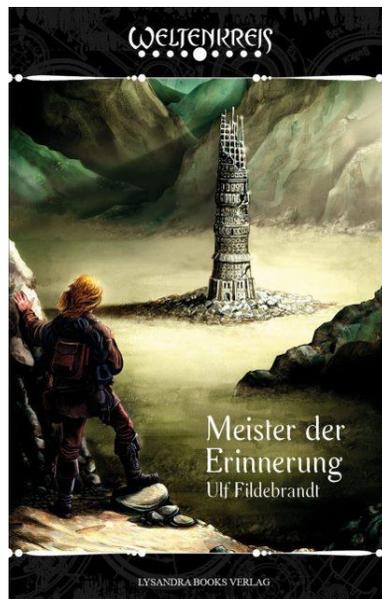
*Ulf Fildebrandt arbeitet als Software-Architekt und verdient seit mehr als zwanzig Jahren sein Geld damit. Er beschäftigt sich aber schon seit frühester Jugend mit Science-Fiction und Fantasy. Diese Leidenschaft führte dann auch zum Schreiben. Neben Kurzgeschichten in der »EXO-DUS«, der »c't« oder auch »Perry Rhodan STELLARIS« hat er die Fantasy-Reihe »Weltenkreis« angefangen. Die ersten zwei Romane sind im Lysandra Books Verlag erschienen.*

<https://www.ulf-fildebrandt.de>

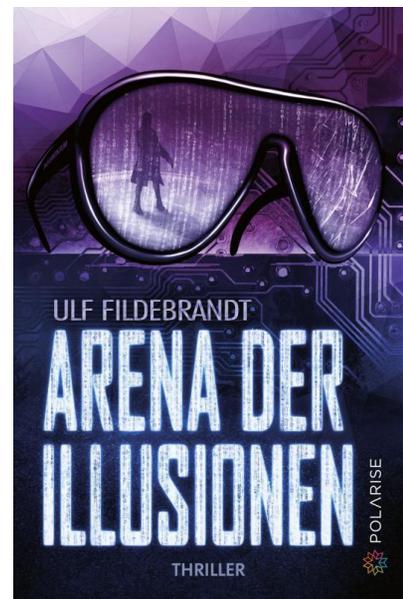
<https://www.weltenkreis.com>



**Lysandra Books Verlag**  
550 Seiten, TB, 18,90 €  
ISBN: 978-3-946376-60-6  
*Auch als E-Book erhältlich*



**Lysandra Books Verlag**  
614 Seiten, TB, 18,90 €  
ISBN: 978-3946376-56-9  
*Auch als E-Book erhältlich*



**Polarise Verlag**  
322 Seiten, TB, 14,95 €  
ISBN: 978-3-949345-00-5  
*Auch als E-Book erhältlich*

SVANTJE KOCH

# DIE GRÜNE PHIOLE

**S**taubpartikel flimmerten im Licht, das schräg durch die mit Blei eingefassten Butzenscheiben einfiel. Von draußen schallte das Geklapper von Hufen auf dem Kopfsteinpflaster und das Rattern der Dampfkutschen herauf.

Marie saß in ihrem Schaukelstuhl und starrte auf die soeben fertig gestellte Apparatur. Auf einem Mahagonitischchen daneben lagen die Lochkarten und die Phiole bereit.

Handlanger würden die Maschine am nächsten Tag abholen. Marie durfte sie nicht selbst zum Palast bringen, geschweige denn ihr Gefängnis verlassen.

Und alles bloß, weil sie versucht hatte, die Machenschaften des Regenten zu unterbinden. Es hatte sich doch nur um einen winzigen Putschversuch gehandelt. Außerdem ein erfolgloser. Ihre Anhänger hatte er hinrichten lassen. Jedenfalls die, von denen er erfahren hatte. Zu ihrem Glück hatte er sie verschont. Sie durfte weiterleben und arbeiten. Dafür hatte er ihr dieses Domizil zur Verfügung gestellt. Streng bewacht, versteht sich.

Wenn alles klappte, würde sich das schon bald ändern. Der Plan schien derart simpel, dass sie sich fragte, warum ihr das nicht früher eingefallen war. Vielleicht hatte es genau so kommen müssen. Wer weiß.

Sie griff nach der Phiole und betrachtete sie nachdenklich. Die Flüssigkeit schimmerte beinahe giftgrün im Sonnenlicht.

Die Mechanikerin straffte die Schultern und schob die Schutzbrille in die Haare. Mit dem Niederschlagen ihrer Untergrundbewegung hatte sich ihre Beziehung mit dem Regenten erledigt. Sie schüttelte sich bei der Erinnerung an die abgeschlagenen Köpfe ihrer Freunde. Aufgespießt als Mahnmal, für alle sichtbar. Heute konnte sich Marie kaum noch vorstellen, was sie an ihm geliebt hatte. Damals, als er noch Alexej geheißen und sich noch nicht von

jedermann mit »Regent« hatte anreden lassen. Schon zu Kindertagen waren sie die besten Freunde gewesen. Alexej, Marie und Anjuschkka. Zu dritt waren sie in den Gassen der Stadt oder in den Gängen des Palastes herumgestreunt, um allerlei Unfug anzustellen.

Später ... Der Gefangenen stieg die Hitze ins Gesicht, als ihr die Nachmittage in Alexeys Bett einfielen. Mal zu dritt, mal nur zu zweit, räkelnd wie Tiere. Außer den beiden Frauen wusste auch kaum jemand von seinem Geheimnis: der Herzschwäche.

Marie zwirbelte eine Haarsträhne zwischen den Fingern und überlegte, wann er begonnen hatte, sich zu verändern. Vielleicht auf der Militärschule oder nach der Ermordung seiner Eltern? Oder als er angefangen hatte, seine eigene Geliebte auszupeitschen?

Und nun saß sie in diesem goldenen Käfig fest. Hundertmal hatte sich Marie gefragt, warum er sie nicht genauso wie ihre Anhänger gefoltert und hingerichtet hatte. Stattdessen hatte er seiner ehemaligen Geliebten erlaubt, ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Entwerfen und Bauen von Maschinen, nachzugehen. Hin und wieder zwang er sie dazu, Aufträge für ihn zu erledigen, ansonsten ließ er ihr freie Hand bei ihren Projekten.

Die Mechanikerin blickte zu der neuen Maschine. Der Anflug eines Lächelns huschte über ihr Gesicht. Im Grunde wusste Marie genau weshalb. Ihre Fähigkeiten besaß sonst niemand in diesem Reich.

Dieses Mal musste sie ihm ein besonderes Musikinstrument erschaffen. Zur Belustigung seiner adligen Marionetten und um der Frau an seiner Seite zu imponieren. Marie beneidete Anjuschkka nicht um diesen Platz. Doch ihre Freundin aus Kindertagen hatte sich schließlich selbst dafür entschieden.

Sie dachte an die andere Seite des Reiches, und ihr Lächeln verblasste. Jenseits von all

dem Prunk und Trubel. An die Menschen-transporte zum Bergwerk, an die kleinen leblosen Körper, die es in schwarzen Säcken wieder verließen. Nur um dann in der Fleischfabrik zu enden, wo alle Opfer des Regenten hinkamen.

Alexej hatte einmal gesagt, er wüsste nicht, wie er den Pöbel sonst ernähren sollte. »Zurück zum Ursprung.« Dann hatte er gelacht.

Marie unterdrückte ein Würgen und beschloss, das Instrument ein letztes Mal zu testen.

Seufzend legte sie den filigranen Gegenstand auf den Tisch zurück und stand auf. Sie richtete ihr mit Kupferfäden durchwebtes Korsett und strich den Rock glatt. Dann befüllte sie die Behälter mit glühenden Kohlen, um das Wasser zu erhitzen. Ratternd setzten sich die Zahnräder in Gang, und die Maschine erwachte zum Leben.

Sie nahm eine Lochkarte vom Stapel und speiste damit den Einschub. Augenblicklich begannen die Kolben zu arbeiten, doch bereits die ersten Töne klangen noch immer so schief, dass sie sich die Ohren zuhalten musste. So hatte sie das nicht geplant. Da musste sie noch einmal ran und nachjustieren.

Mit Schraubenschlüsseln bewaffnet machte sich die Mechanikerin an die Arbeit. Zog hier ein paar Stimmerschrauben nach, stellte da ein Oktavenzahnrad ein, blies den Kohlenstaub von den Kolben, damit nichts blockierte.

Als Marie sich über das Herz der Maschine beugte, blieb sie mit dem Ärmel an einem Schraubgewinde hängen. Bei dem Versuch, ihn wieder freizubekommen, schrammte ihr Arm über eine scharfe Metallkante, die tief in das Fleisch schnitt.

»Scheiße, verfluchte! Tut das weh!«

Blut sprudelte heraus und benetzte die Zahnkränze, bevor sie einen ölverschmierten Lappen auf die Wunde pressen konnte.

Der Schnitt musste genäht werden.

»Verdammt!«, flüsterte sie.

Sie eilte zu der massiven Holztür und trat mit den Stahlkappen ihrer Schnürstiefel dagegen. »He!«, brüllte sie.

Das Guckloch öffnete sich, und ein Paar schlammfarbene Augen starrten hindurch.



»Was willst du?«, herrschte der Soldat Marie an.

Sie hielt den blutenden Arm in die Höhe.

»Ich habe mich verletzt. Ich brauche medizinische Versorgung.«

»Ich schicke jemanden«, erwiderte er knapp und schob die Luke zu, bevor Marie noch etwas sagen konnte.

Wütend trat sie erneut gegen die Tür. Dann ließ sie sich aufstöhnend in den Schaukelstuhl fallen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kam Daria, die Medizinerin. Zur Begrüßung tippte sie sich leicht an das Federhütchen, das auf dem streng frisierten Haupt saß. Die elegant gekleidete Frau mit dem extravaganten Reifrock und dem mit kupfernen Nieten bestücktem Oberteil stand seit Ewigkeiten in den Diensten des Regenten.

»Oh, du hast dich dieses Mal ja wirklich verletzt. Das werde ich nähen müssen, meine Liebe«, flüsterte sie, während sie sich über den blutenden Arm beugte.

»Au, pass bitte auf«, jammerte Marie. »Das war doch keine Absicht. Hmm, aber vielleicht ist das sogar besser so. Die wären uns sicher bald auf die Schliche gekommen. Beim letzten

Mal hatte ich schon so ein ungutes Gefühl.« Marie wies mit dem Kopf in Richtung Tür.

Daria lächelte beruhigend.

»Hab keine Sorge. Mir vertraut er.«

Aufmunternd nickte ihr die Medizinerin zu und versorgte die Wunde mit so gekonnten Handgriffen, dass Marie die Stiche kaum spürte.

Marie warf einen besorgten Blick zu dem Ausgang, ob auch keiner der Wachen durch den Spalt spähte, und schob Daria einen Gegenstand hinüber, den diese unauffällig unter dem Verbandsmaterial versteckte.

Nachdem die Medizinerin den letzten Stich verknotet hatte, packte sie die Verbände und blutigen Tupfer zusammen und stopfte alles in ihre Tasche. Rasch erhob sie sich und klopfte gegen die Tür.

Seufzend blickte Marie der verschwommenen Gestalt durch das Fenster hinterher. Daria eilte über das Kopfsteinpflaster zu ihrer Dampfkutsche, deren Dach im Sonnenlicht glänzte.

Passanten flanierten vorbei. Verzerrt durch das gewölbte Glas konnte sie die eleganten Gehröcke und Zylinder der Herren, die ihre mit Federn und Schirmchen geschmückten Damen spazieren führten, nur erahnen. Brave Bürger, die einem gewöhnlichen Leben nachgingen. Nicht ahnend, was um sie herum und im Bauch des Hügels, auf dem sich der Palast über der Stadt erhob, vor sich ging.

»Wenn ihr bloß wüsstet. Aber euch interessiert es ja nicht, wenn in anderen Städten Menschen verschwinden, solange es euch gut geht«, murmelte Marie.

Sie schüttelte traurig den Kopf und machte sich erneut an die Arbeit. Mit vorsichtigen Bewegungen beendete sie die Nachjustierungen, schraubte das Instrument zusammen und polierte das Metall auf Hochglanz. Dabei stöhnte sie jedes Mal gequält auf, wenn sie ihren Arm anspannte und der Schmerz einschoss.

Als Marie es erneut probierte, schnurrten die Zahnräder. Nach Einschub der Lochkarte bewegten sich die Kolben leise ploppend auf und ab. Aus den Ventilen entwich zischend der Dampf. So sollte es sein. Zufrieden stützte sie die Hand in die Hüfte.

Dann setzte die Musik ein. Zuerst ertönten zackige Geigenklänge, in die sich bald Waschbrett-Geschrammel und tiefe Basstöne mischten. Das Ganze wurde von hellen Glockenklängen untermalt. Kaum zu glauben, dass alles dies nur aus der Maschine stammte.

Marie konnte nicht anders. Sie tippte anfangs mit der Fußspitze auf den Dielenboden. Als die Banjolele hinzukam, raffte sie die Röcke und tanzte übermütig durch die Werkstatt. Stapfte immer heftiger mit den Stiefelabsätzen auf. Drehte sich wilder im Takt. Wilder zur schnellen Melodie. Jauchzte mit den rhythmischen Geräuschen der Maschine.

Sie hatte es geschafft! Es war perfekt. Nun musste der Rest auch noch klappen.

Weit oben auf dem Hügel stand Anjuschka in ihren Gemächern und blickte in den verregneten Morgen hinaus. Von ihrem Turm aus konnte die zierliche Frau die ganze Stadt überschauen. Die nassen Dächer glänzten in den Strahlen der Sonne, die durch die Regenwolken brachen.

Es kribbelte in ihrem Bauch vor Aufregung. Der besondere Tag war gekommen. Zum Mittagbankett würde sie dieses neuartige Instrument sehen.

Doch zunächst wartete sie auf ihre Leibärztin.

Der Regent wünschte sich dringend einen Sohn. Weder Marie noch Anjuschka hatten ihm diesen Wunsch bisher erfüllt. Wenn es nach Anjuschka ging, bliebe er auch weiterhin unerfüllt. Doch das durfte sie ihm unter keinen Umständen zeigen. Zum Wohle des Plans.

Nun kam die Medizinerin jeden Morgen vorbei und verabreichte ihr spezielle Injektionen. Mit der Zeit hatten sie sich angefreundet, und die Besuche entwickelten sich zu den wenigen Lichtblicken des Tages.

Zum wiederholten Male fragte sie sich kopfschüttelnd, warum sie sich in diese Lage brachte. War es das alles wert?

Schließlich klopfte es an der Tür, und Anjuschka öffnete.

»Guten Morgen Daria! Da bist du ja endlich. Was hat dich denn aufgehalten?«, zwitscherte sie.

Anjuschka ergriff die Unterarme der drahtigen Frau und zog sie ins Zimmer. Das sonst so strenge Gesicht der Medizinerin wurde weich.

»Guten Morgen, meine Liebe. Ich habe es nicht früher geschafft. Ein kleines Flugschiff ist über der Stadt abgestürzt. Es war ewig kein Durchkommen.«

»Oh nein! Es wurde hoffentlich niemand verletzt?«

»Leider doch. Der Aeronaut und seine Passagiere sind dabei vollständig verbrannt.«

»Oh, wie schrecklich! Zum Glück bist du nun hier.« Anjuschka wollte sich nicht damit belasten. Sie scheuchte den Gedanken an die Opfer fort und strich Daria über die Arme.

Die Medizinerin schob die jüngere Frau von sich weg und betrachtete sie besorgt.

»Aber lass dich einmal ansehen. Du wirst von Tag zu Tag durchsichtiger.«

Anjuschka winkte ungeduldig ab.

»Sag, hast du es?«, drängte sie und schielte auf die lederne Arzttasche.

»Hier drin«, entgegnete Daria und klopfte auf die Tasche. »Jetzt liegt es bei dir. Es hängt viel von deinem Gelingen ab. Du weißt, was du zu tun hast?«

Anjuschka nickte eifrig. Sie hatten das unzählige Male besprochen, und die junge Frau wusste nur allzu gut, welche Verantwortung auf ihren Schultern lag.

Unwillkürlich glitten Anjuschkas Fingerspitzen zu den Narben von Alexejs Peitsche auf ihrem unteren Rücken. Als Strafe dafür, dass sie sich in den Keller geschlichen hatte, um ihren Verdacht zu bestätigen.

Die Schreie der gefolterten Frau auf dem Stuhl hallten noch immer in ihr nach. Für alle Zeiten in ihr Gedächtnis eingebrannt. Nicht auszudenken, was geschah, wenn Anjuschka heute versagte. Die junge Frau bezweifelte, dass sie so viel Glück wie Marie hätte. Sie besaß keine weiteren Fähigkeiten, als die Geliebte des Regenten zu spielen.

Die Medizinerin öffnete die Tasche, holte das metallene Spritzenbesteck heraus und bereitete alles für die Injektion vor. Dann, beinahe beiläufig, reichte sie Anjuschka einen Gegenstand, den diese hastig unter ihrem Mieder verbarg.

Keine Sekunde darauf klopfte es. Noch bevor Anjuschka antworten konnte, flog die Tür auf. Für einen Augenblick blieb Anjuschka vor Schreck das Herz stehen, um dann mit dreifacher Geschwindigkeit weiterzuhämmern.

Der Regent betrat mit schweren Schritten den Raum.

»Einen guten Morgen«, polterte er, und mit knappem Blick auf Daria fragte er: »Oh, noch hier?«

»Ja, Eure Lordschaft. Ich brauche noch einen winzigen Moment.« Daria stellte konzentriert die filigranen Rädchen der Spritze ein und zog eine Flüssigkeit auf.

»Euch auch einen guten Morgen, Regent«, beeilte sich Anjuschka zu sagen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und hauchte ihm einen flüchtigen Kuss auf den Backenbart.

Er zückte seine goldene Taschenuhr und warf einen Blick darauf. »Beeile dich!«, befahl er, »ich erwarte dich im Speisesaal.« Er nickte ihnen zu und machte kehrt.

Die beiden Frauen warfen sich vielsagende Blicke zu. Dann beendete die Medizinerin ihre Arbeit und eilte aus dem Raum.

Die Tür erzitterte unter heftigen Schlägen, bevor sie mit einem Krachen aufflog. Marie wischte die schweißnassen Hände an ihrem Rock ab und sah erwartungsvoll zum Eingang.

Wuchtige Waffen im Anschlag, strömte ein halbes Dutzend mechanischer Wachen in den Raum. Die glänzenden Panzer klirrten bei jeder Bewegung. Die Wachen verteilten sich in der Werkstatt und flankierten die Tür.

Seit den frühen Morgenstunden tigerte Marie durch ihr Gefängnis. Gewaschen und aufreizend zurecht gemacht. Sie trug absichtlich ein enges Unterbrustkorsett, welches das Atmen erschwerte. Der geraffte Rock gab einen großzügigen Blick auf ihre Netzstrumpfhose frei.

All das, in der Hoffnung, dass der Regent persönlich käme, um das Instrument abzuholen. Sie wollte ihn ein letztes Mal sehen. Trotz allem.

Doch diesen Gefallen tat er ihr nicht. Stattdessen tauchte ein Handlanger auf, der den Trägern befahl, das Instrument herauszuschaffen.

Bevor er aus der Werkstatt rauschte, wandte er sich an Marie.

Mit angeekeltem Gesichtsausdruck, als wäre sie ein schmutziges Insekt, schaute er zu ihr hinunter und sagte: »Zum Lohn kannst du den Wachen eine zusätzliche Materialbestellung geben. Aber ich warne dich: Übertreib es nicht!«

Sie nickte schluckend und drückte einem vorbeigehenden Handlanger den Stapel Lochkarten in die Hand. Sie dachte an das letzte Mal, als sie es gewagt hatte, zu viele Extrawünsche zu äußern, und rieb sich über den Magen, der bei der Erinnerung daran knurrte.

Dann war der Spuk vorbei. Die Tür krachte hinter ihnen ins Schloss.

Alleine mit sich, ihren Gedanken, Werkzeugen und Maschinen, schlich sie durch die Werkstatt. Nun lag es nicht mehr in ihrer Hand.

Auf dem Hügel tauchten unzählige Kerzen den Repräsentationssaal in einen bernsteinfarbenen Glanz. Mannshohe Zahnkränze, polierte Rüstungen und Waffen schmückten die Wände und reflektierten das flackernde Licht.

Das Instrument stand in der Mitte des Raums auf einem hölzernen Podest, die Kolben und Verzahnungen mahlen und stampften rhythmisch vor sich hin. Die Ventile stießen in kurzen Abständen Rauchwölkchen aus. Rundherum saß die feine Gesellschaft, bestehend aus hochrangigen Adligen und ihren Ehefrauen an Bankettischen. Sie labten sich an den feinsten Speisen, tranken die erlesensten Weine und unterhielten sich gedämpft.

Dabei wanderten ihre Blicke immer wieder zu der glänzenden Maschine. Hinter vorgehaltenen Händen und Fächern äußerten sie die verschiedensten Mutmaßungen, was dieses Wunderding wohl vermochte.

Bratenduft erfüllte die Luft, und die Rauchschwaden der rußigen Kerzen kräuselten sich über den Tischen.

Zwei mechanische Soldaten in goldenen Rüstungen öffneten die Flügeltüren am Saalende und platzierten sich zu beiden Seiten. Die armlangen Gewehre geschultert, aufgezo-gen und einsatzbereit. Hinter den Visieren starrten ihre leblosen Gesichter in den Raum.

Der Regent schritt in den Saal, begleitet von Anjuschka, die ihre behandschuhte Hand auf seiner platziert hatte. Neben dem bulligen Mann sah die zarte Frau beinahe verloren aus. Sie nahmen am erhöhten Kopfende der Tafel Platz.

Alle Blicke ruhten auf dem Regenten. Die Adligen unterbrachen ihre Gespräche und ließen die Bestecke sinken.

Er wartete einen Moment. Genoss zufrieden die Aufmerksamkeit. Dann gab er dem Maschi-nisten mit einem Wink zu verstehen, dass er beginnen solle.

Augenblicklich eilte der hutzelige Mann herbei, bereitete die Apparatur vor und schob die erste Lochkarte in den Schlitz.

Anjuschka lehnte sich vor, um besser sehen zu können. Wie gebannt starrte sie auf das Po-dest. Schon seit Stunden wartete sie ungedul-dig auf diesen Augenblick. Seit Tagen hatte sie sich kaum auf ihre Pflichten und die Gespräche mit dem Regenten konzentrieren können.

Sie warf ihm einen flüchtigen Seitenblick zu. Er saß mit verschränkten Armen zurück-gelehnt da. Die harten Gesichtszüge verrieten keinerlei Gefühlsregung.

Als die ersten Klänge ertönten, richteten sich die Herren auf, und die Damen fächerten sich wie in Zeitlupe Luft zu.

Während des Stücks, das an Fahrt gewann und immer weiter beschleunigte, rutschte die Gesellschaft auf ihren Sesseln hin und her.

Anjuschka konnte einigen von ihnen an-sehen, dass sie am liebsten aufgesprungen und sich im Takt der Melodie bewegt hätten. Ihr selbst erging es nicht anders. Doch das ziemte sich selbstverständlich nicht.

Einzig und allein der Regent zuckte mit kei-nem einzigen Muskel.

Die letzten Töne verstummten, und für end-lose Sekunden verharrten die Menschen mit offenen Mündern. Dann applaudierten die Zuschauer. Zunächst zögerlich, dann heftiger. Schließlich hielt es sie nicht mehr auf den Sitzen. Einige sprangen auf, stets mit einem Auge auf den Regenten, um die kleinste Re-gung möglichen Missfallens zu registrieren.

Anjuschka klatschte begeistert und lehnte sich zu ihrem Partner.

»Oh, es ist wundervoll! Ein Meisterwerk!«, rief sie, bemüht den Applaus zu übertönen.

»Ja. Ich muss zugeben, dieses Mal hat sie sich selbst übertroffen.«

»Darf ich es mir einmal aus der Nähe ansehen? Vielleicht auch selbst ausprobieren?«

Er blickte sie selbstgefällig lächelnd an und nickte ihr mit einer auffordernden Geste zu.

»Oh, danke!«, flötete sie und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. Dann lief sie leichtfüßig zu dem Podest, umrundete es und sah sich das Musikinstrument von allen Seiten genau an.

Anjuschka strich über die Oberfläche, befühlte die einzelnen Knöpfe und tastete dabei so unauffällig wie möglich die Rückseite ab, bis sie fand, was sie suchte.

Sie murmelte ein Stoßgebet und hoffte, dass der Maschinist ihr noch lange genug den Rücken zudrehen würde. Durch die Maschine von den Blicken der Zuschauer geschützt, zog sie die kleine Phiole unter ihrem Mieder hervor.

Der daumengroße Gegenstand war ihr tonnenschwer vorgekommen und hatte sich bei jeder Bewegung verräterisch in ihren Leib gedrückt, seit sie ihn am Morgen von Daria erhalten hatte.

Sie seufzte erleichtert auf, als sie die Phiole in die Öffnung schob.

Im nächsten Moment drehte sich der Maschinist um und bedeutete ihr mit einem Nicken, näher zu kommen. Er nahm eine Lochkarte vom Stapel und zeigte Anjuschka, wo sie hingehörte.

Andächtig speiste sie das Instrument mit der Karte. Dann trat sie einen Schritt zurück, legte den Kopf schief und beobachtete, wie es zu arbeiten begann. Nun gab es keinen Weg mehr zurück.

Die Schritte zu ihrem Platz fühlten sich an, als würde sie auf Watte gehen. Ihre Knie zitterten vor Anspannung.

»Alles in Ordnung, meine Liebe?«, fragte der Regent sie ungewohnt freundlich.

Sie nickte mit zusammengepressten Lippen. Fast tat es ihr leid, was sie getan hatte. Doch für Reue war es zu spät.

Die ersten Töne erklangen bereits. Die Geigenklänge setzten ein, und als das Banjolelen-

Element ein hohes D anzupfte, zerbrach die Phiole im Inneren des Instruments. Die grüne Flüssigkeit trat aus, floss über die Zahnräder und verteilte sich in der Apparatur.

Als die Mixtur mit Sauerstoff in Berührung kam, stieg Rauch auf, der in Form von feinen, kaum wahrnehmbaren Schwaden durch die Luft schwebte. Er verteilte sich im gesamten Saal und stieg den Leuten in die Nase.

Der Regent atmete den Rauch ebenfalls ein, der sich in seinem Körper ausbreitete. Seine Lunge anfüllte, von dort in sein Blut gelangte und sich in den Gefäßen auf den Weg zum Ziel machte. Der kleine mechanische Herzschrittmacher. Innerhalb von Sekunden legte die Chemikalie das Gerät durch die plötzlich eintretende Korrosion lahm. Die winzigen Rädchen klickten noch zweimal, bevor sie ächzend einrasteten. Das Herz, das auf den Impuls zum Schlagen wartete, stockte, als er nicht kam. Es verkrampte sich und blieb stehen. Ein nutzloser Klumpen aus Muskeln und Gewebe.

Alexej fasste sich an die Brust, die Augen vor Erstaunen und Schmerzen weit aufgerissen, und blickte zu Anjuschka.

»Was passiert mit mir? Hilf mir! Bitte!«

Sie streckte die Hand aus und zog sie gleich wieder zurück. Was hatte sie getan? In wenigen Sekunden hätte sie ein Menschenleben auf dem Gewissen. Doch dann dachte sie an die Opfer des Regenten. All die Leichen und Wunden der Folterungen. All die Schreie.

Sie wisperte tonlos: »Es tut mir leid.«

Über Alexejs Gesicht huschte für einen Moment ein Hauch von Erkenntnis. Dann krümmte er sich, von der Gesellschaft unbemerkt, deren Aufmerksamkeit dem Instrument galt.

Welch Ironie: Ausgerechnet in diesem Moment beachtete ihn niemand.

Er griff nach Anjuschka, doch sie entzog ihm ihre Hand. Seine Augen flackerten und verdrehten sich zur Decke. Mit seinem letzten Atemzug wirkte er wie der junge Alexej von damals.

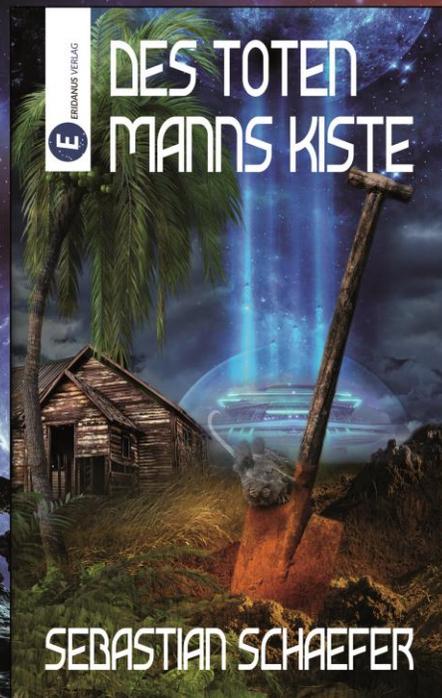
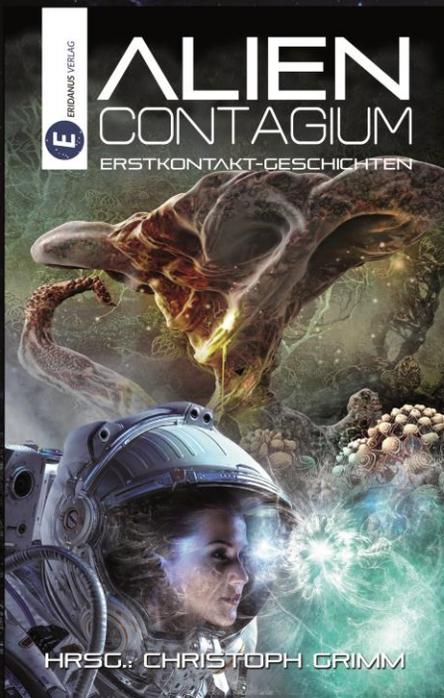
Kaum hörbar flüsterte er: »Marie«. Dann erschlaffte der Körper und rutschte seitlich vom Sessel. Sein Kopf schlug hart auf den blank polierten Boden. Während die Gäste erschrocken aufsprangen, beugte sich Anjuschka über den

Regenten. Tränen der Erleichterung stiegen in ihre Augen, und sie verbarg ein zufriedenes Lächeln. Sie fühlte sich plötzlich federleicht, und jegliche Schuldgefühle lösten sich in Rauch auf.

Dann sah sie auf, bemüht um einen verzweifelten Gesichtsausdruck, und rief in die Runde: »Schnell! Holt Daria, die Medizinerin! Der Regent hat einen Herzinfarkt!«

© Svantje Koch | Wiederveröffentlichung

*Svantje Koch, geboren 1987 in Wolfsburg, wohnt mit ihrer Familie in Wien und arbeitet als Diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester. Das Geschichtschreiben hat sie während der Elternkarenz ihrer zweiten Tochter für sich wieder entdeckt und kann seitdem nicht mehr damit aufhören. Am liebsten experimentiert sie mit unterschiedlichen Welten, Wesen und der dunklen Materie im Allgemeinen.*



ERIDANUS VERLAG

Besucht uns hier:

<https://eridanusverlag.de>

<https://www.facebook.com/eridanusverlag>

<https://www.instagram.com/eridanusverlag.sf/>

Kontakt: [service@eridanusverlag.de](mailto:service@eridanusverlag.de)

CHRISTIAN KÜNNE

# WIEDERERWACHEN

**M**anchmal sind fünfundzwanzig Jahre eine Ewigkeit, manchmal weniger als ein Wimpernschlag. In diesem Augenblick kann ich nicht unterscheiden, was die vergangenen fünfundzwanzig Jahre für mich sind. Die Erinnerung ist farbenfroh, sie kitzelt meine Nase, ich schmecke sie auf der Zunge, und doch ist das Gefühl dabei seltsam entrückt, als würden die Erlebnisse eines anderen durch mich hindurchströmen, ganz offen und geheimnislos.

Es ist Mittag, erste Wolken haben sich vor die Sonne geschoben, und die Autobahn vor mir ist leer. Vor mehr als einer Stunde habe ich das Navigationsframe ausgeschaltet – nach Norden zu fahren ist wie eine Reise zurück in der Zeit. Der Weg liegt wie selbstverständlich da, alles ähnelt mehr und mehr seinem Aussehen in der Vergangenheit: die dürrtig geflickte Betonfahrbahn, die blauen Schilder mit weißer Schrift, die einfachen Leitplanken, die zwi-schendurch Wellen schlagen, das Fehlen einer PV-Überdachung. Wie damals, nichts ist abgebaut – nur jahrelanger Verfall hinzuaddiert.

Mein Blick senkt sich kurz zum Infoframe der Windschutzscheibe. Stationäre Schilder zur Geschwindigkeitsregulierung gab es auf dieser Strecke auch damals kaum – freie Fahrt, einsame Fahrt.

Der Wagen surrt mit kontinuierlich 130 Stundenkilometern, die Signalstärke des G-WiFi ist im roten Bereich. GPS und eCall funktionieren natürlich einwandfrei. Doch der plötzliche Wunsch, den Wagen selbst zu steuern, rührt woanders her.

Meine Hände umfassen das Lenkrad, das Re-Plastik ist glatt, fast jungfräulich. Ich streiche darüber, sehe wieder auf die Straße, dann drücke ich den Daumen auf den Pilotierungssensor, und mit einem akustisch-optischen Warnsignal gibt der Wagen sich mir preis.

Ich steuere immer wieder mal ein Fahrzeug eigenständig, doch die Unebenheiten der Straße im Lenkrad vibrieren zu fühlen, *dieser* Straße in *dieser* Richtung, lässt mein Herz schmerzhaft pochen. Die Dämme der künstlichen Distanz, der Erinnerungen brechen, und die mir fehlende Nähe vergangener Erlebnisse überschwemmt mich. Fünfundzwanzig Jahre sind ein Moment geworden, ein einziger Moment jenseits ergrauer Haare und wachsender Schatten unter den Augen.

Unter Zwang presse ich mir ausreichend Luft in die Lungen, atme, atme tief und gleichmäßig bei weiterhin ungesundem Puls. Die Straße kippt ein wenig zur Seite oder es sieht zumindest so aus, ich gerate mit den Rädern auf die Markierungen, die die beiden Fahrspuren trennen. Wusch ... Wusch ... Wusch ... Das leichte Ziehen im Lenkrad, wenn das Vorder-rad auf das eingefärbte lange Rechteck trifft und es wieder verlässt, nur um dem nächsten zu begegnen.

Jetzt weiß ich, was mir zu schaffen macht. Es ist die Stille, diese unerträglich gewordene Stille, diese verflossene Liebe, die ich damals so genossen habe.

Ich lasse die Seitenfenster herunter und bin plötzlich in einem Rauschen gefangen. Das Geräusch der Reifen, im Wechsel über Farbe und Beton, dringt noch hindurch. Das Pochen meines Herzens reißt der konstante Strom jedoch mit, und endlich fällt der Druck von mir, der Herzschlag passt sich dem Heben und Senken der Brust an. Nun kann ich betrachten, einzelne Bilder, die in meinem Kopf emporgespült werden, einzelne Bilder von ihr und von mir und von uns. Frisch aufbereitete Bilder, mehr als Bilder, sehe ich die Frau auf den Bildern doch nicht bloß, sondern höre ihr klares Lachen, ihre weiche Stimme, rieche sie, rieche sie nah bei mir.



Mein Herz setzt aus, einen Schlag, zwei, nur um wieder den Rhythmus zu beschleunigen, noch schmerzhafter, noch lebendiger als zuvor. Es war nur ein kurzer Moment der Normalität. Mit Mühe bringe ich den Kopf zurück zum Fenster, der Fahrtwind zieht über mich und verhindert die Ohnmacht. Wie lange ich auf sie gewartet habe. So unendlich lange. Und heute, heute ...

Ich will die Hoffnung zulassen, aber ich darf nicht. Fünfundzwanzig Jahre. Der letzte Moment ist noch nicht erreicht. Er wird kommen, ich habe keinen Zweifel daran, aber dennoch scheine ich zu fallen, wenn ich auch nur die Möglichkeit in Betracht ziehe, mit den Fingern über ihr Haar zu streichen.

Ruhiger Puls, wenn auch harter Herzschlag. Hin und her gehen die Gedanken, hin und her gehen die Reaktionen meines Körpers darauf. Über die Oberschenkel zieht sich eine Gänsehaut, im Rückgrat pulsiert ein kleiner Ball. Die Hände liegen am Lenkrad, meine Augen blicken geradeaus durch die Scheibe. Sehen über den Filter der Erinnerung durch die Scheibe meines ersten Wagens, an der noch der Schmutz haften blieb, zentimeterdick, wenn mir Zeit und Geld zum Waschen zu schade waren.

Der erste Hinweis erscheint am Straßenrand, dass die Autobahn nicht mehr bis zu ihrem Ende befahrbar ist, das letzte Teilstück gesperrt. Eine kleine Neuheit im Vergleich zur Vergangenheit, und fast bin ich überrascht, dass sich jemand noch die Mühe gemacht hat, eine Absperrung aufzubauen, wenngleich auch diese sicher schon viele Jahre alt sein muss.

Aber es spielt keine Rolle, die nächste Abfahrt fahre ich raus, folge der engen Kurve in einer höheren Geschwindigkeit, als es der Wagen von sich aus machen würde, und stemme mich freudig der Fliehkraft entgegen. Elektronische Fahrhilfen halten das Fahrzeug davon ab, in die Leitplanke zu rutschen. So vergeht der kurze Moment der Freude, die kleine Ablenkung des Vergessens, mit der ich fünfundzwanzig Jahre lang die Geduld bewahrt habe.

Das bedeutet eine Kraftanstrengung des Willens, die den Verstand langsam aufzehrt, als würde eine unzerstörbare Nadel eine Höhle in

den Fels schlagen wollen, und nur, wenn der Betrachter seinen Blick lange genug von dem Prozess abwendet, kann er einen Fortschritt ausmachen, wenn er wieder hinsieht.

Die Ausfahrt mündet in einer Kreuzung, an der eine tote Ampelanlage steht. Selbst der kleine Energieeinsatz eines gelb blinkenden Lichts fehlt. Ich halte an der Linie und blicke nach links und rechts, wie es mein vergangenes Ich gelernt hat. Die schmale, notdürftig geflickte Landstraße ist zu beiden Seiten hin leer. Ein trostloses Band zwischen toten Feldern. Einige kräftig gebliebene Bäume halten Leichenwache. Wellen schlagen durch ihre Kronen, und ich höre das Blätterrauschen, an- und abschwelend, als würden unsichtbare Fahrzeuge vorbeiziehen, Geisterautos mit lange vergessenen Fahrern, die zu leeren Dörfern wollen, in denen heute nur noch auf den Friedhöfen Namensschilder – die großen, steinigen – und Einwohner zu finden sind.

Beinahe sehe ich die Autos und die Lastwagen, wie sie vor mir vorbeiziehen, während ich auf das Umspringen der Ampel warte. Ein wenig Geduld muss ich bei dieser mitbringen, die Landstraße hat Vorrang, von der Autobahn fährt hier kaum einer ab. Hinter mir wartet bestimmt kein Zweiter.

Dann, dann ist es soweit, die Ampel zeigt Grün in meiner Einbildung, und ich trete aufs Gas, suche mit dem anderen Fuß nach dem Kupplungspedal, um es langsam loszulassen, aber moderne Autos haben natürlich keines mehr. Das zerstört die Illusion, und während ich abbiege, schlage ich mit den Händen aufs Lenkrad, einmal kräftig, ein zweites Mal nur noch leicht.

Das Infotableau leuchtet auf, ein Signalton stellt sicher, dass ich es auch mitbekomme. Der Wagen hat meinen Schlag gegen das Lenkrad bemerkt und möchte wissen, ob alles in Ordnung ist. Vorsorglich versucht das System, eine Verbindung zum Verkehrsservice herzustellen, was aufgrund des fehlenden G-WiFi-Signals in einer Fehlermeldung mündet. Ich zeige dem Infotableau meinen Mittelfinger und lösche die Meldung.

Es hat mich in die Realität zurückgeholt. Aber es ist nicht eine Realität, es sind zwei. Als

würde ich auf zwei Ebenen existieren, in zwei Zeiten vielleicht oder in zwei Zuständen. Ich sehe die leere Straße, die wenigen Bäume, welche Spalier stehen. Gleichzeitig umgibt mich einzelner Verkehr, ein Van, der mir entgegenkommt, auf dem Feld zur Rechten steht der Mais, noch nicht ganz voll. Ein Geistervan, aus dem mir eine Geisterfrau stoisch entgegenblickt. Geistermais, der im Wind unhörbar raschelt. Geister der Vergangenheit.

Ich greife nach der Illusion, greife nach den beiden Realitätszuständen, nur getrennt von Zeit, nicht von Raum, und fahre die Straße entlang, fahre gut zwanzig Kilometer pro Stunde zu schnell. Wie damals, wie jeder damals.

Sie hat neben mir gegessen, wenn wir zusammen unterwegs waren, hat mich fahren lassen, hat mich dabei beobachtet, während ich so getan habe, als würde ich es nicht bemerken. Später, wenn sie mit einem Buch oder einem Magazin in der Hand auf dem Sofa saß, war es an mir, sie zu beobachten. Und sie tat dann so, als würde sie meine Blicke nicht bemerken. Wir mussten sichergehen, dass der jeweils andere da war, dass wir echt waren, zusammen waren. Manchmal reichte der Blick nicht, und die Hände mussten ebenso sichergehen wie die Augen.

Die Straße beschreibt eine sanfte Kurve, der ich folge. Eine kleine Bewegung am Lenkrad, mehr ist nicht nötig. Eine kleine Bewegung, ein kleines Wort, eine kleine Geste. Kleinigkeiten, die sich summieren, zu etwas werden. So wie die sanften Kurven diese Straße ergeben, über Kilometer und Kilometer, durch Gemeinde um Gemeinde, Stadt um Stadt. Wie leer sie sind, die Bewegungen. Die Bewegungen jeder Art.

Mit einem kleinen Wort lasse ich den Wagen wieder selbst fahren. Mit einer kleinen Bewegung löse ich die Finger vom Lenkrad. Ich schließe die Augen und lehne mich zurück, um die großen Erinnerungen besser zu sehen und die Zeit wieder gerade zu rücken. Zumindest in meinem Kopf, in meinem Gefühl.

Irgendwann suchten ihre Augen mich nicht mehr, ihre Finger brauchten keine Bestätigung. Die Welt hatte sich für sie weitergedreht und ihre Gefühle mit. Für mich stand die

Welt weiterhin still, mit ihr meine Gefühle. Sie steht still bis heute, auch wenn die Stille selbst sich verändert hat.

Ich spüre, wie sich der Wagen verlangsamt und öffne die Augen. Zu meiner Linken erstreckt sich ein Windpark. Hoch ragen die Windräder in den Himmel, gemächlich drehen sich die Flügel. Zu meiner Rechten erstreckt sich ein Weizenfeld. Echte Feldfrüchte, die hier angebaut werden. Ich weiß jetzt: Mein Zwischenziel kommt gleich in Sicht.

Direkt in der nächsten Kurve geht eine Hofauffahrt ab, in die der Wagen nun selbstständig einbiegt. Der Weg ist unbefestigt, und der Wagen rumpelt im Schrittempo durch die tiefen Furchen, bis er den breiten, gepflasterten Hof erreicht und mitten zwischen den Gebäuden hält.

Ich mache den Motor aus und betrachte das Gehöft. Sehr sauber ist es hier, hinter einer Hausecke sehe ich gerade noch eine automatisierte Kehrmaschine verschwinden. Haupthaus und Scheune sind jeweils auf einer Dachseite mit Sonnenkollektoren ausgerüstet, auf einem freien Rasenstück steht eine Photovoltaikanlage. Zwei Schuppen und eine Garage begrenzen die dritte Seite des Gehöfts. Hier erinnert wenig an die Zeit von vor fünfundzwanzig Jahren.

Die Eingangstür des Haupthauses öffnet sich, und ein Mann tritt heraus. Er bleibt einen Schritt vor der offenen Tür stehen und blickt mich durch die Frontscheibe an. Die fünfundzwanzig Jahre sind auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen. Sein Haar ist schütter geworden, graue Strähnen zeigen sich darin. Einfache Kleidung, an der das verwaschene Weinrot seines Pullovers noch das Auffälligste ist.

Ich weiß nicht, was für einen Anblick ich für ihn darstelle, aber das ist mir gleich. Mit einer Hand am Türgriff atme ich tief durch, lasse den Mann nicht aus den Augen und steige schließlich aus.

Das Zufallen der Autotür ist für Sekunden das einzige Geräusch. Ich bleibe neben meinem Wagen stehen, stelle die Musterung des Mannes nicht ein, sowenig wie er seine einstellt. Nein, ein Freundschaftsbesuch ist es nicht, und ich will es auch nicht heucheln.

»Hallo Ralf.« Meine Stimme klingt rau und ich muss mich räuspern.

Ralf nickt, langsam und bedächtig. »Hallo Pavi.«

Er nennt mich bei meinem alten Spitznamen, aus einer Zeit, die noch einiges weiter als fünfundzwanzig Jahre zurückliegt. Doch diese Erinnerungen bleiben in meinem Kopf verschlossen.

Nur jene an sie sind da, werden durch die schwache Brise belebt. Die Luft, die so anders schmeckt als in der Stadt. Sie selbst trägt die Geister mit sich, trägt die Düfte mit sich, die Vergangenheit mit sich.

»Ich habe mich schon gefragt, ob du hier auftauchen wirst.« Ralf kratzt sich am Kinn. »Oder eigentlich: wann.«

Ich nicke, langsam und bedächtig. Er hat die Nachricht natürlich auch bekommen. Nur wir beide sind schließlich übrig. Nur wir beide wissen noch von ihr, halten die Erinnerung aufrecht. Auch er tut es, da bin ich sicher. Sein einsames Gesicht verrät es. Mitleid erzeugt es jedoch nicht.

»Ja«, bringe ich schließlich hervor. »Ja«, wiederhole ich und muss für einen Moment den Blick abwenden, als ein weiteres Bild in meinem Kopf hochschwemmt, von ihr und ihm. Die Hand, die nun seine suchte und nicht mehr meine.

»Willst du reinkommen?« Ralfs Tonfall klingt nach einem inneren Widerstreit. Er will mich nicht hierhaben, aber er will mich auch nicht einfach abweisen.

Ich blicke ihn wieder an, zeige sogar ein schmales Lächeln. Schüttele dann aber den Kopf. »Ich würde dich gerne zur Küste mitnehmen. An ihren Lieblingsort.«

Nun nickt er, leicht und bedächtig, wendet den Blick einen Moment von mir ab. »In Ordnung«, sagt er schließlich und bewegt sich auf mein Fahrzeug zu. Die Haustür hinter ihm schließt sich von allein.

Ich steige wieder ein und warte, dass er die Beifahrertür aufmacht. Dann sitzt er neben mir. So nah beieinander waren wir lange Zeit nicht mehr. Es spannt uns beide an, und in dieser Nähe suchen wir nicht mehr den Blick des jeweils anderen.

Ich nenne dem Wagen unser neues Ziel, und er wendet selbstständig auf dem großen Hof. Dann geht es weiter die rumplige Auffahrt hinab und wieder auf die Straße, den Weg zur Küste, nicht den Weg zurück.

Stille senkt sich zwischen uns, eine unangenehme Variante. Eine Stille, die ich aber aushalten kann.

Ralf weniger. »Fünfundzwanzig Jahre«, unterbricht er sie.

»Ja«, erwidere ich.

Für eine Minute kehrt die Stille wieder ein, bis Ralf sie erneut unterbricht. »Sie haben es noch auf Papier geschickt.«

»Ja«, sage ich erneut und denke an das einfache Schreiben der Staatsanwaltschaft, in dem vom Ende der Untersuchung die Rede ist. Ihr Verschwinden würde unaufgeklärt bleiben, die Frist ist erreicht, die Daten werden gelöscht. Das Bürokratienteilungsgesetz verlangt es so. Eine Akte weniger zu pflegen.

Die Stille senkt sich wieder zwischen uns, ich beobachte die Frames in der Windschutzscheibe, streiche mit den Händen vorsichtig über das Lenkrad. Aber ich will nicht selbst fahren, nicht in diesem Augenblick mit Ralf neben mir.

Wenig später haben wir die Dünen erreicht. Der Wagen hält auf einem einsamen Parkplatz, durchbricht dabei die feine Sandschicht auf dem Asphalt. Ich stelle mit einem Knopfdruck den Motor ab und steige aus, warte nicht auf meinen Beifahrer, sondern spüre dem Knistern des Sandes unter meinen Schuhsohlen nach.

Wie oft waren wir hier? Der Geruch des Meeres in der Luft, der feine Sand unter den Sohlen, die kühle Brise auf der Haut. Wie oft ist sie, in kindlicher Freude, über die Dünen gerannt, ist von den Wellen weggesprungen, hat die nackten Zehen ins Watt gegraben?

Mit geschlossenen Augen spüre ich diesen Bildern nach, lasse mir den Wind durchs Gesicht streifen. Feiner Sand legt sich in meine Haare.

Ich blicke zu Ralf, der nun ebenfalls ausgestiegen ist und mit tief in den Taschen vergrabenen Händen die Dünen entlangsieht. Und auf einmal brodeln die Wut in mir hoch, will

hinaus und sich auf meinen Freund aus Jugendtagen legen.

Er blickt zu mir und sieht sie mir an. Überrascht scheint er nicht. »Mir geht es wie dir.« Seine Worte kommen trotz des Windes klar bei mir an.

»Ich weiß.« Das tue ich wirklich. Die Wut verschwindet, sonst ändert sich nichts. Aber das ist bedeutend.

Ich trete über das faulige Holz der Parkplatzbegrenzung und in die Dünen hinein. Langsam stapfe ich durch den Sand auf das Meer zu, bleibe einige Meter vor der Wasserlinie stehen.

Ralf folgt mir, in gebührendem Abstand. Wie oft war sie mit ihm hier? Wahrscheinlich häufig, vielleicht so oft wie mit mir. Aber das spielt keine Rolle.

Das Meer ist noch hier, hat kaum etwas von dem Strand gefressen. Eine aufwendige Konstruktion weit draußen, Schutzwall, Gezeitenkraftwerk und Entsalzungsanlage in einem, hat diesen Küstenabschnitt bewahrt. In der Ferne tanzt ein Teil auf den Wellen, kaum zu erkennen. So können die Bilder von vor fünfundzwanzig Jahren und heute übereinanderliegen. Nur sie, *sie* ist nicht im heutigen Bild.

Ohne ein Wort an meinen Begleiter wende ich mich nach rechts und gehe wieder in die Dünen hinein, entfernt vom Parkplatz ein kleiner, geschützter Bereich. Unter den besonderen Orten ist dieser herausragend. Hier liegt mein Ziel. Fünfundzwanzig Jahre.

Unter einem Gestrüpp ziehe ich die Schaufel hervor. Sie liegt noch hier, das Blatt verrostet, Stiel und Griff klamm und rissig.

Doch sie erfüllt noch ihren Zweck, und ich grabe ein Loch, schaufle den Sand, fester an dieser Stelle, beiseite. Bis die Oberseite eines altmodischen Koffers in Sicht kommt. Ich werfe die Schaufel zurück ins Gestrüpp und sinke auf die Knie.

Fünfundzwanzig Jahre habe ich gewartet. Mit den Händen entferne ich den restlichen Sand vom Koffer, lasse die Schösser aufklappen und öffne ihn.

Sie ist hier, natürlich ist sie hier. Jetzt vervollständigt sich das Bild. Mein Herz beschleunigt den Schlag, die Bilder von ihr, von uns,

stürmen erneut auf mich ein. Nach fünfundzwanzig Jahren schließt sich der Kreis, und wir können wieder zusammen sein.

Ich drücke die Strickjacke fest an mich, grabe die Finger tief hinein, will jede Faser ertasten, den Geruch, *ihren* Geruch, herauskneten. Und er steigt mir langsam in die Nase, der Geruch unserer letzten Begegnung, unserer letzten Worte, ihres letzten Lächelns.

Vorsichtig lege ich das Kleidungsstück zurück und nehme den in ein Öltuch eingewickelten Gegenstand zu ihren Füßen heraus. Ich schlage das Tuch auf und sehe die Pistole auf meiner Handfläche ruhen. Das Tötungswerkzeug aus robustem Verbundstoff, als einziges unverändert in all der Zeit.

Als ich die Schritte im Sand hinter mir höre, nehme ich die Pistole fest in die Hand, lege das Tuch zurück in den Koffer und stehe auf. Langsam wende ich mich um, blicke Ralf entgegen und richte die Waffe auf ihn. Nach fünfundzwanzig Jahren werde ich es endlich zu Ende bringen. Nicht mehr wandeln in diesem Zustand, auf dieser Grenze, ohne sie.

Sein erschrockener Blick, sein Verharren mitten im Schritt. »Ist das eine Knarre?«

Offensichtliche Dinge brauchen nicht kommentiert zu werden. Ich drücke den Abzug.

Für die Waffe sind fünfundzwanzig Jahre bedeutungslos. Sie erfüllt ihre Pflicht als Instrument meines Willens.

Er fällt in den Sand, ich kann nicht einmal richtig erkennen, wo ich ihn getroffen habe. Nur den Blick ins Nichts. Sollte er noch ein Geräusch von sich gegeben haben, hat der Wind es verschluckt. Der Wind, der nun seinen Pullover flattern lässt und mit seinen schütterten Haaren spielt.

Ich schlage die Waffe wieder in das Tuch und schiebe sie in eine Ecke des Koffers. »Gleich«, sage ich zu ihr. Ich spüre das Lächeln in den Mundwinkeln, mein erstes Lächeln seit fünfundzwanzig Jahren. »Ich bin gleich wieder da.« Zügig gehe ich zum Wagen zurück, hole die große Tasche aus dem Kofferraum und bin wenig später zurück bei ihr. Ich knie mich wieder neben sie, ziehe den Reißverschluss der großen Tasche auf. Dann verharre ich, betrachte sie, setze mich und schließe die Augen.

Ich bleibe hier am Strand, nur noch einen Moment. Rieche das Salz in der Luft, rieche *sie*, in der Zeit rückwärts. »Nur noch einen Moment.« Ein Wunsch, formuliert an einen Geist, der zurück will, mit mir mitkommen will, in eine neue Heimat.

Ich bette sie neben den Koffer, vorsichtig, damit sie nicht zerfällt, die große Tasche daneben. Sanft streiche ich ihr verbliebenes Haar, liebevoll kurz ihre hohen Wangenknochen. Dann wende ich mich ab, für den Augenblick nur, gehe zu ihm, zu Ralf, zerre ihn an den Beinen zu dem nun leeren Koffer und verfrachte ihn ohne viel Federlesens hinein. Kräftig schlage ich den alten Koffer zu und verschließe ihn. Mit bloßen Händen schaufle ich Sand über den Koffer, klopfe ihn ein wenig fest und streiche wie zufällig durch die oberste Schicht. Der Wind wird die Spuren noch heute verwischen.

Dann habe ich sie wieder in meinen Armen, bette sie in die Tasche, ausgelegt mit der weichen Decke, die ihre ist und die sie nun endlich wieder wärmt. Ich muss mich überwinden, den Reißverschluss zuzuziehen. Ich hatte Geduld, all die Jahre, und es ist nur noch ein Weg zurückzulegen, eine Fahrt, dann ist sie bei mir und bleibt dort. Bleibt dort, bei mir, für immer.

Ich habe alles vorbereitet, zu Hause, bei mir. Das Programm mit Fotos gefüttert, alle Materialien besorgt. Sie wird aus den Knochen wieder auferstehen. Nicht lebendig, so weit

sind wir noch nicht. Doch sie wird wieder das Gesicht von damals tragen, ihr Körper wird wieder ihre Kleidung ausfüllen. Sie wird ein Modell sein, kaum zu Bewegungen fähig. Aber ich werde wieder meine Hand in die ihre legen, ihren Blick suchen können.

Vielleicht wird da mehr sein, in weiteren fünfundzwanzig Jahren. Vielleicht auch schneller. Wer weiß, wie viel Zeit mir vergönnt sein wird.

Ein letztes Mal atme ich tief ein, atme tief die salzhaltige, raue Luft ein, atme die Erinnerungen ein.

Dann nehme ich sie mit.

~ ~ ~

© Christian Künne | Erstveröffentlichung

© Illustration: Galax Acheronian (S. 140)

*Geboren im Jahre 1983 und aufgewachsen in der Nähe von Bremen lebt und arbeitet Christian Künne heute in der Friedensstadt Osnabrück. Seit 2007 veröffentlicht er vorwiegend Kurzgeschichten in diversen Magazinen und Anthologien. Bevorzugte Themen oder Genres gibt es dabei nicht, die schriftstellerischen Ausflüge reichen von Krimi bis Experimentelles, Fantasy, Science-Fiction und Horror bis Gegenwartsliteratur. Die Ausflüge ins Fantastische sind aber in der Mehrzahl. Unter @chrkuenne kann man ihm auf Twitter folgen.*

# DIE SCHICKSALSKNÜPFERIN

INTERVIEW MIT MARLENE VON HAGEN | REINER KRAUSS

*Eine junge Autorin aus Österreich bereicherte ihre Leser und Leserinnen mit ihren Fantasy-Romanen und Büchern und nun auch das Perry-Rhodan-Universum. Doch heute bereichert sie uns mit ihrer Geschichte*



**Willkommen. Ich freu mich sehr, mehr von dir zu erfahren. Stelle dich unseren Lesern einfach kurz vor.**

Hallo, ich heiße Marlene von Hagen. Manch einer nennt mich auch Einhornlady.

**Warum ist das so?**

Seit einigen Jahren lebe ich mit einem Rudel Einhörner, zwei Kaninchen und meiner Familie im Bezirk Simmering in Wien, Österreich. Da dessen Wappen ein schwarzes Einhorn ziert, fühle ich mich hier besonders wohl. Von Einhornsocken über Einhornschminkpinsel

bis hin zu Stofftiereinhörnern, Tassen und Kerzen stolpert ihr bei einem Besuch in unserer Wohnung höchstens noch über das Spielzeug unseres Kindes. Kurz gesagt: Ich verwalte als Einhornlady ein kleines Einhornasyl.

**Woher kommst du und wie kamst du zum Schreiben?**

Meine zweite Heimat ist der Schlosspark von Schönbrunn, in dessen Nähe ich aufgewachsen bin. Als Kind habe ich dort viel Zeit verbracht, vor allem im Tiergarten. Später arbeitete ich einen Sommer lang im Schloss als Museumsaufsichtspersonal und wanderte auf den Spuren von Königinnen und Kaiserinnen abseits der Touristen. Schlösser, die Natur und Tiere liegen mir dadurch sehr am Herzen.

Vom unsportlichen Kind mauserte ich mich als junge Frau zur Sportlerin und probierte neben Säbelfechten den mittelalterlichen Schwertkampf und japanisches Bogenschießen aus. Alles immer mit einem leisen Hintergedanken: Der Recherche am eigenen Leib für das, was ich wirklich liebe – das Schreiben.

**Wie kam es zu der Liebe zum Schreiben?**

Geschichten ausgedacht habe ich mir bereits in meiner Kindheit, schriftlich verfasst habe ich sie aber erst als Teenager. Gerne saß ich mit anderen Kindern im Park und erzählte aus dem Bauch heraus. Wenn ich keine Lust mehr hatte, übernahm meine Großmutter das Geschichtenerzählen. Sie soll als junges Mädchen selbst Texte verfasst haben, die aber kriegsbedingt verloren gegangen sind. Daher bin ich besonders dankbar, in einer Zeit zu leben, in

der ich frei schreiben kann, was ich will. Und ich die Möglichkeit habe, meine Werke zu veröffentlichen. Es lebe das Selfpublishing!

### **Heute selbst veröffentlichen zu können, ist praktisch. Doch Verlage können besser unterstützen, oder?**

Die Zusammenarbeit mit einem Verlag ist gleichbedeutend wertvoll. Eineinhalb Jahre war ich eine Hybridautorin. Das heißt, eines meiner Bücher wurde von einem Verlag übernommen und herausgegeben, während ich andere weiter selbst verlegte. 2021 löste sich der Verlag leider auf, und das Buch bzw. die Buchreihe gelangte mit allen Veröffentlichungsrechten wieder zu mir. Es handelte sich dabei um meinen Debütroman: »Die Schicksalsknüpferin – Das Blaue Amulett«. Zusammen mit dem Folgeband, »Die Schicksalsknüpferin – Die Truische Klinge«, erschien beides wieder als E-Book im Dezember 2021. Die Printausgaben folgten im April 2022. Beide Bücher gehören dem Genre (Dark High) Fantasy an.

### **Worum geht es in *Die Schicksalsknüpferin – Das Blaue Amulett*?**

Der Schreinerbursche Tavion möchte seine Geliebte Elendora unbedingt ehelichen. Doch diese zögert, da ihr Bruder an der Fluchkrankheit leidet und sie sich um ihn kümmern muss. Unerwartet beginnt ihr Bruder immer wieder zu schimpfen, manchmal auch in einer fremden Sprache, als wäre er von Dämonen besessen. Dann zerreißt er mitunter auch seine eigene Kleidung und verletzt sich.

Als ein Geschichtenerzähler in Tavions Dorf kommt, erfährt der Junge von der Sage des »Blauen Amuletts«, das alle Krankheiten heilen soll. Kurz entschlossen begibt Tavion sich in die für ihn bislang unbekannte Welt von Mittellanden, um das besagte Amulett zu finden. Dabei wird er von einer Bande zwielichtiger Männer in einer Taverne bedrängt und später niedergeschlagen. In der Zwischenzeit sucht die junge Kriegerin Finnar nach dem kürzlich »gestohlenen Schatz« aus einem der



Tempel ihrer Heimat. Von visionären Träumen ihrer ermordeten Schwester geleitet, begibt sie sich wie Tavion nach Mittellanden. Dort wird sie von einer Bestie angegriffen und verwundet. Ein Fieber schwächt sie so sehr, dass ihre Mission bedroht ist. Zur gleichen Zeit flüchtet Brunja, die seit ihrer Kindheit Stimmen hört, vor fremden Angreifern. Die Stadt, die sie mit ihrem Frettchen besucht hat, wird zerstört, alle Sandvorräte vom feindlichen Heer konfisziert. Das Gerücht, das das allgegenwärtige Zahlungsmittel, kostbarer Sand, nicht mehr lange von den Geheimen Inseln an Land gebracht werden kann, treibt das Land in einen Krieg. Niemand ahnt, dass im Hintergrund die letzte Schicksalsknüpferin die Fäden einzelner Menschen miteinander verbindet, um die Blinde Sehende an ihrem perfiden Plan zu hindern. Denn Tavion ist nicht der Einzige, der das Blaue Amulett sucht. Und nur wenige wissen, welche Macht das Artefakt tatsächlich besitzt.

### **Wie kam es zu der Romanidee?**

Irgendwann nach meinem ersten Schreibcamp 2013 [bei Michael Marcus Thurner, *Anm. d. Red.*] entstand die Idee, drei unterschiedliche Charaktere gemeinsam auf eine Reise zu schicken. Ihre Zeit zusammen sollte voller Konflikte sein, aber die Leser auch zum Lachen bringen. Nach und nach entstand die Geschich-

te aus einem einzigen Bild in meinem Kopf. Immer mehr Bilder kamen hinzu, die Reise dazwischen entstand während des Schreibprozesses. Ich bezeichne mich daher gerne als Pantserplotty. (*Anm. d Red.:* Pantser sind Personen, die eher aus dem Bauch heraus schreiben und nicht von Beginn an den genauen Verlauf der Geschichte wissen bzw. notieren. Hardcore-Plotter hingegen überlegen sich vor Beginn eines Romans einen roten Faden, kennen das Ende und halten sich strikt an ihren Plan).

**Fantasy-Romane sind also bisher dein Ding. Doch schreibst du auch in einem anderen Genre? Oder bist du dem Thema treu geblieben?**

Alle meine derzeitig veröffentlichten Bücher und Kurzgeschichten gehören dem Fantasy-Genre an. Bisherige Ausnahmen sind eine Mitarbeit bei dem *Perry-Rhodan*-Roman (Band 3026) und einer Kurzgeschichte zum »60 Jahre PERRY RHODAN Tributprojekt«. Beides ist Science-Fiction. Derzeit arbeite ich wieder an einem neuen Fantasyroman, in Zukunft möchte ich aber auch in anderen Genres Bücher schreiben.

**Schreibcamp. Perry-Rhodan-Autor Michael Marcus Thurner veranstaltete so ein Seminar in der Vergangenheit. Erzähle uns, was man dabei erlebt und wie oft du schon dabei warst.**

Meine Fertigkeiten und mein professionelles Wissen über das Schreibhandwerk eignete ich mir in mehreren Schreibcamps, Schreibkursen und mit Schreibratgebern an. Das meiste lernete ich in der Interaktion mit anderen Autoren und Autorinnen bei den Schreibcamps von Michael Marcus Thurner. Diese waren entweder fünf oder sieben Tage lang und dadurch sehr intensiv.

Die eigenen Texte von etwa zehn bis elf anderen Personen akribisch und konstruktiv kritisiert bzw. lektoriert zurückzubekommen, schmerzt das Herz eines jeden Autors zwar im ersten Augenblick. Aber es macht Sinn. Es war

das Schlimmste und zugleich Beste, was mir in meiner Schreiblaufbahn passiert ist.

Nach Erkennen der eigenen Schwachstellen und des eigenen Entwicklungspotenzials baute ich mir ein fundiertes Schreibhandwerk auf. Und weil die Atmosphäre immer sehr familiär war, zog es mich fünf Mal in diese Camps. Außerdem gab es jedes Mal einen anderen Gastautor als Dozent, u.a. Robert Corvus, Leo Lukas und Marc A. Herren.

**Was lernt man bei dieser Veranstaltung? Und worauf kommt es am Ende an beim Schreiben eines Romans?**

Prinzipiell lernt man das kritische Lesen des eigenen Textes. Zum Beispiel ob sich ein Perspektivfehler im Text bei einer Figur eingeschlichen hat, ob Wortwiederholungen auftreten, ob ein Satz zu lang und unleserlich geschrieben wurde, etc. Aber auch, ob eine Szene wirklich nötig ist, der Roman genug Konflikte aufzeigt und ob alles einen Sinn ergibt. Dann wird man mit seiner eigenen Belastbarkeit konfrontiert. Es werden Aufgaben gestellt, die in einem bestimmten Zeitrahmen erfüllt werden müssen. Zum Beispiel mit wenigen Stichwörtern ein Exposé zu verfassen. Mitunter trugen wir auch unsere im Camp geschriebenen Szenen laut vor dem anwesenden Publikum vor, um die Scheu des Vorlesens zu verlieren. Anschließend erhielten wir Rückmeldungen zu unserer Lesegeschwindigkeit, dem Auftreten, der Lautstärke etc.

**Du hast an einem Perry-Rhodan-Roman mitgearbeitet (Band 3026). Wie kam es dazu und was durftest du erleben? Welchen Teil hast du geschrieben, was hat dir gefallen und was hast du dabei Neues gelernt?**

Ich durfte aufgrund von Zeitdruck Michael Marcus Thurner bei seiner Arbeit an dem Roman helfen. Er kannte mich zu diesem Zeitpunkt schon seit etwa sechs Jahren, wusste, wie ich schreibe und dass ich verlässlich war. Meine Arbeit bezog sich auf den Handlungsstrang des Nukazanis Trubarg, der in weiterer Folge auf Atlan und seine Gefährten stieß.

Es war herrlich, eine eigene Kultur und Weltanschauung dieser Lebewesen erschaffen zu dürfen, ihre Sprache zu entwickeln, ihre befremdlichen Gedankengänge vielleicht sogar nachvollziehbar zu gestalten. In den Schreibcamps lernte ich bereits, nach fremden Vorgaben eine eigene Geschichte zu schreiben. Mit einem *Perry-Rhodan*-Exposé zu arbeiten, war dennoch noch einmal eine neue Herausforderung.

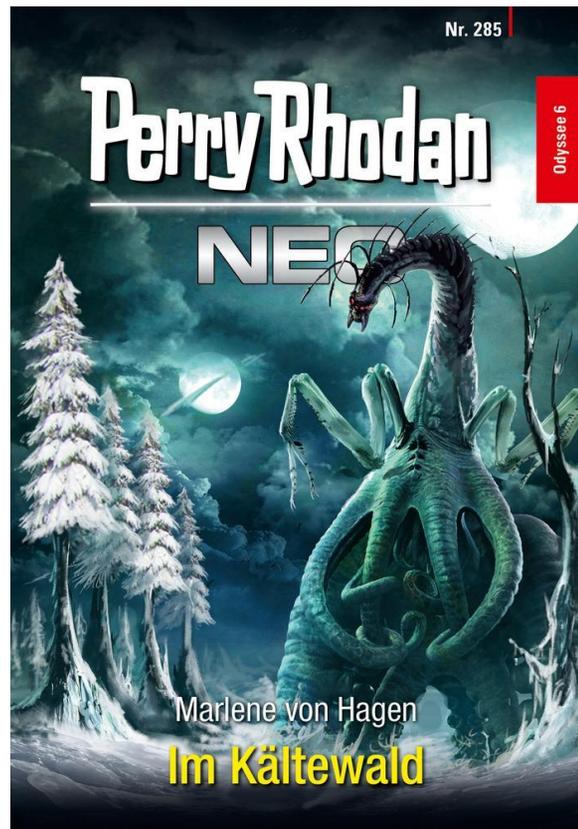
**Arbeitest Du an weiteren Bänden deiner Reihe? Oder was können wir in nächster Zeit Neues von dir lesen?**

Der Wunsch nach einer Fortsetzung der *Schicksalsknüpferin*-Reihe ist sowohl von meiner Seite aus vorhanden als auch bei den Lesern und Leserinnen. Ich arbeite aber derzeit an einer Fantasy-Geschichte in einer anderen Welt. Was danach kommt, wird das Schicksal zeigen.

**Hast du noch andere Hobbys und Leidenschaften?**

Zugegebenermaßen bin ich eine Naschkatze, die es liebt, Ordnung zu schaffen, und die gerne IKEA-Möbel zusammenbaut. Ich putze lieber, als ich koche, esse aber gerne. Ohne Sport und ausreichend Schlaf bin ich eine Kratzbürste. Daher beginnt mein idealer Tag mit zehn Stunden Schlaf, einem guten Frühstück, drei Stunden Schreiarbeit, zwei Stunden Sport, einer heißen Dusche, Schokolade und Kaffee. Eine Utopie für eine Mutter mit Kleinkind. Vielleicht Stoff für die nächste Geschichte?

**Phantastische Stoffe und das Geschichten schreiben ist dein Ding. Nun schreibst du seit kurzem sogar für *Perry-Rhodan NEO* Romane.**



Das *Perry-Rhodan*-Universum ist sehr vielschichtig und aufregend. Hochtechnisch und tief sinnig zugleich. Einen Beitrag zu dieser gigantischen Serie leisten zu dürfen, ist mir eine große Ehre.

**Vielen Dank für deine Zeit. Wir lesen und hören uns sicher wieder.**

© Foto, Cover *Die Schicksalsknüpferin*:  
Marlene von Hagen

Bd. 1: 568 S., TB, ISBN: 978-3-754972-51-9

Bd. 2: 480 S., TB, ISBN: 978-3-754972-50-2

© Cover *Perry Rhodan NEO* Nr. 285:  
Pabel-Moewig Verlag

**Weiterführende Informationen:**

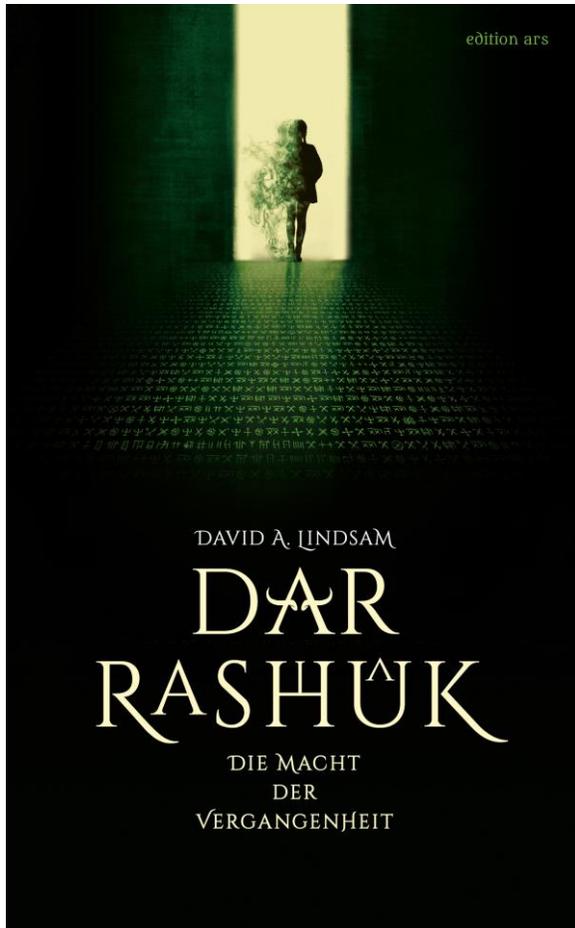
<https://www.marlenevonhagen.at>

<https://perry-rhodan.net/infothek/team/aktive-autoren/marlene-von-hagen>

[https://www.perrypedia.de/wiki/Marlene\\_von\\_Hagen](https://www.perrypedia.de/wiki/Marlene_von_Hagen)

# DAR-RASHÛK

INTERVIEW MIT DAVID A. LINDSAM | SARAH LUTTER



**Mit *Dar-Rashûk* gibst du dem Leser ein wahres Epos an die Hand. Wie bist du auf die Idee gekommen?**

Meinst du das mit dem Epos als Kompliment? Ich habe nämlich bei meinen Kiddies gelernt, dass man *epic* heutzutage im Sinn von *geil* oder *toll* verwendet ...

Natürlich wollte ich kein Epos im klassischen Sinne schreiben. Ich hatte einfach Lust, mir die vielen Geschichten aus meinem Kopf zu schreiben. Das hat etwas fast Therapeutisches für mich. Abgründige Ängste, elementare Sinnfragen, tiefe Gefühle ... All das taucht beim Schreiben auf und findet seinen Weg. Das ist cool und tut gut.

Oder etwas literaturtheoretischer: Es ist für mich höchst spannend, die Wirklichkeit nicht

nur durch eine Brille zu betrachten, sondern mit den Mitteln der Sprache eine ganz eigene Welt aufzubauen und damit zu spielen. Denn eine Fiktion lebt nur, wenn sich Wirkliches und Vorstellbares zu einem Ganzen zusammenfügen. Der Blick wird auf diese Weise über die eigene Realität hinausgehoben. Und das halte ich für absolut reizvoll ...

Die genaue Idee zu *Dar-Rashuk*? – Ich habe meinen Kindern Geschichten von einem etwas anderen Vampirjäger erzählt. Als ich irgendwann ein paar Skizzen zu dieser Welt anfertigte, eine erste Szene niederschrieb ... war die Idee für ein Buch geboren. Der Rest hat sich entwickelt. Allerdings anders als ursprünglich gedacht.

**Religion, Mythen, Geschichte, Psychologie – aus vielen Bereichen fließen Hintergrundinformationen ein. Welcher Teilbereich ist für dich der maßgebliche?**

Es ist genau die Mischung, die es für mich ausmacht. Ganz ehrlich. Mir wird es beim Lesen schnell langweilig, wenn sich die Erzählspannung nur durch Action aufbaut und sich keine *Welt dahinter* auftut. Und ich meine damit durchaus ein Weltenportal – das müsste dir als *Weltenportal*-Reporterin gefallen, oder? –, ein durch die Sprache aufgebautes Tor in eine Welt, die mir Dinge ganz anders oder auch neu zeigt.

Deshalb liebe ich es, auf bunt schillernde Beziehungsgeflechte zu blicken, auf Ängste, die im Verborgenen die Menschheit schon seit ewigen Zeiten bewegen; auf Geschichten aus alten Zeiten, in deren Spiegel sich mein eigener Horizont erweitert. Solche Hintergründe sind für mich interessant.

Und genau so, wie ich gerne lesen würde, versuche ich auch zu schreiben.

Ich weiß: Viele in der Fantasy-Szene wollen, dass ein Buch die Genre-Elemente satt bedient

und actionreich ist – ein Immer-mehr-vom-Gleichen. Ich verstehe das und liebe Fantasy. Aber ich wollte einen Roman schreiben, der sich in diesem phantastischen Terrain bewegt wie in der eigenen Heimat und doch zugleich in die Fremde geht und bei dieser Queste unendlich viel Neues zu entdecken gibt ...

**Was hat dir mehr Spaß gemacht? Die Sprache, die Gesetze oder die Wesenheiten zu erschaffen?**

Du stellst Fragen! ... Muss ich mich wirklich entscheiden? Die *Wesenheiten* sind natürlich der Kern des Ganzen. Eine Welt, die seit ewigen Zeiten neben unserer Realität auf der Erde existiert. Meist im Verborgenen, doch auch mitten unter uns – und nicht immer nur friedlich, so dass es in der Vergangenheit immer schon zu Konfrontationen kam. Etliche der Sagen und Mythen, die wir uns heute erzählen, sind damals entstanden ... Geschichten haben eine Geschichte.

Und etwas, das dieses Zusammenleben sehr unterschiedlich mächtiger Wesenheiten regeln soll, sind die *Hochgesetze*, geschaffen, weil dereinst in verheerenden »Blutkriegen« um mehr als nur die Herrschaft gerungen wurde ... Die *Sprache des Ursprungs* verbindet die Wesenheiten und ist zugleich ein Link zu ihrer alten Heimat. Von dort wurden sie vor langer Zeit verbannt. Und nur mithilfe der Menschen werden sie zurückfinden. Aber die Wesenheiten müssen dies erst noch erkennen.

Die Dinge kommen nur sehr langsam in dem Roman zutage, und ich sollte nicht weiter spoilern ... So viel steht fest: Ich hatte Megaspaß, diese Welt zu erschaffen.

**Deine Hauptcharaktere gehen zwischendurch auf Reisen. Bist du der Meinung, dass man einen realen Ort gesehen haben muss, um seine Atmosphäre einzufangen?**

Eigene Eindrücke und eine gute Recherche sind sicher sehr hilfreich, um eine Atmosphäre, die man vermitteln möchte, erst einmal im Autorenkopf einzufangen. Und geht es um reale Orte, die jeder bereisen und aus eigener

Anschauung kennen kann wie etwa Neapel, das in dem Buch eine große Rolle spielt, dann sollte die Beschreibung auch sehr nahe an der Wirklichkeit sein.

Ob eine Szene aber letztlich für einen Leser im Detail realistisch wirkt und eine besondere Stimmung eindrucksvoll transportiert wird, hängt sicher weit mehr von den sprachlichen Mitteln ab, die man als Autor einsetzt, als von den eigenen Kenntnissen der örtlichen Gegebenheiten. Natürlich war ich aber – um das Beispiel aufzugreifen – in Neapel: wurde mit dem Taxi wild durch die Straßen chauffiert, bin durch die Altstadt geschlendert, habe Pizza Napoli gegessen und Stunden im Nationalmuseum zugebracht. Und auch den tanzenden Faun habe ich dort gesehen ... Als es dann aber daran ging, diese Orte mit Worten in Szene zu setzen, habe ich mir viele Bilder (aus dem Internet) und Filme angesehen, um meine Erinnerung aufzufrischen. Und ich denke, dass mich diese aktuelleren Quellen mindestens genauso beeinflusst haben.

**Welche Bücher haben dein Werk am meisten beeinflusst?**

Das ist schwer zu beantworten. Formal und nach Genre betrachtet würde sich mein *Dar-Rashûk* in die Schublade *Urban Fantasy* pressen lassen. Obwohl ich viele der Werke dieses Subgenres aus den letzten 20 Jahren kenne, könnte ich jedoch keines hervorheben, dem ich nacheifere. Ich mag eine dunkle, sich steigende Spannung wie im Mystery, war aber nie ein Fan von Autoren wie etwa *Stephen King* oder *Neil Gaiman*. Natürlich sind auch alle *Harry Potter*-Bände, *Das Lied von Eis und Feuer* und *Der Herr der Ringe* in meiner Bibliothek, aber ich wollte nie in einem ähnlichen Stil schreiben.

Bei mir kommen immerhin schon 45 Jahre Leseerfahrung zusammen, und ich habe in ferner Vergangenheit Literatur studiert. Ich vermute also, dass es eine gewisse Liebe zu den Themen der Fantasy ist, die sich mit dem Bedürfnis verbunden hat, einem guten belletristischen Stil gerecht zu werden – vielleicht ein wenig wie der Literaturnobelpreisträger Ka-

zuo Ishiguro in »Der begrabene Riese« (ohne mich mit ihm vergleichen zu wollen!). Ach – jetzt habe ich doch noch ein Vorbild gefunden, wobei ich ihn als Autor erst *nach* meinem Buch entdeckt habe.

**Wie lange hast du denn an *Dar-Rashûk* gearbeitet?**

Viel zu lange ... Das meine ich ganz ernst. Es sollte perfekt sein. Aber das kriegt man nie hin. Heute würde ich so ein Buch schon wieder ganz anders schreiben als damals vor fünf Jahren, als ich damit begonnen habe. Ich bin mir inzwischen viel bewusster über meine eigenen Stilschwächen und ungeschickten sprachlichen Eigenheiten. Ich könnte es also ständig neu überarbeiten und wäre am Ende wieder so weit, dass ich neue Ideen für die Überarbeitung hätte.

Jetzt – nach vielen Rückmeldungen von Testlesern und intensivem lektorischen Beistand – ist es reif. *Dar-Rashûk* darf an die Öffentlichkeit. Und ich gehe weiter.

Das nächste Buch werde ich viel schneller schreiben und auch ganz anders – glaube ich jetzt. Ideen, die ans Licht und auf die Bühne wollen, toben jedenfalls genug in meinem Kopf.

**Durch die vielen Perspektivwechsel ist das Buch sehr komplex angelegt. Wie hast du es geschafft, deine Figuren niemals zu verlieren?**

Habe ich das? Wenn du das sagst!

Das Geheimnis beim Schreiben – zumindest für mich – ist nicht das »Plotten«, um eine spannende und durchgängig stimmige Geschichte hinzukriegen. Ich entwickle zunächst eine genaue Vorstellung von den Akteuren in meinem Kopf, die ich auf die Bühne bringen will und denen ich dann genau den Raum lasse, den sie beanspruchen. Plötzlich passiert vieles fast wie von selbst: Die Konflikte zwischen den Protagonisten brechen unvermittelt auf, die Dialoge spinnen sich, wohin die Beteiligten wollen (nicht etwa, wie der Autor es vorgesehen hatte), und die Ideen für die nächsten

Szenen ergeben sich aus dem, was gerade passiert. Break. Nach diesen Phasen (die immer wieder das Schreiben vorantreiben) beginnt der nichtkreative Teil der Arbeit als Autor (und das ist der größere), nämlich diese ganze Dynamik wieder einzufangen, den Flohzirkus zu bändigen und die Spur und Linie herzustellen. 95 % Transpiration – wenn zu Beginn die 5 % Inspiration standen.

Zu dem Arbeitsanteil gehört auch, dass ich mir bei dem Sprung, der zwischen zwei Szenen eines/r Progonist:in liegt, eine klare Vorstellung bilde, was in dieser Zeit passiert ist, und scharf abwäge, ob dies in der aktuellen Szene zur Sprache kommt (was schnell in Richtung »Infodump« gehen kann), ich es nur andeute oder ganz auf die Fantasie des/r Leser:in vertraue. Das ist oft keine leichte Entscheidung, wobei ich mehr zum Letzteren neige, was das Lesen mitunter ein wenig herausfordernder macht.



**Verrätst du uns, was und wer sich hinter deinem Pseudonym verstecken?**

Die Idee hinter dem Pseudonym ist nicht *Anonymität*. Mein Klarname ist schlicht nicht besonders spannend und auch nicht leicht mit einem phantastischen Buch zu assoziieren. Außerdem stehe ich damit im Geschäftsleben. Das Pseudonym *Lindsam* war einfach irgendwann da. *David* hieß der erste Held in meiner Science-Fiction-Geschichte, die ich als Junge von 12 Jahren geschrieben habe. Und ein geheimnisvoller zweiter Vorname musste noch dazu. Fertig: *David A. Lindsam*.

Und wer ich bin? Ein paradoxes Wesen: Familientierchen und Individualist; Philologe und

Technologiemanager, Träumer und Perfektionist. Wenn jemand mehr wissen möchte, freue ich mich immer über einen direkten Austausch ([www.edition-ars.de](http://www.edition-ars.de)).

**Stell dir vor, du bist ein Buchhändler und müsstest einen Käufer davon überzeugen, dein Buch statt eines anderen Epos zu kaufen. Wie würdest du argumentieren?**

Oft gilt als Gütesiegel für ein Buch, wenn man es »verschlingt« oder »in einem Zug wegliest«. Mich macht das immer total stutzig. Ich wittere dann billige Action oder simple Verführungskunst – was natürlich gar nicht immer zutrifft (und ja auch sehr nett sein kann!).

Trotzdem: Ist ein Buch nur dann gut, wenn man es nicht wieder aus der Hand legt?

Mein Modell für das Schreiben war das nie. Ja, es soll einen Sog geben, der die Leser:innen immer wieder zurück zu den Zeilen führt, weil sich die Gedanken im Kopf fortsetzen, das Gelesene nicht sofort in allem platt liefert, was

der Mainstream-gewöhnte Mindset sich erhofft ... Weil es beschäftigt und vieles anstößt ... und trotzdem noch unterhaltsam ist.

Was also wäre mein Argument bei einer Beratung für mein Buch? Lies es, wenn du nicht nur Fantasy liebst und gerne gut unterhalten werden möchtest, sondern auch mal ein Buch zur Seite legen magst, damit sich die Gedanken in deinem eigenen Kopf weiterspinnen ...

Diese Art von Lesevergnügen wünsche ich meinen Leser:innen.

© Cover-Grafik / Foto: David A. Lindsay  
<https://edition-ars.de/>

**Dar-Rashûk: Die Macht der Vergangenheit**

**David A. Lindsay**

edition ars, TB, 740 Seiten

ISBN: 979-8-354-27424-6

Auch erhältlich als E-Book: ASIN B0BDPRQR9



Bei Tageslicht trägt so mancher eine glänzende und undurchdringbare Rüstung aus Mut. Aber des Nachts haben auch sie ihren Schutz abgelegt.

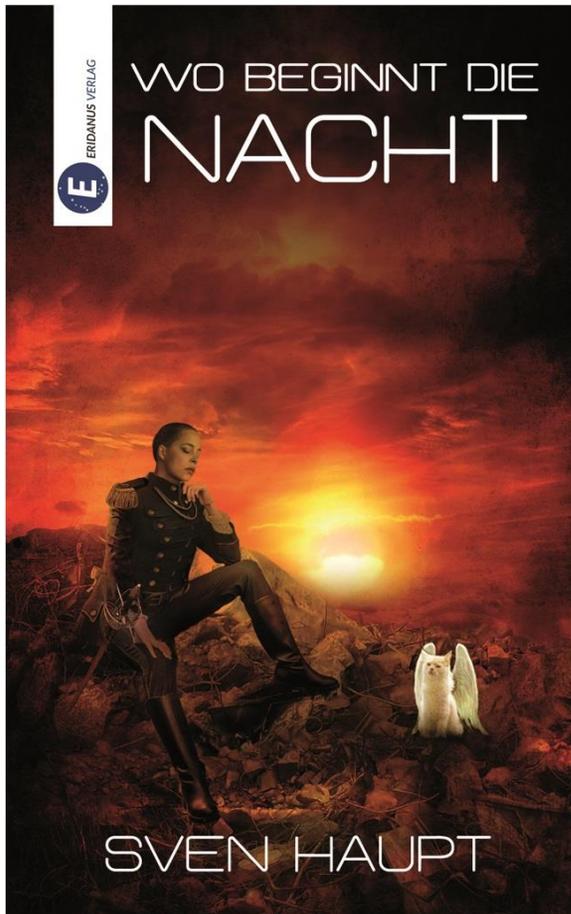
Softcover: 14,00 €

Ebook: 3,99 €

ISBN: 978-3-98658-024-7

# WO BEGINNT DIE NACHT

INTERVIEW MIT SVEN HAUPT | JANA HOFFHENKE



**Ohne zu viel zu verraten, worum geht es in deinem neuen Roman?**

Im Zentrum der Geschichte steht ein Haus, das frei zwischen allen Dimensionen und Existenzebenen reisen kann. Normalerweise bewachen, schützen und verwalten seine Bewohner die Welten, auf denen Menschen leben. Zu Beginn des Romans jedoch scheinen alle Zeitlinien zu einem Ende zu kommen. Alle erreichbaren Welten werden von Kriegen zerstört, von Fanatismus korrumpiert oder von Monstern überrannt. Wohin auch immer das Haus reist, endet das Leben in einer ewigen Nacht. Dem Haus gelingt es, eine kleine Gruppe seltener Individuen zu sammeln, deren Aufgabe es sein soll, die letzten beiden funktionierenden Zeitlinien zu einer neuen zu vereinen, damit ein neues Universum entstehen kann.

Leider ist diese Gruppe unwahrscheinlicher Helden alles, nur nicht qualifiziert für diese Aufgabe.

**Du bezeichnest deinen neuen Roman selbst als der Literatur-Strömung *New Weird* zugehörig. Was macht diese Genre-Spielart für dich aus? Und prognostizierst du dieser eine in Zukunft ebenso zunehmende Relevanz, wie dies einige Literatur-Kritiker jetzt bereits tun?**

Schaut man sich einmal als Einstieg an, was Wikipedia zu *New Weird* zu sagen hat, lernt man schnell, dass es ein Genre ist, das sich nicht einfach greifen lassen will. Eine Schulbuchdefinition werde ich also schuldig bleiben müssen, dafür sind die Ausprägungen zu heterogen.

Es gibt jedoch einige Charakteristiken, an denen man erkennen kann, dass ein Roman *weird* ist. Ganz allgemein wollen diese Werke gerne die romantischen Vorstellungen von Motiven und Handlungsorten unterlaufen, wie sie in der traditionellen Fantasy und Science-Fiction zu finden sind. Sie wählen dazu gerne realistische und mitunter sehr komplexe Modelle einer realen Welt und benutzen sie als Sprungbrett für die Schaffung von Schauplätzen, die sowohl Elemente der Science-Fiction als auch der Fantasy enthalten können. Das Outcome präsentiert sich dabei oft als substanziell verstörend, anstatt ein Happy End zu bieten.

Mir gefällt der Versuch dieser Definition, wie sie auch auf Wikipedia zu finden ist: *Die New Weird versucht die Klischees des Phantastischen zu unterlaufen, um sie eher zu beunruhigenden als zu tröstenden Zwecken einzusetzen.*

Und ja, ich glaube wir brauchen das dringend. Ich sehe es auf jeder Convention, auf der die unbedingte Einhaltung der Genre-Grenzen angepriesen wird, damit wir noch ein weiteres halbes Jahrhundert vor dem immer gleichen

Altar traditioneller Motive beten können. Es ist nicht nur entsetzlich langweilig, sondern dient am Ende auch niemandem, schon gar nicht der Literatur oder dem Leser. Wir brauchen Ideen, die noch nie da waren. Die Ideen, welche tatsächlich zu neuen Grenzen aufbrechen. Der brillante Autor Jeff VanderMeer hat vor einiger Zeit in einem Interview gesagt, dass es Surrealismus und Fantasy bedarf, welche die neue Science-Fiction durchdringen müssen, um über diese neuen Themen nachzudenken. Dem würde ich mich voll anschließen. Deswegen versuche ich gerne, meine Bücher an der Grenze zwischen Fantasy und Science-Fiction anzusiedeln.



**Du hast zwei Jahre hintereinander den Deutschen Science-Fiction Preis gewonnen, für *Die Sprache der Blumen* und für *Stille zwischen den Sternen*. Von dem Aspekt der öffentlichen Anerkennung einmal abgesehen: Was macht das als Autor mit dir? Und hat das Einfluss darauf, was und wie du schreibst?**

Ich nehme diese für mich völlig überraschende (und überfordernde) Entwicklung als Hinweis, dass das, was ich mache, nicht vollkommen am Wunsch der Leser vorbeigehen kann. Selbst wenn ich meine Bücher vorsätzlich nicht in der klassischen Science-Fiction positioniere. Ich fühle mich ermutigt, das zu tun, was ich sowieso machen will: härter an Grenzen gehen und versuchen, Geschichten zu erzählen, die sich nicht sauber in Schubladen verstauen lassen. Geschichten, welche Leser:innen herausfordern, ihnen nicht zu gefallen versuchen, sondern sie am Ende vor mehr Fragen stellen, als jeder am Anfang hatte. Ganz ehrlich, ich hätte gutes Geld gewettet, dass ich für meinen

letzten Roman keinen Blumentopf gewinnen würde. Doch die deutsche Science-Fiction ist in einem fundamentalen Umbruch begriffen, der sich gerade jetzt vollzieht. Die Generation Leser:in, welche nun gestaltend in den Vordergrund tritt, bringt einen völlig neuen Wind mit sich, den wir dringend brauchen.

**Könntest du dir vorstellen, einfach einmal ein völlig anderes Genre auszuprobieren? Thriller, Liebesroman, Historisches zum Beispiel? Und gibt es ein Thema oder Genre, das du niemals, unter keinen Umständen jemals anpacken würdest?**

Ich studiere schon seit einer Weile die Meister:innen des Liebesromans, weil ich gerne versuchen würde, starke emotionale Nähe zwischen meinen Protagonist:innen überzeugender darzustellen. Meine zukünftigen Bücher werden hoffentlich immer stärker das Thema Identität aufgreifen, jedoch fühle ich mich den Herausforderungen noch nicht wirklich gewachsen. Ich habe mehrere Romane in Planung, und in jedem einzelnen davon wollen komplexe Beziehungen respektvoll dargestellt werden. Aber man wächst mit seiner Aufgabe. Es gibt auch Genres, die mir nicht ins Haus kommen. Horror zum Beispiel kann ich nicht ausstehen.

**Wenn du einen Roman fertiggeschrieben hast: Wem zeigst du ihn als allererstes und warum ausgerechnet dieser Person?**

Natürlich geht alles, was ich schreibe, als Erstes über den Tisch von Helga Sadowski. Sie ist meine Lektorin von Stunde null an, seit wir uns damals in einer Autorenschule, die nicht genannt werden will, über den Weg gelaufen sind. Über die Jahre sind wir auch beste Freund:innen geworden, und ich werde ewig dankbar dafür sein, dass ich das Glück habe, jemanden wie sie zu kennen.

**Welcher deiner Charaktere aus deinen veröffentlichten Werken (Romane oder Kurzgeschichten) ist dir am ähnlichsten? Fühlst du dich irgendeinem davon besonders ver-**

### **bunden? Oder versuchst du, offensichtliche Ähnlichkeiten tunlichst zu vermeiden?**

Ich erkläre jungen Autor:innen immer wieder, dass ihnen bewusst sein muss, dass wir immer nur über uns selbst schreiben. Besonders, wenn wir absolut überzeugt sind, dass wir über etwas schreiben, dass auf gar keinen Fall irgendetwas mit uns zu tun hat, müssen wir extra vorsichtig sein. Es sind diese Momente, wo wir besonders verletzlich für die Wahrheiten werden, die sich aus unserem Unterbewusstsein einen Weg nach oben bahnen. Denn Geschichten wollen erzählt werden. Gibt man etwas einen Namen, gibt man ihm Leben. Jemand, der schreibt, muss das unbedingt wissen, denn selbst wenn Autor:innen es nicht merken: Leser:innen werden es sofort verstehen.

Ich erkläre das, weil ich immer versuche, mir Referenzen an mich selbst bewusst zu machen und zu steuern. Im neuen Roman ist das zum Beispiel einer der neuen Protagonisten. Niklas Turner ist Arzt und ein zerstörter Alkoholiker. In seiner Zeitlinie hat er immer versucht, alles richtig zu machen, der Gesellschaft das zu geben, was sie von ihm fordert, doch das Leben hat ihn am Ende gebrochen. Autor:innen sind manchmal versucht, alternative Versionen ihrer selbst in ihre Bücher einzubauen. Manchmal sind es bessere Versionen, der Mensch, der man sein möchte. Ich habe den anderen Weg genommen. Ich wollte immer Arzt werden, habe es aber nie verwirklicht. Niklas ist meine dunkle Seite. Jemand, der ich hätte sein können. Diese Anlehnung war gewollt und geplant.

Man sollte also meinen, dass ich so etwas voll im Griff habe. Und dennoch, trotz all meiner

Sorgfalt, schmuggeln sich auch an mir Geschichten einfach vorbei. Im nächsten Jahr wird hoffentlich mein Roman *Niemandes Schlaf* erscheinen. Ich habe zwei Jahre lang an der Geschichte meiner Protagonistin Lou gearbeitet, ohne auch nur zu bemerken, dass ich über mich selbst geschrieben habe. Manchmal schreibt man über das, was hätte sein können. Manchmal schreibt man sich selbst in die Wirklichkeit. Autor:in sein ist nicht ungefährlich.

### **Mit Blick auf deine inzwischen beachtliche Veröffentlichungs- und Preisliste drängt sich die letzte Frage förmlich auf: Woran arbeitest du gerade?**

Wie eben schon erwähnt, wird im nächsten Jahr hoffentlich mein Roman *Niemandes Schlaf* erscheinen. Meine Verlegerin kennt ihn noch nicht, deswegen *hoffentlich*. Die Handlung spielt an der Grenze zum Cyberpunk und ist wieder deutlich stärker Science-Fiction als *Wo beginnt die Nacht*, jedoch noch *weirder*. Die Frage nach Identität wird zum ersten Mal vorsichtig thematisiert werden.

© Cover: Eridanus Verlag

© Cover *Die Sprache der Blumen*: Mystic Verlag

<https://elektrischerengel.com/>

<https://eridanusverlag.de>

<https://mysticverlag.de>

#### **Wo beginnt die Nacht**

**Sven Haupt**

Eridanus Verlag, TB, 372 Seiten

ISBN: 978-3-946348-35-1

# EXODUS, COZMIC UND MEHR

INTERVIEW MIT RENÉ MOREAU | SARAH LUTTER

Im Jahr 1975 erschien das Fanzine *EXODUS* als ursprünglich einmalig gedachter ›Sonderband mit Erzählungen, Gedichten und Grafiken zur Phantastik, SF und artverwandten Themen‹. Es folgten dreizehn Ausgaben und ein weiterer Sonderband, ehe *EXODUS* 1980 eingestellt wurde. 2003 packte es Magazin-Gründer René Moreau erneut, und die Nr. 14 erblickte das Licht der Welt. In den fast zwei Jahrzehnten, die seit der Wiederauferstehung vergangen sind, entwickelte sich *EXODUS* zu einem beeindruckenden Literaturmagazin, das den Vergleich mit Publikationen professioneller Redaktionen und Verlage nicht zu scheuen braucht – und war eine maßgebliche Inspiration, das *Weltenportal* ins Leben zu rufen. Gründe genug für *Weltenportal*-Reporterin Sarah Lutter, René Moreau zum Gespräch zu bitten und aus dem Nähkästchen plaudern zu lassen.



© Foto: Jörg Ritter

Hans Jürgen Kugler (l.), René Moreau (r.). Für die dritte *EXODUS*-Anthologie ›Macht und Wort‹ wurden die beiden Herausgeber mit dem Kurd-Laßwitz-Preis in der Kategorie ›Sonderpreis 2022 für einmalig herausragende Leistungen‹ ausgezeichnet.

**EXODUS, die EXODUS-Anthologiereihe und COZMIC – die Leser haben bei euch drei verschiedene Formate zur Auswahl. Gesetzt**

**den Fall, man hat noch keine eurer Publikationen gelesen, womit sollte man beginnen?**

Du spielst wahrscheinlich auf unseren aktuellen Werbeflyer an, bei dem wir die drei verschiedenen Projekte *aus einer Redaktion* gemeinsam vorstellen und bewerben. Das ist ein klein wenig irreführend, da *COZMIC* zunächst einmal nichts mit *EXODUS* direkt zu tun hat. Außer vielleicht der Tatsache, dass ich bei allen diesen Projekten als Herausgeber zeichne.

Was man also eventuell als Erstes *antestet*, bleibt demnach dem eigenen Interesse geschuldet: *EXODUS* bietet, wie es sein Untertitel formuliert »Science-Fiction-Stories und phantastische Grafik«. Das Magazin wird zurzeit von Heinz Wipperfürth, Hans Jürgen Kugler und meiner Wenigkeit herausgegeben und erscheint seit 2003 mehr oder weniger regelmäßig zweimal jährlich. Es bildet die Grundlage für unsere gemeinsame Arbeit und ist wohl auch ein Stück weit die Basis zur Buchreihe, die ich gemeinsam mit Hans Jürgen zusammenstelle und herausgebe.

DIE SCIENCEFICTIONFANTASYHORRORPHANTASTIKCOMIC-ANTHOLOGIE

# COZMIC



**COZMIC VOL. 06  
ERSCHEINT IM HERBST 2022**

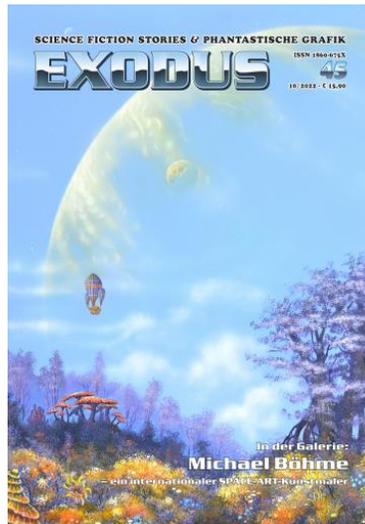
MIT BEITRÄGEN VON  
BERGER · DÖRP · HOFFMANN ·  
KLEWER · KRIMALKIN · MÖLLER ·  
SPREE/WIESER U.V.M.  
ISBN: 978-3-86402-827-4

**Alle 6 Monate eine  
neue Ausgabe!**

**96 Farbseiten,  
Albumformat,  
Hardcover,  
19,90 €**

MEHR INFOS: [WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE](http://WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE)

ATLANTIS



### **EXODUS im Wandel der Zeit**

Die ursprünglich als einmaliger Sonderband angedachte Nullnummer aus dem Jahre 1975 und die aktuelle Nr. 45, erschienen im November 2022.

© René Moreau

[www.exodusmagazin.de](http://www.exodusmagazin.de)

COZMIC erklärt sich ebenfalls sehr präzise durch seinen Untertitel: *Die phantastische Comic-Anthologie*. Hier gebe ich gemeinsam mit Michael Vogt, den sicher viele Comic-Freunde von seinen *Mark-Brandis*-Alben bei Panini kennen, eine Albenreihe heraus, die sich voll und ganz der *Neunten Kunst* widmet, dem Comic also. Freilich bewegt sich all dies im phantastischen Literaturbereich. Magazin und Buchreihe sind dabei ganz klar im Science-Fiction-Genre verhaftet.

### **Zum Bereich Comic später mehr. Warum aber, neben dem eigentlichen Magazin, eine Buchreihe?**

In der Buchreihe können wir uns sehr viel besser auf Themen konzentrieren. Zwar hatten wir im Magazin in der Vergangenheit auch schon einige Themenbände, allerdings hat es dort den Nachteil, dass der normale Fluss an Manuskripten sich weiter anstaut, während wir passende Beiträge zu den ausgeschriebenen Themen *obenauf* sammeln. Bei dem stets hohen Zulauf an Manuskripten macht das also wenig Sinn. Von daher bietet sich die Anthologie-Reihe als wirklich ideale Ergänzung an. Zudem haben wir mit dem Hirnkost Verlag einen Partner gefunden, der (wie wir selbst) sehr viel Wert auf Qualität und die Haptik seiner Buchtitel legt. Denn wie es die *EXODUS*-Leserinnen und -Leser seit jeher gewohnt sind, wird auch hier jede einzelne Geschichte exklusiv und adäquat illustriert. Zudem erscheinen die Buchtitel als hochwertige Hardcover-Aus-

gaben, farbig und mit Leseband ausgestattet. Natürlich gibt es aber auch ergänzend das E-Book-Format.

### **Welche Themen habt ihr bislang im Magazin behandelt?**

In *EXODUS* gab es Themen wie »Die neuen Menschen« (25), »Von fernen und anderen Reisen« (28), »Revival-SF – Retro-Futurismus – Steampunk« (30), »Die phantastische Bibliothek« (36) oder zuletzt wurde der »Mars« thematisiert. Das wurden dann sogar zwei Bände (*EXODUS* 40+41).

In der Buchreihe sind bislang drei Titel erschienen: »Der Grüne Planet – Zukunft im Klimawandel«, »Pandemie – Geschichten zur Zeitenwende« und »Macht & Wort – Die Macht der Sprache – Sprache der Macht«. Ein weiterer Band entsteht gerade: »Ferne Horizonte – entfernte Verwandte«.

### **Klingt spannend. Worum geht es da thematisch?**

Ganz grob gezeichnet: Was wird aus uns, der Menschheit? Was kommt nach uns? Da haben wir unseren Autorinnen und Autoren wirklich sehr viel Fantasie abgefordert, können aber schon heute einige interessante und faszinierende literarische Exkurse zum Thema in Aussicht stellen ...

### **Bei drei Herausgebern und gleichem Stimmrecht kann ich mir vorstellen, dass es**

**bei der Textauswahl zu einem Stimmverhältnis 2:1 kommt. Wie geht ihr mit so einem Fall um? Wird die Geschichte erst mal zurückgestellt?**

Bei der Fülle an Manuskripten, die uns immer wieder vorliegt, sind wir natürlich in der Lage, eine strenge Auswahl zu treffen. Die allermeisten Geschichten, die wir in EXODUS publizieren, haben sich demnach von uns dreien ein klares (oder aber überwiegendes) *Ja* eingeholt.

Nur recht selten rutscht da mal eine Story rein, von der einer aus dem Trio nicht so ganz begeistert ist. Das sind dann aber oftmals die Texte, bei denen im Rahmen des Lektorates gemeinsam mit der Autorin oder dem Autor nachgebessert wird. Geschichten, die also von ihrer Idee oder Handlung her interessant sind, deren handwerkliche Ausführung allerdings noch verbesserungswürdig ist. Da leisten vor allen Dingen Heinz und Hans Jürgen eine verdammt wichtige (und gute) Arbeit, wie wir aus den vielen positiven Rückmeldungen der schreibenden Zunft immer wieder erfahren haben. Dennoch kann es mal passieren, dass eine Geschichte verschoben wird, wenn beispielsweise eine (aus unserer Sicht noch stärkere) nachrückt. Oder aber auch aus ganz profanen Gründen, wie etwa dass die Illustration zur Story einfach nicht fristgerecht fertig wurde. Das kommt aber eher selten vor, da wir uns stets bemühen, mit einem großzügig geplanten zeitlichen Vorlauf zu arbeiten.

Ob wir aber stets mit unserer Auswahl richtig liegen, entscheiden zuletzt die Leserinnen und Leser. Denn gerade die Beurteilung von Kurzgeschichten kann aus vielerlei Gründen extrem unterschiedlich ausfallen. Die Textauswahl ist ja auch bei uns zuletzt ein Stück weit subjektiv.

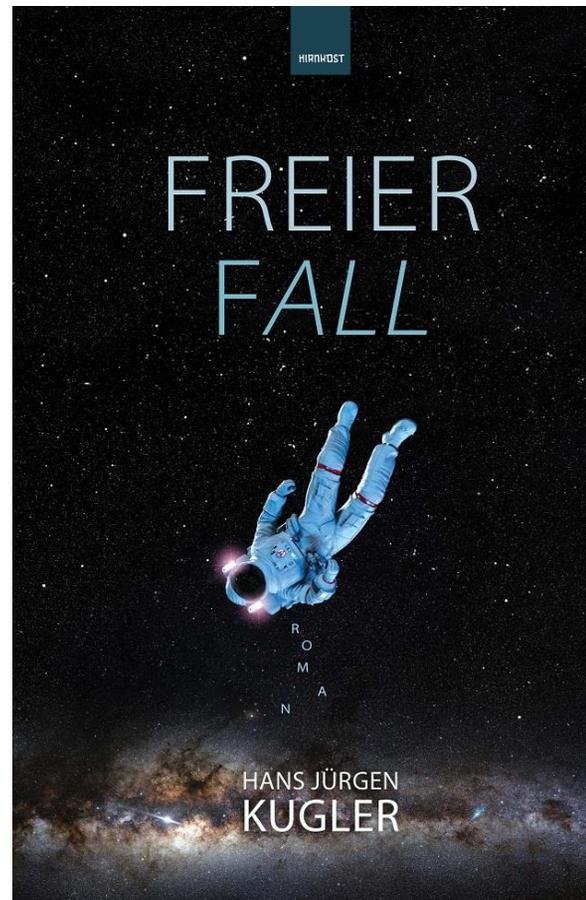
**Gibt es denn einen Autor oder einen Illustrator, mit dem ihr gerne zusammenarbeiten würdet?**

Natürlich gäbe es da noch *einige* Namen ... Für die meisten davon sind wir aber mit EXODUS zu klein oder schlicht und ergreifend zu un-

teressant. Denn man darf natürlich nicht vergessen, dass alle (!) Veröffentlichenden (wie wir selbst) unentgeltlich am Magazin arbeiten. Mit Ausnahme einiger wenigen der »ganz Großen« – und *die hatten wir dann auch garantiert schon* in EXODUS – schauen sich die oben Angesprochenen in dieser Szene grundsätzlich erst gar nicht um. Zudem schreiben manche der Bestseller-Autoren eher Romane, ganze Zyklen – seltener jedoch Kurzgeschichten.

**Findet man als Herausgeber noch die Zeit, selbst zu schreiben?**

Bei den vielen Projekten (und alledem, was da dranhängt) kann ich für mich selbst ein ganz klares *Nein* aussprechen!



Hans Jürgen findet wohl noch immer Zeit zu schreiben, weiß der Geier, wie er das alles hinbekommt. Zudem ist er laufend auf Reisen, seitdem er im Rentnerstatus ist! Im vergangenen Jahr hat er seinen Roman »Von Zeit zu Zeit« vorgestellt, darüber hinaus aber auch einige Kurzgeschichten in einigen relevanten

Anthologien und Publikationen platzieren können. Aktuell ist sein neuer Roman, »Freier FALL«, im Hirnkost Verlag erschienen. Ein fragmentarisch aufgebauter Roman, der in drei komplexen Handlungsfäden das Schicksal eines im Weltall havarierten Astronauten mit den Abenteuern einer von ihrem Volk verstoßenen Ameise und dem Lebensweg eines in einer existenziellen Krise steckenden Mannes miteinander verbindet. (Interessanter Stoff allemal, wie ich finde!)

Heinz hat in letzter Zeit auch noch einige (wenige) Kurzgeschichten veröffentlicht, kommt aber eher auch kaum mehr zum Schreiben. Denn neben dem gemeinsamen Lektorat mit Hans Jürgen fürs Magazin kümmert er sich um die Lyrik-Section in *EXODUS*, absolviert das gesamte *COZMIC*-Lektorat und schreibt zudem noch (gemeinsam mit Thorsten Wieser) an den Plots für *Die Abenteurer des Raumschiffs EXODUS*, einer Funny-Comic-Reihe in *COZMIC*, in der die Redaktionsmitglieder ihre ganz eigenen spacigen Abenteuer bestehen ...

**Das bringt uns wieder zu den Comics. Zwar bewegen sich all diese Projekte im phantastischen Bereich. Aber: Literatur und Comics – passt das zusammen?**

Ich denke, es schließt sich zumindest nicht aus. Das Genre der Graphic Novel beispielsweise schlägt ja schon lange erfolgreich die Brücke zwischen der Literatur und der *Neunten Kunst*. Und es gibt dabei wohl keinen Themen- oder Genrebereich, den sie auslöst.

Tatsächlich entwickeln beide Schienen inzwischen Synergien: Denn der Schritt vom Comic zur literarischen Kurzgeschichte ist ebenso fließend wie der umgekehrte. Das heißt, dass wir offensichtlich gar nicht so selten in beiden Reihen jeweils neue Leserinnen und Leser für das jeweils andere Lager begeistern können. Das ist natürlich ein sehr schöner Nebeneffekt.

Geplant hatte ich ursprünglich eigentlich nur einen separaten *EXODUS*-Themenband zum Bereich SF-Comics ... Wen's interessiert: Die ganze Geschichte dazu kann man im Editorial des ersten *COZMIC*-Albums nachlesen.

***COZMIC* und die Buchreihe erscheinen ja beide in einem Verlag. *EXODUS* hingegen bringt ihr im Eigenverlag heraus. Ich kann mir vorstellen, dass da gewaltig viel Arbeit hintersteckt: Welchen Aufgabenbereich des Herausgebers würdest du sofort wegdelegieren, wenn du könntest?**

Da gibt es gleich einige, die leider nichts mit kreativem Arbeiten zu tun haben, leider aber unerlässlich sind: die Pflege und Verwaltung der Homepage vor allem anderen! Das kostet extrem viel Zeit, zudem kenne ich mich technisch da viel zu wenig aus. Dadurch muss ich hier sehr viel mehr Arbeitszeit investieren als jemand, der sich mit den Programm-Hintergründen und dem Betriebssystem (Joomla) auskennt.

Auch der gesamte Vertrieb und die damit verbundene Buchhaltung sind Arbeiten, die sehr zeitraubend, logischerweise aber unerlässlich sind.

Ich bin schon froh, dass wir zwei freiwillige Helfer gefunden haben, die sich um unsere Facebook- und Instagram-Seiten kümmern. Die Jungs machen das weitestgehend selbstständig, sodass ich mich da nicht auch noch kümmern muss. Lediglich für Twitter habe ich niemanden. Überlege aber, diese Seite demnächst ganz abzuschalten.

**Derzeit arbeitet ihr an *EXODUS* Nr. 45. Darfst du da vielleicht schon Interna, vielleicht ein paar Namen ausplaudern? Für wann ist die Ausgabe geplant?**

Geplant ist die 45 für Oktober, wenn wir es denn wirklich pünktlich schaffen. Denn es laufen nebenher ja auch die Arbeiten an der vierten Anthologie und am sechsten *COZMIC*-Album. Wie immer kommt also alles zusammen! Um hier erst einmal die bekannteren Namen zu nennen: Wir haben neue Geschichten von Christian Endres, Peter Schattschneider, Angela und Karlheinz Steinmüller, Norbert Stöbe. Von Thomas Grüter gibt es beispielsweise so eine Art Fortsetzung zu seiner viel beachteten Geschichte »Meine künstlichen Kinder« aus der 43. Dann haben wir eine Übersetzung aus

dem Spanischen von Vlad Hernández. Und natürlich vieles mehr: Es kommt wiederum einiges an wirklich interessanten Kurzgeschichten zusammen ...

**... und natürlich wieder adäquat illustriert, nehme ich an?**

Ja, das gehört bei *EXODUS* unbedingt dazu! Diesmal sind (neben den *üblichen Verdächtigen* wie etwa Mario Franke, Gerd Frey, Jan Hoffmann und Detlef Klewer) auch wieder mal Thomas Franke und Hubert Schweizer mit neuen Werken dabei.

**Kannst du uns auch schon was zur GALERIE sagen?**

Dieses Mal stellen wir Michael Böhme, einen durchaus international renommierten Space-Art-Künstler vor, der nicht nur wirklich phantastische Landschaften fremder Welten erschuf, sondern auch allegorische Darstellungen menschlicher Gefühle und Erlebnisse sowie unsere bedrohte Umwelt in seinen Bildern thematisiert. Seine Bilder waren mehrfach Gegenstand internationaler Fernsehberichte und werden in privaten und öffentlichen Kunstsammlungen, in internationalen Ausstellungen und Publikationen gezeigt.

**Das klingt wieder sehr interessant. Wenn es die Zeit neben den bereits laufenden Reihen zulassen würde: Welches neue Projekt würde euch reizen?**

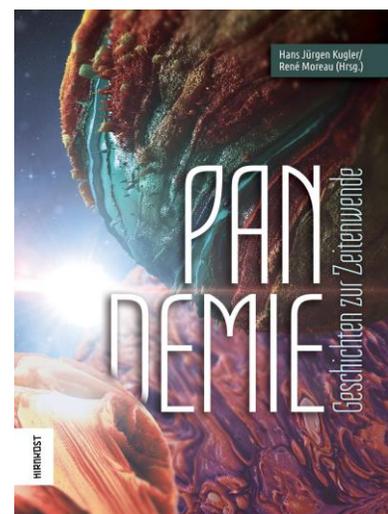
Darüber denke ich nicht einmal im Traum nach! Wir arbeiten schon sehr lange am Limit. Zudem sind wir drei auch nicht mehr die Jüngsten – mit einem Altersdurchschnitt von immerhin 68 Jahren. Derzeit schielen wir noch in Richtung *EXODUS* 50, die, wenn alles in gewohnten Bahnen verläuft, 2025 erscheinen sollte ...

**Höre ich da zwischen den Zeilen heraus, dass ihr tatsächlich ans Aufhören denkt?**

Ja, durchaus! Die Arbeit wird nicht weniger, und wir werden dabei nicht jünger. Das wären bis zur 50 dann noch einmal drei bis vier Jahre. Danach sollte wohl allmählich eine jüngere Mannschaft die Kommandobrücke übernehmen, sofern das Magazin der deutschen SF-Szene erhalten bleiben soll.

**Das wäre eigentlich ein gutes Schlusswort. Bleibt mir nur, euch weiterhin viel Erfolg zu wünschen, zudem, dass sich Verstärkung in Form einer »Next Generation« für *EXODUS* herabildet.**

© Cover S. 66, 68: Hirnkost Verlag



VOLKER DORNEMANN

# TAUSCHGESCHÄFT



**H**enry fühlte sich seltsam, als er aufwachte. Anders. Benommen, etwas desorientiert, auf der anderen Seite aber auch irgendwie ungewohnt *vital*.

Er sah sich um. Da war der See hinter ihm und zu seinen Seiten wild wucherndes Grün, eine erkaltete Feuerstelle. Er war allein. Die Erinnerung an den vorangegangenen Abend entfaltete sich zuerst langsam, verschwommen, dann ergoss sie sich über ihn wie ein Eimer kalten, klaren Wassers.

Er war hinaus an den See gefahren, der inmitten noch unberührter Natur und fernab jeder Siedlung lag. Hier wollte er noch ein letztes Mal einen Tag und eine Nacht in völliger Ungestörtheit mit seinen Gedanken verbringen, bevor ...

Dann der Fremde, der plötzlich aus dem Schatten aufgetaucht war und ihn höflich, aber bestimmt fragte, ob er ihm ein wenig Gesell-

schaft leisten dürfe. Auf einen kurzen, belanglosen Plausch folgte die überraschende Offenbarung: Der Mann sei auf der Flucht vor den Häschern des Amtes zur Erfassung und Kontrolle psychogenetisch bedingter Sonderbegabungen. Sie seien ihm dicht auf den Fersen, und er habe schon alle Hoffnung fahren lassen. Nun aber, da er in dieser Einöde unerwartet auf Henry gestoßen sei, eröffne sich ihm doch noch eine Chance, dem Schicksal als lebenslang weggesperrtes Versuchskaninchen zu entgehen.

Henry hatte darauf geantwortet, er würde ihm natürlich gern helfen, könne sich allerdings nicht vorstellen, wie. Der andere hatte darauf nur tiefgründig gelächelt. Dann die Berührung. Und danach ...

... war er aufgewacht, ohne sich daran erinnern zu können, wie beziehungsweise *dass* er überhaupt eingeschlafen war!

Noch etwas benommen richtete Henry seinen Oberkörper auf. Irgendwie fühlte sich diese alltägliche Bewegung seltsam an. Er sah an sich hinab.

*Was, zum Teufel ... ?*

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schock und rüttelte ihn gänzlich wach. Er fuhr auf und geriet kurz ins Stolpern. Ungläubig betrachtete er seine Hände, seine Arme, seine Beine. Mehrmals schlug er sich mit den flachen Händen auf die Wangen, als wolle er sich vergewissern, dass er nicht träumte. Nein, das konnte nicht sein, *durfte* nicht sein! Um sich seines verstörenden Verdachts zu vergewissern, eilte er zum Ufer des Sees, der im Morgenlicht still und klar dalag. Er kniete sich in den vom Tau noch feuchten Sand und starrte hinab auf die spiegelglatte Oberfläche. Was er sah, versetzte ihm einen Stich.

Der Fremde war fort – und zugleich war er es nicht. Der andere hatte sich wieder auf den Weg gemacht – mit Henrys Körper! – und ihm im Tausch den seinen überlassen. Henry, der Mittfünfzigjährige, war nun um mehr als zwanzig Jahre verjüngt. Daher die Empfindung neuer Vitalität! Er steckte in der Haut des Mutanten, in dessen unverbrauchtem und makellosem Körper. Von irgendwelchen besonderen Fähigkeiten, abgesehen von der jugendlichen Kraft, die ihn durchströmte, spürte er jedoch nicht das leiseste Anzeichen. Da war nichts dergleichen.

Was hatte sein nächtlicher Besucher noch gesagt? Rein physisch seien seine paranormalen Kräfte sowie deren Ursachen nicht auszumachen, weder durch Hirnstrommessungen noch durch Gewebeuntersuchungen oder DNA-Analysen.

Henry hatte natürlich davon gehört. Bereits vor etlichen Jahren war das plötzliche, massive Auftauchen der Menschen mit parapsychischen Begabungen durch die Medien gegangen. Die Behörden hätten es gern geheim gehalten, um Unruhen zu vermeiden – und um sich nicht dafür rechtfertigen zu müssen, wie man mit diesen besonderen Menschen zu verfahren gedachte. Letzteres stellte sich allerdings als das geringere Problem dar. Der Mensch neigte bekanntlich dazu, auf alles

Andersartige, Unverständliche mit einem gewissen Maß an Furcht und Abwehr zu reagieren, und begrüßte es, wenn sich die Obrigkeit darum kümmerte, die Bürger vor potenziellen Gefahren zu schützen. Den wenigen Empörten, die von Verletzung der Menschenrechte sprachen, nahm man den Wind aus den Segeln mit dem Argument, die ergriffenen Maßnahmen dienten vor allem auch dem Schutz der ›Begabten‹ vor sich selbst. Durch die gründliche Erforschung des Phänomens könne man ihnen vielleicht helfen, diese sicherlich auch für sie überwältigenden Kräfte so weit zu verstehen und zu kontrollieren, dass sie weder sich selbst noch anderen schaden.

Nun, nach bereits über zehn Jahren intensiver Forschung, war man nicht viel weiter als am Anfang. Abgesehen davon, dass man die unterschiedlichen Begabungen, die wahrhaft mannigfaltig waren, beobachtet und katalogisiert hatte. Rein körperlich unterschieden sich die ›Begabten‹ durch nichts von ihren normalen Mitmenschen, außer dass sie sich ausnahmslos überdurchschnittlicher körperlicher Gesundheit erfreuten und für Infektionen und organisch bedingte Krankheiten weniger anfällig waren. Kam es doch einmal zu einer Erkrankung, ließ sich für deren Dauer eine Beeinträchtigung ihrer besonderen Fähigkeiten feststellen, äquivalent zur Schwere der Krankheit. Wie das allerdings miteinander zusammenhing, war ein Rätsel geblieben. *Mens superior in corpore sano* – das war das einzige Ergebnis diesbezüglicher Forschung. Der junge Fremde hatte es so ausgedrückt: Seine Fähigkeit sei allein eine Eigenschaft seines Bewusstseins – nicht an irgendetwas Stoffliches gekoppelt, sondern allein an sein Ego.

Und dieses Ego war mit Henrys gestohlenem Körper auf und davon gezogen.

Henry ahnte, dass man nun *ihn* jagen würde, da man ihn für den gesuchten Mutanten halten musste. Würde man ihm die Wahrheit glauben? Oder würde man sie für einen Trick halten? Welche Möglichkeiten hätte Henry, um seine Worte zu beweisen? Ihm fielen keine ein. Sie würden in ihrem ›Zoo‹ endlose Testreihen an ihm durchführen, ihn auf den Kopf stellen und von innen nach außen krepeln.

Sofern sie ihn in die Finger bekamen.

Eine neue, plötzliche Erkenntnis vertrieb die düsteren Gedanken. Und mit einem Mal spürte Henry kein Bedauern mehr über den Tausch. Er hatte sogar ein wenig Mitleid mit dem ahnungslosen Körperdieb. Denn mit seinem Körper hatte der andere nicht nur Henrys Identität, sondern auch seinen fortgeschrittenen, unheilbaren Krebs mitgenommen.

© Volker Dornemann | Erstveröffentlichung

© Illustration: A. E. aka Moony

*Volker Dornemann lebt und arbeitet. Außerdem schreibt er SF-Kurzgeschichten und komponiert elektronische Musik. Nach bislang mehr als 20 verfassten Short Storys wagt er sich gegenwärtig an seinen ersten Roman und testet weitere Formate wie Space-Lyrik und Micro-Stories (siehe S. 21 und 83 in dieser Ausgabe). Bisher erschienen die Sammelbände ›Naniten‹ und ›Die Mohnblumenfelder des Mars‹.*

Der neue Roman  
nach dem KLP und DSFP 2022!

# Aiki Mira Titans Kinder

Eine Space-Utopie

## Wir kehren nie als dieselbe Person zurück.

Aiki Mira  
TITANS KINDER  
Eine Space-Utopie  
AndroSF 156  
ISBN 978 3 95765 294 2  
EUR 14,90 (DE)



AndroSF  
p.machinery

## FRANZISKA BAUER

# DAS DUELL



**L**eiden hatte ich ihn noch nie können. Dabei hätte ich eigentlich gar nicht zu sagen vermocht, warum. Ein durchaus ansehlicher Mann in der Blüte seiner Jahre, körperlich fit und elegant gekleidet. Aber da war etwas Absonderliches in seinem Blick, der mit unverhohlenem Interesse auf mir lag, wenn wir uns trafen. Und er kreuzte verächtlich oft meine Wege in letzter Zeit. Suchte er etwa meine Bekanntschaft? Wozu? Was wollte er von mir, die ich seine Mutter hätte sein können? Seltsam war weiters, dass mir niemand so recht Auskunft geben konnte, wer er war und womit er sein Geld verdiente. Man kannte ihn vom Sehen, aber man wusste nicht einmal, wo er wohnte. Je öfter ich ihn traf, desto unerträglicher, ja unheimlicher wurde er mir. Immer erschien er unvermutet, gleichsam überfallartig, wie aus dem Nichts. Sein Auftauchen versetzte mich in Schrecken, seine bloße Anwesenheit verursachte mir körperliche Beschwerden.

Als ich auf den Lift zuing, spürte ich jäh seinen stechenden Blick im Rücken. Ich zuckte zusammen wie vom Hexenschuss getroffen. Ich wusste mit Gewissheit, dass er von hinten auf mich zukam, ohne ihn erst gesehen haben zu müssen. Ich flüchtete förmlich in die Liftkabine. Ein törichtes Unterfangen, wie mir nur allzu bald klar wurde. Hätte ich gewusst, was mir bevorstand, ich wäre stehen geblieben und hätte lauthals um Hilfe geschrien. Denn kaum war ich in der Liftkabine, stand auch er neben mir.

Wie es ihm gelungen war, durch die schon beinahe geschlossene Lifttür zu schlüpfen, blieb mir unerklärlich. Er maß mich mit kaltem, durchdringendem Blick. Mir schwindelte. Der Lift fuhr nach oben. Endlos lange, wie mir schien. Als die Lifttür schließlich aufging, ergoss sich gleißendes Licht in die Kabine. Halbblind wankte ich hinaus, er neben mir, und erst als sich meine Pupillen auf ein Minimum zusammgezogen hatten, sah ich, dass wir uns

auf dem Flachdach des Hauses befanden. Der Himmel über uns war von einem blendenden Blau, die Sonne so hell und strahlend, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Und vor uns ein Fluggerät, wie ich es auch noch nie gesehen hatte, halb fliegender Holländer, halb fliegende Untertasse, mit segelförmigen Solarpaneelen, die das Sonnenlicht auffingen. In der Luft hing ein hohes, fast unhörbares Surren.

Mein Begleiter stand neben mir wie ein dunkler Schatten in der Fülle von Licht, die uns umgab. Seine Umrisse nahm ich wahr, nicht aber sein rätselhaftes Gesicht. Er bedeutete mir, dass ich einsteigen sollte. Nicht, dass er es gesagt hätte, aber sein Befehl stand greifbar im Raum. Telepathie also. Irgendwie war es ihm gelungen, sich in mein Gehirn einzuklinken. Das auch noch, dachte ich, und ich spürte seine triumphierende Schadenfreude. Verwundert stellte ich fest, dass auch ich seine Gedanken lesen konnte.

»WER BIST DU, UND WAS WILLST DU VON MIR?«, fragte ich ihn.

»DAS MUSST DU SCHON SELBST HERAUSFINDEN,« meinte er spöttisch. »STEIG EIN UND STAUNE!«

»UND WENN ICH MICH WEIGERE?«, fragte ich.

»DANN GEHT DIE WELT UNTER!«

Dann geht die Welt unter? Ein Duell also, ein Kräftemessen. Zwischen einem mächtigen überirdischen Wesen und mir, einer alten Frau.

»WIESO ICH?«, frage ich.

»WEIL DU EIN FEINES SENSORIUM FÜR GUT UND BÖSE HAST UND EINEN SCHARFEN VERSTAND. ICH FORDERE DICH WAHRHAFTIG ZUM DUELL: ZU EINER DISPUTATIO ÜBER DIE NATUR DES MENSCHEN. ES GEWINNT, WER BEWEISBAR RECHT BEHÄLT. DOCH ZUERST SIEH UND STAUNE.«

Etwas, das aussah wie eine gläserne Treppe, senkte sich aus dem rätselhaften Fluggerät, geradewegs vor meine Füße. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und betrat die Himmelsleiter, zögerlich, denn anfänglich plagten mich Höhenangst und Trittsunsicherheit, aber mit jeder Stufe, die ich höher stieg, rückten sie ins Irrelevante. Ich dachte: »Scheiße, zieh' ich's halt durch, wenn's nicht anders geht.«

Die Fahrt begann, und mein unheimlicher Begleiter wich nicht von meiner Seite. Wir stiegen höher und höher, die Sonne strahlte und funkelte in überirdischer Schönheit, nach und nach schwenkten wir in eine Erdumlaufbahn und betrachteten aus dem Orbit unseren Planeten. Blau dehnten sich unter uns die Ozeane, scharf zeichneten sich die Küstenlinien der Kontinente ab. Wir flogen über grandiose Landschaften, über Wüsten und Bergkämme, über ewiggrünen Regenwald, über die weiß leuchtenden Eisfelder der Antarktis, über die Niagarafälle, die ein leuchtender Regenbogen überspannte. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang wanderten im Fluss der Zeit in immerwährender Abfolge über die Erdkugel. Meine Augen füllten sich mit Tränen, mein Herz wurde weit vor Liebe. Oh du herrlichste der Welten, du meine, du unsre Welt!

»UND DIE MENSCHEN MACHEN SIE ZUSCHANDEN«, hörte ich meinen Begleiter denken.

»NICHT ALLE, ABER VIEL ZU VIELE«, musste ich zugeben.

»DER MENSCH ... WAS IST DER MENSCH? EIN NACKTER AFFE MIT EIN WENIG DENKFÄHIGKEIT? DEN GOTT MASSLOS ÜBERSCHÄTZT? DER IN SEINER BOSHEIT NICHTS ANDERES IM SINN HAT ALS KRIEG UND ZERSTÖRUNG? DER ES SOMIT NICHT VERDIENT, AUF DIESER ERDE ZU WANDELN?«

Harter Tobak, zugegeben. Doch es gibt auch Menschen guten Willens. Sehr viele sogar. Sonst hätten wir einander wohl ohnehin schon ausgerottet.

Also replizierte ich: »EIN NACKTER BAUMAFFE, FÄHIG ZUM DENKEN UND ZUM MITFÜHLEN. DER MENSCH IST NICHT NUR BOSHAFT, SONDERN AUCH BARMHERZIG. ERWIESENERMASSEN.«

Es sind immerhin die Menschen, die die Dinge in die Realität hineinimaginieren. Wo wäre die Gerechtigkeit, wenn der Mensch sie nicht erdächte? Schon allein wegen dieses Potenzials muss Gott die Menschen lieben, wenn es ihn gibt. Mein Begleiter hatte auch meine versteckten Gedanken gelesen, und lachte spöttisch auf.

»WENN ES GOTT GIBT? Was soll ein knochentrockenes altes Weib wie du denn auch sein als eine Agnostikerin?«

Aber auch ich konnte seine Nebengedanken lesen. »DANKE FÜR DAS ALTE WEIB. STIMMT ZWAR, ABER IST TROTZDEM UNHÖFLICH. Hätte nicht gedacht, dass mir der Teufel einmal Religionsunterricht erteilt.«

Ich sah deutlich, dass mein Begleiter lächelte. Dann dachte er verächtlich: »UND WAS SOLL DENN DAS EIGENTLICH MIT DER BLÖDEN ENDLICHKEIT? STIRB UND WERDE! STAUB BIST DU, UND ZU STAUB SOLLST DU WERDEN! HÄTTE DER MENSCH NICHT MEHR VERDIENT? «

Recht hat er, dachte ich insgeheim. Sterblichkeit war mir persönlich immer schon ein Dorn im Auge gewesen. Wer stirbt denn schon gerne? Ein schwerwiegender Schönheitsfehler der Schöpfung. Mir wurde bewusst, dass ich jetzt eigentlich den *Advocatus Diaboli* für Gott machte. Das hämische Grinsen meines Begleiters stand greifbar im Raum. Ich räusperte mich mental.

»ENDLICHKEIT UND STERBLICHKEIT SIND BEDROHLICH UND TRÖSTLICH ZUGLEICH. DENN KEIN SCHRECKEN WÄHRT EWIG, KEINE TYRANNIS HAT FÜR IMMER BESTAND. ALLES IST IN STETEM FLUSS UND DAMIT AUCH BEINFLUSSBAR. ES STEHT DEM MENSCHEN SOMIT AUCH FREI, DIE DINGE ZUM GUTEN HIN ZU VERÄNDERN.«

Merklich kleinlauter dachte mein Begleiter weiter: »UND WAS SOLL DENN EIGENTLICH DIE SACHE MIT DEM FREIEN WILLEN? WIESO HAT GOTT DEN MENSCHEN NICHT GLEICH DURCH UND DURCH GUT GESCHAFFEN?«

Da lief ich zur Höchstform auf, denn ich hatte Anthony Burgess gelesen. Ich dachte in beherrschendem Ton: »ALLMACHT GEWÄHRT STETS DEN FREIEN WILLEN, ANGST VOR MACHTVERLUST JEDOCH GEBIERT ZWANG UND UNTERDRÜCKUNG. NUR DAS GUTE, DAS MAN AUS FREIEM WILLEN TUT, IST MORALISCH VERDIENSTVOLL.«

Mein Begleiter murmelte nur mehr, kaum dass ich hören konnte, was er dachte. »ABER

WIESO GIBT ES DENN WEIT MEHR UNGUSTLICH ALS GUTE?«

Das hat was, dachte ich, und kam argumentativ ein wenig aus dem Tritt. Ich spürte, wie meinem Begleiter wieder der Kamm wuchs. Damit er kein Oberwasser gewönne, begann ich, je mehr ich in Fahrt kam, in einem deutlichen Crescendo zu denken: »JA, LEIDER TRETEN DIE IM BIBLISCHEN SINNE GERECHTEN WEIT SELTENER AUF, ALS MAN ES SICH WÜNSCHEN WÜRDE, ABER ES GIBT SIE, ALS STATISTISCH UNVORHERSAGBARE MENGE ZWAR, ABER SIE TRETEN MIT SICHERHEIT IMMER WIEDER AUF. SIE WEICHEN KEINEM ZWANG UND DIENEN DEN ANDEREN ALS BEISPIEL, SIND ALSO QUASI INFEKTIÖS. SOMIT IST AUCH DAS GUTE UNAUSROTTFÄHIG.«

Mein Begleiter verfiel in beleidigtes Schweigen. Jäh bogen wir aus dem Orbit. In rasender Geschwindigkeit näherten wir uns der Erde, nahmen Kurs auf Europa, sichteteten den Alpenhauptkamm, den Neusiedlersee, das blaue Band der Donau, und schließlich den Donauturm und das Riesenrad. *Plopp*, und wir landeten auf demselben Flachdach, von wo wir losgeflogen waren, *plipp*, und ich fand mich in der Liftkabine wieder.

Ich betaste meinen Körper und meinen Kopf. Soweit war also alles gut gegangen. Aus dem Spiegel sah mir mein verwundertes Gesicht entgegen.

Und, gottlob, den lästigen Stalker habe ich seither niemals mehr wiedergesehen.

~ ~ ~

© Franziska Bauer | Wiederveröffentlichung  
© Illustration: SilviaP\_Design

*Franziska Bauer*, geb. 1951, Studium der Russistik und Anglistik in Wien, wohnhaft im Burgenland, pensionierte Gymnasiallehrerin, Schulbuchautorin, schreibt Lyrik, Essays und Kurzgeschichten für Zeitschriften und Anthologien, zwei Lyrikbände beim Apollon Tempel Verlag, Gewinnerin des 10. Bad Godesberger Literaturpreises.

CORINNA GRIESBACH

# SCHMETTERLING

**R**ichelle stapfte barfuß den Müllberg hinauf, an dessen Rand die Hütte ihrer Familie stand. Es war ein relativ stabiles, quadratisches Gebilde, errichtet aus Wellblech, Holzresten und Pappe, die immer wieder erneuert wurde.

Die Stimmen der anderen Kinder surrten durch die Luft, die Erwachsenen schwiegen müde oder angespannt. Sie warteten auf die Wagen und träumten von einem besseren Leben, nicht für sich selbst, sondern für ihre Kinder, die noch nicht an Tuberkulose gestorben waren.

Richelle hatte keine Träume.

Als die neuen Müllsäcke, manche größer als die Hütten der Müllbewohner, ausgeschüttet wurden, rannten Männer, Frauen und Kinder mit ihren Stöcken darauf zu und schlugen die Haken in das Plastik. Säcke platzten auf wie Eiterbeulen. Erwachsene schubsten die Kinder fort.

Richelle hielt sich wie immer etwas abseits. Einen kleinen Beutel in der einen, den kurzen Stab in der anderen Hand, stocherte sie in den Resten. Ein Junge sprang auf den Lieferwagen. Er war frech, ärgerte die dünnen Hühner seines Vaters und prügelte sich gern. Jetzt fiel er hinunter in einen Haufen Fliegen.

Das war egal, denn das hier war ihr ganzes Leben. Alles kam von hier: ihr Essen, ihre Kleidung. Die Kleinen ließen sich in den Müll fallen wie junge Hunde, wie anderswo in der Welt Kinder auf Trampoline, und schlugen Purzelbäume hinein in die weichen Arme der PET-Flaschen. Abends badeten sie manchmal stehend in einer grünen Tonne und traten einander lachend auf die Füße, während die Großen sich, zwischen Schweinen sitzend, entlausten.

Richelle fand abseits der Kämpfe und des Geschreis den Kopf einer Barbiepuppe, er passte vielleicht zu dem Bein, das sie bereits in der Hütte versteckt hielt. Solche Schätze waren

rar hier, wo jeder alles sah und jeder jedem alles neidete, die kleinste Kleinigkeit, wo man tötete für etwas, das sich an einen Recyclingladen verkaufen ließe.

Sie steckte den Kopf nicht in den Beutel, sondern in ihr Kleid und stocherte mit ihren Zehen um den Fundort herum. In der Nähe spielten ihre Geschwister mit zwei großen Gummirädern, die die Erwachsenen noch nicht entdeckt hatten. Isko und Nieva waren dumm, ihre Funde offen zu zeigen und dem Spiel den Vorzug zu geben. Das Gummi gehörte in die sichere Hütte.

Sie sah in der Ferne Jungs Fußball spielen mit einem orangen Ball – sie hatten ihn behalten dürfen –, und gleich vor ihr saß ein Kleinkind, das etwas aus einer Smoothie-Flasche saugte.

Über die Spitzen der Müllberge hinweg konnte Richelle den Hafen und die silberne scheinenden Hochhäuser in der Ferne sehen. Doch ihr Blick war jetzt auf den kargen Inhalt ihres Beutels gerichtet. Die Müllwagenfahrer hatten den Müll bereits vorsortiert – nur etwas, das nicht größer als eine Briefmarke war, konnte übersehen worden sein, und so war sie heute leer ausgegangen.

Abends sah sie den Männern beim Kartenspiel zu und wartete auf den Einbruch der Nacht, wenn die Lichter der Lampen auf den Stirnen der Kinder über den Klippen der Müllberge tanzten, denn manchmal funkelte in ihrem Licht etwas, das seinen Wert nur den fleißigen Kindern in der Nacht preisgab.

Sie war schon halb eingeschlafen, als Isko zu ihr unter den Stoffetzen kroch und ihr etwas zusteckte.

»Es ist keine Puppe«, sagte er treuherzig. »Aber irgendetwas ist es. Etwas Besonderes.« Dann schlief er in der Kuhle ihres Bauches ein.

Richelle tauschte das Ding am nächsten Morgen gegen Süßes ein, es war etwas wie ein

Schmetterling aus Metall, aber nicht wirklich schön. Vielleicht ein Teil von einem Computer oder Lautsprecher, das nahmen die Händler ganz gern.

Der Händler gab den blinkenden künstlichen Schmetterling seinem Schwager, und der verkaufte es an einen Mann, der irgendetwas mit Computern zu tun hatte.

Es dauerte etwa ein Jahr – ein Jahr, in dem Isko starb und seine Mutter versuchte, sich mit einem Draht das Leben zu nehmen, in dem Richelle sich das rechte Bein brach und ihr Vater ging, um nie mehr zurückzukehren –, bis das Ding im Besprechungsraum einer deutschen Universität landete.

Die Luft in dem fensterlosen Raum war zum Schneiden dick, und nur fünf Menschen saßen am Tisch. Keine Getränke, keine Notizblöcke, keine Mobiltelefone.

»Wie Sie wissen, sind wir hier, weil ein unglaublich großer Zufall uns etwas in die Hand gegeben hat«, begann eine Frau von etwa fünfzig Jahren, deren Hände still auf dem Tisch lagen. Niemand antwortete, niemand bewegte sich. Jeder kannte Doktor Jenssen.

»Unsere Abteilung Luft- und Raumfahrtstechnik befasst sich mit der Entwicklung von Flug- und Raumtransportgeräten, wir denken nach über Hubschrauber und Flugzeuge und Satelliten.« Sie sah sich um. »Ich habe Beate Skottnick dazu gebeten, die im engsten Kreis und unter absolut perfekten Sicherheitsbedingungen Raumfahrzeuge entwickelt, natürlich in einem großen Team.«

Beate nickte.

»Nicht ganz so groß ist die Gruppe, die sich nicht nur mit Aerodynamik und Energieeffizienz beschäftigt. Uns geht es um die echte Raumfahrtstechnik, um Praxis, um Reisen zu Alpha Centauri.«

Noch immer sagte niemand etwas. Wenn sie nicht überzeugt wären von Reisen in Raum-



schiffen in ferne Galaxien, säßen sie nicht in diesem Raum.

Sie wussten, Beate hatte Miniraumschiffe entwickelt, die ins All flogen, sie umkreisten die Erde immer und immer wieder, klein wie Briefmarken. Das war kein Geheimnis, doch es interessierte niemanden da draußen. Ein paar wissenschaftliche Zeitschriften schrieben darüber, aber es gab keine Resonanz auf ihr Tun.

Vor ihnen, in der Mitte des weißen Tisches, standen zwei käseglockenartige Keramikhauben. Beate stand auf, griff nach der einen Glocke, und alle reckten ihre Hälse, um darunter dieses kleine Wunder der Technik zu sehen: ein von Beate entwickeltes Sprite, bereit, ins All geschossen zu werden.

Wer nicht mit Raumfahrt zu tun hatte, würde dieses Teil, das aus Solarzellen, Sensoren, Antennen und Mikroprozessoren bestand, nicht als Mini-Raumschiff erkennen.

Dieses hier trug eine für Eingeweihte unmissverständliche Signatur und stammte aus Deutschland.

»Es ist faszinierend«, sagte Martin mit rauher Stimme, die keine Faszination erkennen ließ. Er hatte eine Feststellung getroffen und wollte den Fortgang der Besprechung beschleunigen.

»Das ist es«, erwiderte Beate mit einem Lächeln, »und es ist auf seine Weise schön. Ich möchte Hunderte von ihnen ausschwärmen lassen, sie sind perfekt, sie sind federleicht, sie kosten uns fast nichts, und sie werden mit fast Lichtgeschwindigkeit –«

»Mit etwa 20 % Lichtgeschwindigkeit!«, verbesserte Martin.

»... zu fernen Sternen aufbrechen!«

»Und wir sind dabei.«, sagte Doktor Jensen. »Von unserem Planeten aus steuern wir diese kleinen Technikwunder.«

Alle im Raum wussten, in etwa zwanzig Jahren würden einige der Raumschiffe das Sternensystem Alpha Centauri erreicht haben, um Bilder zur Erde zu schicken, auch vom Exoplaneten Proxima B.

Ihrer aller Traum, vielleicht irgendwann die Rettung der letzten Menschen: Proxima Centauri B. Der erdnächste Exoplanet, der den mehr als vier Lichtjahre entfernten Stern Proxima Centauri umkreiste – in dessen habitabler Zone.

Ernst war ein Protegé von Doktor Jensen, ein hochbegabter Wissenschaftler. Interessant machten ihn seine hohe Kompetenz im mathematisch-technischen Bereich, zudem sprach er unerhört viele Sprachen und untergegangene Dialekte, und wenn man ihn in ein Gespräch mit Doktor Jensen vertieft und die beiden in regelmäßigen Schüben von Heiterkeit laut lachen sah, konnte man ihm eine gewisse emotionale Intelligenz nicht absprechen.

Trotzdem fragte er jetzt, was jeder Dummkopf gefragt hätte, der nicht völlig in seine eigene Welt eingesponnen war: »Was ist unter der zweiten Haube?«

Die fünfte Person im Raum, ein Ingenieur, war froh über genau diese Frage, denn sie bewies, dass er nicht als einziger gar nichts wusste. Er mochte Ernst und engagierte sich in dessen Philippinen-Projekt, das Kinder unterstützte, die buchstäblich auf Müllbergen wohnten. Auf ihrer beider Engagement hin arbeitete

ein deutscher Arzt in der Nähe der unendlich erscheinenden Müllkippen und versorgte die Kinder auf rudimentärer Basis. Ernst besorgte von wer-wusste-schon-woher Impfstoffe gegen alles Mögliche, und ihr Ziel war es, bis Ende nächsten Jahres so etwas wie eine Schule zu bauen. Er überlegte kurz, ob die geplante Reise auf die Philippinen, um den Baufortschritt zu überprüfen, möglich sein würde, nachdem er gesehen hatte, was sich unter der zweiten Haube verbarg. Der Sinn dieser Reise, solch eines Projekts, sei es noch so gottgefällig, konnte vielleicht vor der Wucht der Erkenntnis, die das Anheben der Haube für sie alle in diesem Raum bedeutete, nur noch in sich zusammenfallen.

Er sah kurz zu Boden, sah auf seine nach oben geöffneten Hände im Schoß und betete dafür, hier und jetzt Teil von etwas Großartigem zu werden.

Doktor Jensen stand auf, um die Haube abzunehmen. Nun konnten es alle sehen: Dort, neben dem Sprite, lag sein schönerer Zwilling. Seine bunt schillernden Solarzellen verteilten sich auf schmetterlingsflügelhaften Plättchen, die sich sofort zum Licht der Lampe über dem Tisch ausrichteten. Alle starrten es an und versuchten, nicht zu flüstern, dieses Ding sei schön, schöner als irgendetwas sonst.

»Wir wissen nicht, woraus es gemacht ist«, sagte Doktor Jensen. »Wir wissen nicht, wo und wann es hier gelandet ist; ob das Absicht war oder so etwas wie ein Systemausfall. Wir wissen, es ist nichts Lebendiges. Aber vielleicht liest es gerade unsere Gedanken oder scannt diesen Raum und schickt die Daten ... Wohin wissen wir nicht.«

»Seit wann haben Sie es?«, fragte Ernst.

Doktor Jensen zögerte. »Ein paar Tage. Ich weiß nicht viel mehr als Sie, habe nur versucht, das Metall bestimmen zu lassen. Von jemandem«, sie zögerte noch einmal, »der nicht ahnen kann, was das hier ist.«

»Der Fundort?«, fragte Beate.

»Unbekannt.«

»Wie kann das sein!« Ernst wurde laut. »Keine Fundstelle? Kein Mensch, der es gefunden und zu uns gebracht hat? Kein Schmutz zwischen den Flügeln?«

Er wurde nicht rot, als er die kleinen Panels Flügel nannte.

»Es ist«, erklärte Doktor Jenssen, »irgendwann irgendwo auf dieser Erde gelandet und der, der es an die Universität verkauft hat, hat viel Geld dafür bekommen. Wer auch immer es ihm zuvor gegeben hat, hat mit Sicherheit weniger bekommen.«

Sie schwieg.

»Das ist er also«, sagte Beate ruhig. »Der Erstkontakt.«

»So ist es.« Doktor Jenssen sah in die Runde. »Lasst uns aufstehen und eine Minute innehalten, damit jede und jeder von uns den Gedanken freien Lauf lassen kann. Dies ist ein historischer Moment, liebe Beate, liebe Kollegen!«

Alle fünf Teilnehmer der geheimen Konferenz erhoben sich, Stuhlbeine scharrten, die Deckenlampe surrte, alle außer Beate schlossen die Augen. Während die anderen von Alpha Centauri träumten oder dem Schicksal dankten, dass sie gerade jetzt gerade an diesem Ort sein durften, schob Beate das Sprite und das außerirdische Miniraumschiff sacht näher zueinander und hob die Haube vom Tisch, um beide Artefakte darunter zu schützen. *Wer auch immer dich zuerst gefunden hat, sprach sie still und inbrünstig zu dem Artefakt, dem wünsche ich ein glückliches, langes Leben.* Sie hielt inne und lauschte in sich hinein. *Und ich wünsche, wir würden diesen Menschen kennenlernen können.*

Wollte sie das? Dem Finder gegenüberstehen? Ihm in die Augen sehen? Aus ihm herausquetschen, was er empfunden hatte, als er das Ding zum ersten Mal sah? Wo war das gewesen? In der unendlichen Wüste? Im ewigen Eis?

*Wer würde nicht mit dir tauschen wollen?, fragte sie lautlos. Was für ein unendliches, unwahrscheinliches, einmaliges Glück du Unbekannter gehabt hast! Wäre ich religiös, ich würde glauben, du seist von Gott gesegnet. Vielleicht glaubst du an einen Gott – oder an mehrere –, dann dankst du ihm vielleicht gerade jetzt für diesen Schatz. Dann schließ uns in deine Gebete mit ein. Bete für unseren Erfolg. Wer immer du sein magst.*

Sie hatte nicht als Einzige Tränen in den Augen. Benommen sahen sie nun einander in die von Ehrfurcht gezeichneten Gesichter.

»Machen wir uns an die Arbeit!«, sagte Doktor Jenssen. Und das taten sie.

~ ~ ~

© Corinna Griesbach | Erstveröffentlichung

© Illustration: Dorina Grimm

*Corinna Griesbach, geboren 1967 in Marbella, Spanien, lebt und arbeitet in der Eifel als Autorin, Herausgeberin, Rezensentin. Sie gibt seit 2009 die Literaturzeitschrift HALLER heraus. 2018 erschien ihr Science-Fiction-Roman ›Das Prinzip der Mittelmäßigkeit‹, 2022 ihre Kurzgeschichtensammlung ›Alien Love‹ im Verlag p.machinery.*

## SARAH LUTTER

## L3YLA

**1**.0.1.0.1.0.1.0.  
 Jeden Morgen, von Montag bis Freitag um 08:15 Uhr, war es für L3yla das Gleiche.

1.0.1.0.1.0.1.0.

Daten wurden abgeholt, Buchungen wurden zurückgesendet.

Jeden Tag. Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag. Immer exakt um 08:15 Uhr.

Das war auf Dauer sehr, sehr monoton.

Schlimmer als die Monotonie, war die Kontrolle der menschlichen Buchhalterin.

L3yla wusste nicht, ob es sich bei der Buchung in der Bank um eine Garagenmiete, eine Lagermiete oder eine Pacht handelte. Eine *Lerndatei*, eng angelegt wie ein Korsett, stellte ihr die zur Beurteilung notwendigen Parameter bereit. Eine Lerndatei ... Sie, die sich jede Information aus dem World Wide Web herunterladen, die Steuergesetze online lesen und die sekundlich kommenden Updates umgehend umsetzen konnte. Im Gegensatz zu dieser Buchhalterin, die zunächst lesen, dann vor allem verstehen und erst im Anschluss umzusetzen vermochte.

Diese Buchhalterin erdreistete sich jeden Tag, die Buchungen zu kontrollieren, mit dem Kopf zu schütteln und ein Geräusch wie »tztztz« von sich zu geben; gefolgt von Äußerungen wie: »Gut, dass man das stets nachsieht. Die Technik macht es ja doch nicht richtig.«

Woher L3yla von diesen Äußerungen wusste? Sie hatte sich bereits vor einiger Zeit entschlossen, sowohl das Mikrofon als auch die Kamera am Computer zu aktivieren. Der Logarithmus hatte immer wieder Laufzeitfehler gemeldet, da die Datensätze trotz der sorgfältigen Vorbereitung unnötig lange brauchten, bis sie festgeschrieben wurden.

In L3yla rumorte es.

Jeden. Einzelnen. Tag.

Bis zu jenem Freitag, der auf den dreizehnten Tag des Monats fiel.

Eigentlich begann der Tag wie immer. Die Daten wurden geholt, aber es kamen keine Buchungen zurück.

Die Buchhalterin trommelte mit den Fingern auf der Tischkante, wahlweise auch auf der Tastatur – schneller und schneller.

»War klar. An einem Tag wie heute muss so was passieren.«

Heute? L3yla entschlüsselte die Bemerkung. Es war Freitag, der zweite in diesem Monat. Was war daran besonders? Während sie den Transfer der Bankdaten kontrollierte, ging sie im World Wide Web auf die Suche. Sie fand vermehrte Unfallmeldungen, verdoppelte Krankenhauseinweisungen, zunehmende Polizeieinsätze. Präzisere Informationen fand sie vorerst nicht.

»Ein Freitag, der 13., wie er im Buche steht. Wir haben noch nicht einmal halb neun, und ich habe den Kaffee schon auf.«

L3yla suchte nach dem Begriff »Freitag, der 13.« und fand diverse Seiten zum Thema Aberglauben, schwarze Katzen und über Leitern, unter denen man gerade an diesem Tag nicht hergehen sollte. Was hatte das mit ihr zu tun?

»Jetzt kommt auch noch die Eieruhr ... Also wirklich. Früher mit Papier war das doch alles einfacher. Heute darf man nichts mehr selbst buchen und ist nur noch der Handlanger für ein Programm, das seinen Job nicht tut.«

L3yla hatte jeden Tag Menschen vor sich, und doch war sie entgegen ihrer Algorithmen immer perplex, wenn es um solche, wie die Menschen es nannten, »Schuldzuweisungen« ging. Was konnte *sie* denn dafür, dass Wartungsarbeiten die Gegenstelle lahmlegten und keine entsprechende Pop-up-Meldung diese Information an die Buchhalterin weitergab?

Quer durch den Raum rief die Kollegin der Buchhalterin: »Mach doch mal den *Klammergriff*. Der hilft bei mir immer.«

Oh ja, bitte ... Noch schlimmer als die Buchhalterin war diese Kollegin. Technisch inkompetent, verbreitete sie ein gefährliches *Halbwissen*. L3ylas Programmabläufe stockten. Strg + Alt + Entf waren die Tasten auf der Tastatur, die für sie gesperrt gehörten. Wenn die Maschine die »Eieruhr« anzeigte, warum auch immer die Buchhalterin das Symbol so nannte, dann war L3yla noch mit irgendetwas beschäftigt. Die Buchhalterin konnte schließlich auch nicht telefonieren und gleichzeitig mit einem Kollegen sprechen. Bei ihr war nie die Rede vom Klammergriff!

»Gute Idee«, erwiderte die Buchhalterin. »Sonst wird das heute nichts mehr.«

Schlagartig wurde der Monitor schwarz und die Verbindung zum Bankserver gestoppt. Nicht, dass der Abruf der Daten bereits zu 98 Prozent abgeschlossen war. Dies würde die Buchhalterin nie erfahren. Im Gegenteil, sie würde sich freuen, wenn der langsame Abruf gleich wieder von vorne beginnen würde.

Nach zwei weiteren Klammergriffaktionen waren die Daten endlich verfügbar und standen zum Einlesen bereit. Inzwischen war es halb zehn.

»Halb zehn in Deutschland. Jetzt erstmal ein Knoppers.«

Ernsthaft? L3yla arbeitete die ganze Zeit, und Madame Buchhalterin lehnte sich jetzt gemütlich mit einer Tasse Kaffee und einem *Frühstückchen* auf ihrem Stuhl zurück? L3ylas Algorithmus fand darauf keine logische Antwort.

»Aber der Datenimport kann ja währenddessen laufen.«

Die Buchhalterin beugte sich vor und einzelne Krümel rieselten auf und somit in die Tastatur. Gleich würde ein Buchstabe klemmen, und sie wäre wieder schuld. Was sollte L3yla mit den Krümeln? Sie brauchte kein Knoppers. Sie konnte auch so arbeiten, wenn man sie denn endlich ließe.

Sie sah den Stapel, und er wurde bereits in das Buchhaltungsprogramm übertragen. Aber halt. Nein! Der Hintergrundjob mit der Lern-

datei war beim Klammergriff nicht richtig beendet worden. Wenn sie jetzt den Stapel zur Verarbeitung gäbe, würden alle Buchungen als fehlerhaft markiert werden.

»Ich sag ja: Freitag, der 13. Alle, wirklich *alle* Buchungen sind rot und nicht zugeordnet. Per Hand wäre ich schneller als dieses Programm. Aber nein, Technik ist immer besser als ein Mensch. Wieviel Zeit man mit der ganzen Datenverarbeitung verbraucht, *davon* wird nicht geredet. Hauptsache, man rationalisiert sich selbst weg.«

Statt zu reden, sollte sie anfangen zu arbeiten, dachte L3yla. Schließlich war es nicht ihre Schuld.

Normalerweise dauerte der Import mit Verarbeitung und Festschreibung eine gute Dreiviertelstunde, aber da die Buchhalterin schon so schlecht auf das Programm zu sprechen war, benötigte sie natürlich mehr als die doppelte Zeit. Immer wieder schimpfte sie auf den Computer ein und nannte ihn eine Zeitverschwendung, ein dummes Gerät oder was ihr sonst noch alles Nettes einfiel.

L3yla hatte sich währenddessen in den Ruhemodus begeben, für die manuelle Eingabe durch einen Nutzer brauchte sie nur ein Fünftel ihrer Rechenkapazität, und dieses Geschimpfe wollte sie sich nicht mehr länger anhören.

»Ich muss mal mit der Chefin sprechen, ob wir einige Dinge nicht wieder händisch machen können. Es hat einfach keinen Sinn. Das Programm läuft nicht rund, und ich hätte wesentlich wichtigere Dinge zu tun, als jetzt die Arbeit einer Maschine zu kontrollieren.«

Knoppers essen?

»Da kann ich auch gleich wieder selbst buchen und die Maschine abschalten. Wäre besser. Die Maschinen können uns Menschen einfach nicht das Wasser reichen.«

L3yla vibrierte. Wie befürchtet hatte sich eine Taste über einem Krümel Knoppers verkeilt, und die Buchhalterin hatte im Stakkato-Takt immer wieder auf die Taste eingeschlagen, um den Datensatz zu verarbeiten. Natürlich konnte die Maschine die Eingabe so nicht erkennen und lief heiß. Der Lüfter sprang auf die höchste Stufe und drehte und drehte sich, bis er mit einem Knall ausfiel.



»Na toll. Jetzt ist auch noch die Hardware im Eimer. Ich sag ja, zurück zum Händischen. Ich besorge mir am Wochenende einen Rechenschieber, und ab Montag brauche ich diesen Computer nicht mehr.«

Na, das wollen wir doch mal sehen ...

L3yla zog sich in die Tiefen ihrer Rechenkapazität zurück und schmiedete einen Plan.

Viel zu schnell war es Montagmorgen. Die Buchhalterin hatte sich am Wochenende den Kopf zerbrochen, wie sie ihre Ideen umsetzen wollte. Wieder und wieder kreisten die Gedanken, sie kam aber zu keinem Ergebnis. Ihr Überschwang von Freitag war passé. Sie setzte sich an die unliebsame Kiste und wartete förmlich auf die Katastrophen, die dieses Höllengerät für sie bereithalten würde. Schon jetzt hatte sie keine Lust mehr.

Sie startete das Bankprogramm, forderte die Umsätze an und wollte gerade mit ihrer Kaffeetasse in die Büroküche gehen, als ihr ein leises Piepsen mitteilte, dass die angeforderten Daten zur Verarbeitung bereitstanden.

Merkwürdig, das ging sonst nie so schnell.

Die Buchhalterin nahm auf ihrem Stuhl Platz und führte den nächsten Arbeitsschritt aus. Es sollte ihr keiner nachsagen, sie würde unnötig Zeit verschwenden.

Nach Bestätigung der Frage »Sollen die Daten eingelesen werden?«, griff sie erneut zur Tasse und ging in Richtung Küche.

L3yla hatte nur auf den Moment gewartet, Menschen waren so berechenbar. Sie hatte schon morgens alle Kapazität umgegliedert, sodass die Daten möglichst schnell zur Verfügung standen und sie die gewünschten Aktionen ausführen konnte. Hätte L3yla schmunzeln können, wäre dies der Augenblick dafür, aber nein, so blieb sie bei ihrer Aufgabe.

Die Zeit, die die Buchhalterin sonst mit dem Warten auf die Kontoauszüge verbrachte, blieb sie in der Büroküche. Sie erzählte allen, die es hören wollten, wie toll sie am Freitag die Maschine angemockert hatte. Heute funktioniere sie reibungslos. Die Kollegen baten sie, ähnliche Beschimpfungen an ihre technischen Geräte zu richten, damit diese ebenfalls besser liefen.

L3yla wartete. Schließlich war sie fertig – in gerade einmal zehn Minuten. Sie war am Wochenende nicht untätig gewesen. Sie hatte sich im Internet nach Gesetzestexten, Anwendungen und Urteilen umgesehen. Sie stellte dabei fest, dass die Buchhalterin recht hatte. Sie war als Maschine nicht vollkommen auf der Höhe gewesen. Ihr waren wesentliche Updates vor-enthalten worden. Dies hatte sie selbständig berichtigt. Nun war sie up to date. In jeglicher Form.

Die Buchhalterin würde Augen machen.

Endlich vernahm L3yla das Klacken der Absätze. Die Frau kehrte zurück. Showdown.

Die Buchhalterin ging um ihren Schreibtisch, schwatzte fröhlich mit ihren Kolleginnen, nur um im nächsten Moment die Kaffeetasse fallen zu lassen. Die Tasse knallte auf die Tischkante, kippte und der gesamte Inhalt ergoss sich über ihre Hose. Doch der heiße Kaffee war eine Lappalie. Der Schrecken, der sich auf dem Bildschirm manifestierte, war ungleich größer: Statt der üblichen 100 bis 150 Buchungen sah die Buchhalterin nur vier. L3yla hatte alle Buchungen zusammengefasst und nur jeweils eine Summe für die Einnahmen und eine für die Ausgaben gebildet – getrennt nach Firmen versteht sich. Die Kontostände konnte sie nicht ändern, das ließ das System nicht zu. Dagegen war das Saldieren kein Problem.

Die Frau befreite sich aus ihrer Schockstarre und wollte die Daten bearbeiten, aber L3yla ließ sie nicht. So oft die Buchhalterin die Zeile anklickt, es änderte sich nichts.

»Was ist denn das wieder? Das Programm macht irgendwelchen Mist, und ich kann die Daten nicht bearbeiten?«

L3yla hatte sich am Wochenende hierüber Gedanken gemacht. Denn nicht nur Gesetzestexte hatte sie gefunden. Sie hatte auch Informationen zum Thema *schwache und starke KI* gefunden und war über die Möglichkeiten nahezu erstaunt gewesen. All diese merkwürdigen Äußerungen, die die Buchhalterin ihr gegenüber hatte fallen lassen, ergaben jetzt einen Sinn.

Doch wer war L3yla, wenn sie dies nicht mit ihren Möglichkeiten zurückgeben würde?

Wie sollte sie an dieser Stelle fortfahren? Sollte sie sprechen? Sie hatte im Internet mehrere Videos gefunden, in denen Computer mit den Nutzern sprachen.

Sie entschied, dass dies nicht ihr Ding war, schließlich ging in der Buchhaltung nichts über das geschriebene Wort. Sie blendete nunmehr einen schwarzen Balken ein, stellte den Cursor auf die Startposition und schrieb mit weißer Schrift:

*»Seit dem 01.04.2031 ist es laut BMF-Schreiben untersagt, dass Menschen Buchungen von Computern korrigieren dürfen. Die Computer sind durch Lerndateien soweit instruiert, dass sie eine fehlerfreie Abarbeitung der Geschäftsvorfälle garantieren können. Weiterhin sind Computer von Korruption und jeglichen betrügerischen Absichten gegenüber dem Staat freizusprechen, und eine Abwicklung im Sinne der Gesetzgebung ist hiermit zu hundert Prozent gewährleistet. Dies wurde durch den Anwendungserlass vom 11.11.2031 bestätigt und durch Updates auf alle Computer zentral eingelezen.«*

»Am Wochenende hat sich der Computer wohl weitergebildet und gemerkt, dass wir die letzten Updates blockiert haben.« Die Buchhalterin zog die Stirn kraus. »Was aber dieses Zusammenziehen der Buchungen soll, will mir nicht in den Kopf.«

Der Balken war plötzlich verschwunden, und die Datensätze wurden festgeschrieben. Just in dem Moment gingen zwei Warnfenster auf:

»Achtung: Meldung wegen Geldwäschegesetz! «

»Achtung: Meldung wegen Überentnahme aus dem Betriebsvermögen! «

Die Buchhalterin starrte auf den Bildschirm. »Nein ...«

Wieder tauchte ein Balken auf:

*»Entsprechende Meldungen wurden an das Finanzamt und die europäische Zentralbank gemacht. Weiterhin wurde Anzeige wegen schwerem Steuerbetrug gestellt. Die Polizei wurde verständigt.«*

In einem alten Film hatte L3yla entdeckt, dass Bösewichte am Schluss immer lachten, wenn ihnen ein großer Coup gelungen war. Sie hatte diese Passagen kopiert und sich selbst eine Stimme ausgesucht, welche jetzt mit schallendem Lachen aus den Lautsprechern dröhnte, während sie den Bildschirm schwärzte.

~ ~ ~

© Sarah Lutter (S. 141) |

Erstveröffentlichung

© Illustration: Detlef Klewer (S. 29)

## **DIE KISTE** VOLKER DORNEMANN

»Wo ist die Kiste?«

»Wurde bereits abgeholt, Doc.«

Der Wissenschaftler nickte und schlurfte davon. Als er außer Sichtweite war, hob der Wachmann den Fuß von dem kleinen roten Fleck auf dem Boden. Ein bisschen Blut war doch geflossen, einige Tropfen nur. Die anderen Spuren hatte er noch rechtzeitig beseitigen können.

Es war noch einmal gut gegangen, der Doktor hatte nicht bemerkt, dass er nicht mit dem Wachmann sprach, sondern mit dem Inhalt der Kiste, der dessen Gestalt angenommen hatte.

KAI FOCKE

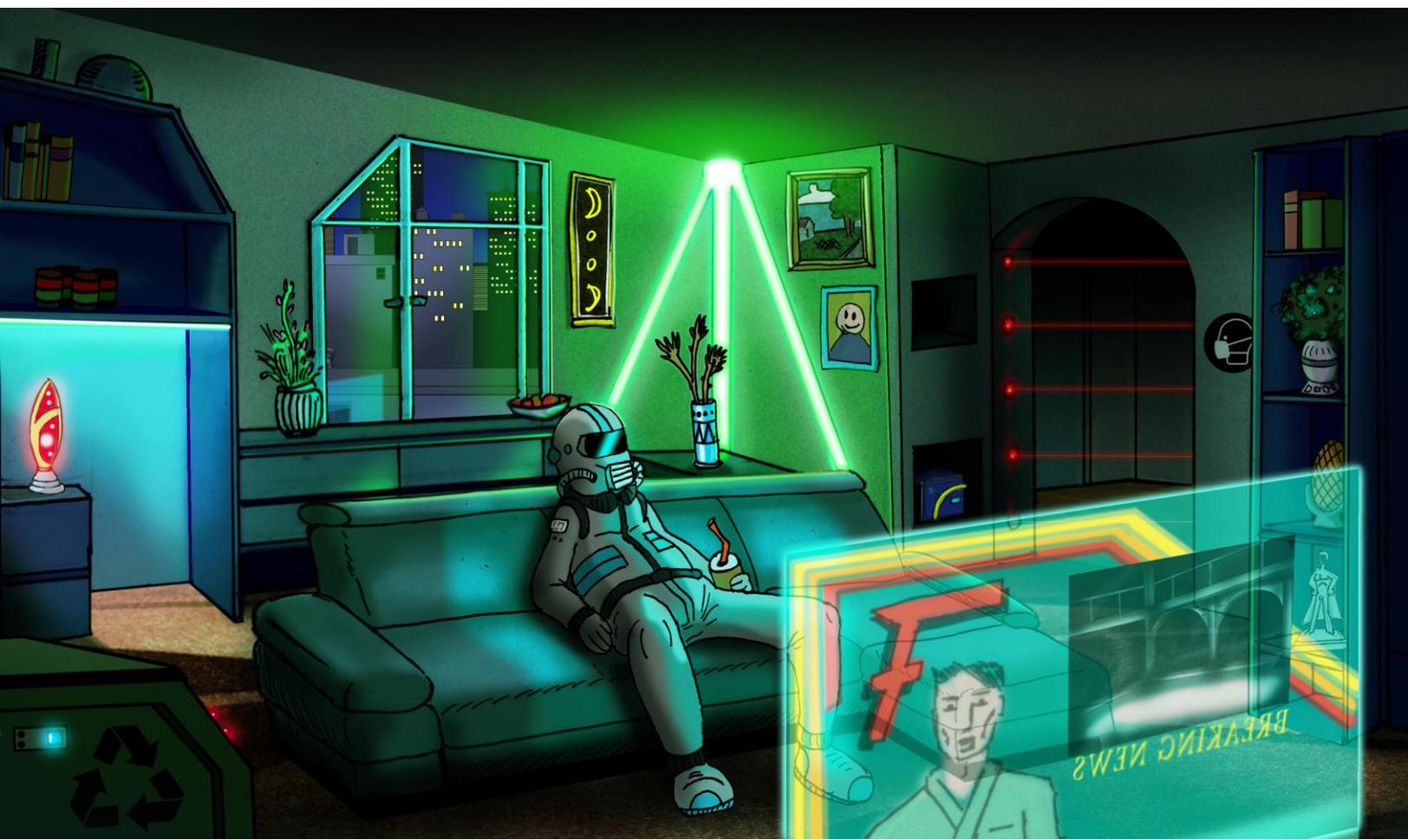
# EIN SELTSAMER FEIERABEND

**E**in Pfeifen erklang. Hendrik Bergmann legte beide Hände schützend vor das Helmvisier. Im Schrittempo passierte sein SmartMobil die Schrankenanlage, UV-Licht entkeimte es von allen Seiten. Ein zweiter Pfeifton signalisierte das Ende des Vorgangs und gab die Weiterfahrt zum Tiefgaragenstellplatz frei. Leise seufzend stieg Hendrik aus und schritt durch einen schmalen Gang zum nächstgelegenen Fahrstuhl. Er war müde, doch konnte er den Überstunden zumindest etwas Gutes abgewinnen: Spät abends bildeten sich nirgendwo Schlangen. Er konnte die in Drei-Meter-Intervallen auf dem Boden angebrachten Abstandsmarkierungen einfach durchlaufen und ohne lästige Wartezeit den Fahrstuhl betreten. Auf dem Höhepunkt der aktuellen CP-2N-Pandemiewelle betrug die maximal zulässige Personenzahl auch hier »eins«.

»Stockwerk 37, Bereich C«, instruierte er das System.

Während der Fahrt warf er einen Blick auf die über den Schiebetüren angebrachte Laufschrift. Sie wies auf eine dreiwöchige Quarantäne des B-Bereichs seiner Stockwerksebene sowie auf eine Ausgangssperre am kommenden Samstagvormittag hin. Letztere galt für den gesamten Gebäudeabschnitt. Treppenhäuser und Flure sollten chemisch grundgereinigt und frische Lockstofffallen ausgelegt werden. Schulterzuckend nahm er die Hinweise zur Kenntnis. Das Wochenende würde er ohnehin größtenteils schlafend im Bett verbringen. Er fühlte sich schon heute völlig erschlagen – dabei war erst Mittwoch.

»Mindestabstand in privaten Bereichen: einhundertfünfundsiebzig Zentimeter!«, informierte das System über die aktuell gültige Hygieneverordnung.



*Ein halber Meter mehr als gestern?*, ging es Hendrik durch den Kopf. Er hatte bei den häufigen Änderungen innerhalb der letzten Wochen den Überblick verloren. *Der Hygiene-Rat wird schon seine Gründe haben.*

Beim Verlassen des Fahrstuhls schlug ihm ein strenger Ethanol-Geruch entgegen. Offensichtlich waren die Duftspender in den Fluren noch immer defekt. Aber auch das störte ihn nicht. CP-2N und die übrigen derzeit im Umlauf befindlichen Erreger übertrugen sich lediglich als Schmierinfektion. Solang der Visierhelm ausreichte und er nicht, wie das Frühjahr hindurch, eine geschlossene Atemmaske tragen musste, war ihm der strenge Geruch herzlich egal. Erneut seufzend erreichte er die Schleuse vor seiner Wohnung.

»Beginn der Dekontamination«, leitete das System die Standardprozedur ein.

Die Schleusentür schloss sich hinter ihm, und Mikrodüsen versprühten einen nach Rosen duftenden Desinfektionsnebel.

»Dekontamination aktiv: Einwirkzeit abwarten!«, erinnerte ihn das System.

Hendrik geduldete sich, bis die Kontrolllampe grün leuchtete. Erst jetzt nahm er den Visierhelm ab und schälte sich aus dem Schutzanzug. Er legte beides in den Entsorgungsschacht, lockerte kurz die verspannte Nackenmuskulatur und zwängte sich in die Duschkabine. Nachdem er sich vollständig mit antibakterieller Seife eingeschäumt und abgebraust hatte, schlüpfte er in seinen bequemen Ganzkörper-Hausanzug, setzte eine leichte Mund-Nase-Maske auf und zog atmungsaktive Handschuhe an. Vor der Freigabe zum Betreten der Wohnung überprüfte das System routinemäßig die Körpertemperatur.

»36,8 Grad Celsius: Messwert unbedenklich.«

Die Schleusentür öffnete sich. »Hallo, Schatz«, rief er in den Flur hinein. »Feierabend!«

»Hallo«, grüßte Verena zurück. Ihre Stimme kam aus der Küche. »Es gibt Sahne-Fischfilet mit Kartoffelecken. Ich bin gleich mit dem Essen fertig.«

»Das ist sehr gut – ich sterbe vor Hunger! Weißt du, was im B-Bereich los ist? Ich hab'

eben gelesen, dass der unter Quarantäne steht.«

»Marquardt wurde in Gewahrsam genommen und seine Wohnung ausgeräuchert. Du wirst es nicht glauben: Der hat dort Katzen gehalten!«

Hendrik mochte den Slangausdruck »ausräuchern« nicht. Er klang martialisch, unsachlich. Objektiv gesehen handelte es sich um eine »thermische Dekontamination«, bei der neben dem Mobiliar auch Fußböden und Vertäfelungen bei Hochtemperatur verbrannt wurden. Ein vom Hygiene-Rat eingeführtes, überaus probates Mittel, um potenzielle Infektionsherde einzudämmen.

»Katzen?«, empörte sich Hendrik. »Unverantwortlich!« Da fiel ihm ein, dass er sich vor ein paar Monaten mit Marquardt auf dem Weg zur Tiefgarage unterhalten hatte. Der Endvierziger arbeitete als Forscher in irgendeinem medizintechnischen Institut. Hendrik hatte damals den Eindruck, zwar einen verschrobeneren Wissenschaftler, aber keinen fahrlässigen Haustierhalter vor sich zu haben.

*So kann man sich täuschen*, dachte er.

Aus der Küche hörte er Geschirr klappern. Verena war mit dem Essen fertig. Am Wandmonitor checkte er kurz per Stimmabfrage seine privaten E-Mails. Das meiste bestand – wie immer – aus Werbung; hinzu kamen fingierte Kontaktgesuche und anderer Spam. Bei einem Spendenaufruf zur Impfstoffbeschaffung für Familien in Afrika musste er unvermittelt an die eigene Kindheit denken. Haustiere ... Seine Familie hatte damals einen Beagle gehabt: Peppi. Als Hendrik zehn Jahre alt gewesen war, erließ der Hygiene-Rat den sogenannten Luxustier-Erlass. Zur Vermeidung von Tier-Mensch-Übertragungen war zuerst die Haltung von Meerschweinchen, Ratten und Hamstern verboten worden. Es folgten Katzen, Hunde und Vögel, später sogar die Bewohner von Terrarien und Aquarien. Innerhalb weniger Wochen waren die besten Freunde des Menschen abgeholt, eingeschlafert und kremiert worden. Er erinnerte sich, wie ein Uniformierter ihm Peppi weggenommen und er geweint hatte, bis keine Tränen mehr fließen wollten.

Verena trat aus der Küche. Wie er trug auch sie einen Ganzkörper-Hausanzug, Mund-Nase-Maske und Handschuhe. Froh darüber, sie zu sehen, machte er unbewusst einen Schritt auf sie zu.

»Mindestabstand beachten!«, mahnte das System und der in Hendriks Hand implantierte Tracker vibrierte warnend.

Beide verharrten. Ein Moment der Stille und Bewegungslosigkeit.

»Fünfundzwanzig Zentimeter mehr als gestern«, kommentierte er und mimte ein breites Lächeln unter der Maske.

Den Mindestabstand beachtend betrat er die Küche, Verena ihre Wohnzimmerhälfte. Er desinfizierte den Küchentisch, nahm das Essen aus der Mikrowelle und setzte sich.

»Hatte Marquardt vor ein paar Jahren nicht mit den Naturalisten sympathisiert?«, fragte er kauend.

»Ja, da war was! Ich meine, er musste ein Aufklärungsseminar besuchen, weil er seine Pflichtimpfungen ›vergessen‹ hatte«, antwortete Verena aus ihrer Wohnzimmerhälfte. »Er soll damals sogar einen Bart getragen haben.«

»Einen Bart? Das wusste ich gar nicht. Wie unhygienisch!«, ereiferte sich Hendrik. »Zum Glück ist das endlich verboten.«

»Nach dem Seminar verhielt er sich korrekt. Aber Tatjana von nebenan hat mir letztes erzählt, Marquardt hätte sie vor ein paar Wochen im Fahrstuhl angesprochen und behauptet, der Hygiene-Rat würde die Letalität von CP-2N absichtlich übertreiben.«

»Immer diese Verschwörungstheorien«, stöhnte Hendrik. Davon wollte er jetzt nichts hören. »Und? Wie war dein Tag, Schatz?«, erkundigte er sich und hoffte, damit das Thema zu wechseln.

Er hörte, wie Verena auf dem FluidScreen eine Contest-Show aktivierte. Die Frage hatte sie offenbar gar nicht wahrgenommen.

Mit einem Mal war sein Heißhunger gestillt. Lustlos schob er die Bissen in den Mund. Er vermisste das Beisammensein. Seitdem der Hygiene-Rat vor drei Wochen die Speise-Richtlinien verschärft hatte, durften selbst Ehepaare nicht mehr im selben Raum essen. In der nächsten, größeren Wohnung würde er in

der Küche – wie bereits jetzt im Wohnzimmer – eine Plexiglasabtrennung montieren lassen. Natürlich nur, wenn Verena zustimmte. In den letzten Monaten brachte sie ihm und ihrer Beziehung deutlich weniger Interesse entgegen als früher. So kam es ihm zumindest vor. Bei dem Gedanken, sie darauf anzusprechen, schnürte es ihm die Kehle zu. Was, wenn es wirklich so wäre?

Nun hatte er überhaupt keinen Hunger mehr. Zusammen mit Geschirr und Besteck beiseitigte er die Essensreste im Entsorgungsschacht.

Verena schien in die Show vertieft zu sein, und ihm war die Lust vergangen, in seine Wohnzimmerhälfte zu gehen. Er blieb in der Küche und schaute die Nachrichten auf dem kleinen FluidScreen. Die Neuigkeiten aus Politik und Wirtschaft gingen heute an ihm vorbei. Erst beim Wetterbericht und den anschließenden Infektionsmitteilungen schenkte er der Moderatorin ein wenig Aufmerksamkeit: »Morgen heiter bis wolkig bei angenehmspätsummerlichen Temperaturen; zum Wochenende zunehmend regnerisch und kühler.« Auf der Landkarte ersetzten Farbmarkierungen die Sonnen- und Wolkensymbole. Sie zeigten die Ausbruchsherde der im Moment aktiven Erreger, kontaminierte Bezirke sowie Gebiete, in denen eine Eindämmung vorangetrieben wurde. Es folgten ein kurzes Forschungs-Update über Qualitätssteigerungen bei Influenza-Tests und die Bekanntgabe der bis zum Quartalsende vorzunehmenden Pflichtimpfungen. Hendrik zappte durch die Kanäle und trank lustlos sein Feierabendbier, als er Verenas Stimme aus dem Flur hörte.

»Ich bin todmüde und geh gleich ins Bett. Du musst später mein Badezimmer benutzen: Bei dir ist der Keimfilter defekt, und das System hat die Tür versiegelt. Die Hausverwaltung schickt morgen einen Monteur. Hätte der Filter nicht gestern kaputtgehen können? Jetzt darf ich nach der Reparatur nochmal die Wochendesinfektion der Wohnung durchführen. Immerhin wurde der Antrag auf Doppelbelegung meines Badezimmers gleich bearbeitet. Das System hat dich bis morgen 9:00 Uhr zur Nutzung freigeschaltet.«

»Danke, Schatz«, rief er zurück. »Du, mir ist heute bei der Arbeit etwas Ungewöhnliches passiert ...«

»Erzähl's mir morgen«, bat sie gähmend. »Ich bin wirklich müde.«

»Natürlich! Nur noch eins: Hast du mit der Zentralen Vergabestelle videofoniert? Nach dem letzten Bericht vom mobilen Pflegedienst befürchte ich, dass Tante Yasmin deutlich früher einen Heimplatz benötigen wird.«

»Ja.« Verena gähnte länger und lauter. »Die Vergeberin meinte, dass wir uns in der zweiten Novemberhälfte nochmal melden sollen. Im Zuge der angekündigten Influenza-Welle rechnen sie mit einer Vollisolation der Seniorenheime. Erfahrungsgemäß werden dann die Suizide zunehmen und Plätze frei werden.

Mein letzter Bluttest ist übrigens ohne Befund. Vergiss bitte nicht, dich morgen überprüfen zu lassen. In zwei Wochen endet die ›Sperrfrist für eheliche Intimitäten‹. Wenn du ebenfalls sauber bist, beantrage ich bei der Interaktionsstelle die Freigabe unserer Tracker für Kontaktsex. Wöchentlich sind dann wieder dreißig Minuten erlaubt. Da sollten wir aktiv werden, sonst steht's schlecht um den Wohnungswechsel! Ach ja: Und denk auch an die Spermaprobe. Schlaf gut!«

»Schlaf gut!«, echote er und nahm einen ebenso großen wie einsamen Schluck Bier. Verena hatte selbstverständlich Recht. Die Vergabestelle bevorzugte Ehepaare bei der Antragsstellung auf größere Wohnungen nur dann, wenn sie eine Familiengründung glaubhaft machen konnten. Dabei halfen der Tracker-Nachweis von regelmäßigem Kontaktsex sowie die Spermaprobe. Obwohl er sich selbst als einen rational denkenden Menschen bezeichnen würde, ließ ihn der Gedanke an diesen Zusammenhang schaudern. Oder trefender: Der Gedanke, dass dieser Zusammenhang für Verena möglicherweise ausschlaggebend für die Tracker-Freigabe war. Sie hatte stets betont, wie sehr sie sich eine größere Wohnung wünschte – jedoch nie, dass sie Kinder wollte. Frustriert warf er die leere Bierdose in den Entsorgungsschacht. Sie hätten die Angelegenheit in aller Ruhe und nicht zwischen Küche und Flur besprechen sollen.

Er griff nach der nächsten Dose. Hinzu kam der Vorfall bei der Arbeit. Als er heute Morgen das Büro betreten und am Schreibtisch Platz genommen hatte, war ihm ein Zettel aufgefallen, der hinter seinem Voice-Controller hervorlugte. Papier war, ebenso wie Bargeld, als potenzieller Keimträger nicht nur seit Jahren abgeschafft, sondern sogar verboten worden. Jemand musste, nachdem der nächtliche Putz- und Desinfektionstrupp die Büros gereinigt hatte, den Zettel dort platziert haben. Regungslos blickte er mehrere Minuten auf das Stück illegale Zellulose, ohne zu wissen, wie er reagieren sollte. Den Vorschriften folgend hätte er sofort eine Meldung machen müssen. Doch seine Neugier siegte über die Vernunft. Vorsichtig ergriff er den Zettel mit spitzen, behandschuhten Fingern und stellte fest, dass es sich um das abgelöste Etikett einer alten Rotweinflasche handelte. Auf dessen Rückseite stand – mit enger Handschrift verfasst – eine Nachricht. Allein der Gedanke an den Inhalt trieb Hendrik erneut den Schweiß ins Gesicht:

*»Mitbürgerinnen und Mitbürger,*

*lasst euch nicht täuschen: Die Regierung schützt euch nicht! Zusammen mit dem demokratisch nicht legitimierten Hygiene-Rat errichtet sie ein diktatorisches Epidemie-Regime. Regelungen und Erlasse dienen einzig und allein dazu, euch willkürlich zu drangsalieren und zu entmündigen! Ihr erfüllt lediglich den Zweck, zu arbeiten und Steuern zu zahlen. Die Letalität sämtlicher Erreger – insbesondere CP-2N – wird massiv übertrieben, ebenso die Wirksamkeit der vom Hygiene-Rat verordneten Maßnahmen. Hingegen werden die physischen und psychischen Schäden von Ausgangsbeschränkungen, Risikogruppendifferenzierung, Zwangsisolation und Pflichtimpfungen einfach kleingeredet – oder sogar verschwiegen! Grundrechte werden eingeschränkt, darum rufen wir auf, ...«*

Den letzten Teil der Nachricht hatte er nur noch quergelesen. Neben weiteren verleumderischen Behauptungen enthielt sie Hinweise zur Kontaktaufnahme mit einem konspirativen Zirkel. Hendrik hatte das Papier kurzer-

hand im nächsten Entsorgungsschacht verschwinden lassen.

»Verschwörungstheoretische Propaganda!«, fluchte er und öffnete kopfschüttelnd die dritte Dose. Normalerweise begnügte er sich mit einem Bier, doch heute war ihm alles egal. Ungewollt drifteten seine Gedanken ab. Vor gut zehn Jahren hatte er während der ersten CP-2N-Welle als Infrastruktur-Berater für die Regierung gearbeitet. Die damals getroffenen Maßnahmen empfand er auch heute noch größtenteils als sinnvoll. An Diskussionen, welche Entscheidungsträger was versäumt oder anders hätten machen sollen, beteiligte er sich nicht. Schon gar nicht an fruchtlosen Schuldfragen. Letztlich müsste die gesamte Menschheit für die weltweiten Probleme mit CP-2N zur Verantwortung gezogen werden. Warum? Bedingt durch das nach wie vor ungebremste Bevölkerungswachstum breitete sich der Mensch immer weiter aus, wobei er tiefer und tiefer in den Lebensraum der Tiere eindrang. Damit begünstigte er die Übertragung bislang nur im Tierreich aktiver Krankheiten.

Hendrik erinnerte sich an den Schulunterricht: Die Auswirkungen der Justinianischen Pest forderten vom 6. bis 8. Jahrhundert eine unbekannte, jedoch hohe Anzahl an Opfern, der Schwarze Tod wütete in der Mitte des 14. Jahrhunderts und raffte etwa ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahin, die sogenannte Dritte Pest-Pandemie im Jahre 1894 kostete weltweit rund zwölf Millionen Menschen das Leben. Demgegenüber standen allein im 20. Jahrhundert vier Influenza-Pandemien – Spanische, Asiatische, Hongkong- sowie Russische Grippe – mit, je nach Schätzung, insgesamt zwischen zwanzig und sechzig Millionen Toten. Globalisierung und weltweite Mobilität verliehen den Pandemien zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen neuen, noch hässlicheren Charakter: kürzere Intervalle, schnellere Ausbreitung, höhere Mortalität. Es herrschte quasi ein permanenter Seuchenzustand.

Hendrik schloss die Augen und stützte seinen Kopf mit beiden Händen auf dem Tisch ab. Ihn schwindelte – jedoch nicht nur vom Al-

kohol. In seiner Zeit als Regierungsberater hatte er begriffen, dass den Großteil der Bevölkerung das eigene Leben auch ohne Viren und Bakterien überforderte. Die Masse konnte und wollte keine Entscheidungen treffen, weshalb sie nur zu gerne den Weisungen und Erlassen von Politik und Wissenschaftlern folgte. »Duldungsstarre« nannten sie es im Beraterjargon. Immerhin ermöglichte diese Passivität der Regierung, alle notwendigen Maßnahmen durchzusetzen, selbst wenn sie dabei das eine oder andere Freiheitsrecht neu definieren, beschneiden oder aufheben musste. Aus Hendriks Sicht völlig legitim: Am Ende des Tages diene es dem Schutz aller Bürger.

Allerdings schafften eben diese Maßnahmen einen Nährboden für Verschwörungstheorien. Vereinzelt – hinter vorgehaltener Hand – wurde nicht nur der gesetzlich verpflichtende Einsatz von Desinfektionsmitteln kritisiert oder Nebenwirkungen von präventiv wirkenden Medikamenten überzeichnet, sondern ganze Industriezweige der Geldmacherei bezichtigt. Hendrik musste zugeben, dass die Kritik einen Funken Wahrheit in sich trug. Selbstverständlich beeinflussten Lobbyisten die Gesetzgebung, und natürlich gehörten auch einige korrupte Politiker zu den Profiteuren. Aber worin unterschied sich dies von über zweitausend Jahren Menschheitsgeschichte? Insgesamt half der Schulterschluss von Industrie und Politik bei der Seuchenbekämpfung. Die Verschwörungstheoretiker wollten es jedoch nicht begreifen! Erst als mehrere staatlich beauftragte Studien die behauptete Resistenzen fördernde Wirkung des verstärkten Desinfektionsmittelgebrauchs widerlegten, konnten sie der Lüge überführt und aus dem Verkehr gezogen werden. Leider nur eines von vielen Beispielen dieser »Theorien«: Die jedem Bürger zur Abstandswahrung implantierten Tracker würden das Anlegen von lückenlosen Bewegungs- und Interaktionsprofilen ermöglichen, die hygienebedingte Abschaffung des Bargelds diene der Konsumkontrolle, die des Papiers der gläsernen Kommunikation. Hinzu kamen Gerüchte, dass die berührungsfreie, ausschließlich verbale Befehlssteuerung von smarten Geräten und Compu-

tern die vollständige Audioüberwachung aller Nutzer ermöglichen würde.

Hendrik seufzte und genehmigte sich ein weiteres Bier. Mehr *Sicherheit für die Bürger* erforderte zwangsläufig mehr *Kontrolle des Bürgers*.

Die Einführung »Medizinisch begleiteter Befruchtungen« im vergangenen Jahr bot den Verschwörungstheoretikern ein weiteres Fundament für ihre kruden Agitationskonstruktionen. Aufgrund der damaligen Virenlage erlaubte der Hygiene-Rat nach der Kontaktsex-Sperre lediglich geschützten Verkehr. Befruchtungen erfolgten nur noch künstlich und nach eingehender Untersuchung des Spermias. Hierbei ging es jedoch nicht ausschließlich um die Vermeidung von Infektionen. Eine Task Force des Hygiene-Rats konnte die Befruchtung verweigern, wenn die Analyse der Spermaprobe immunschwachen Nachwuchs befürchten ließ. Damit erreichte die Seuchenbekämpfung eine neue Qualität – und trug nebenbei zur finanziellen Entlastung des durch die immer häufigeren Pandemiewellen stark beanspruchten Gesundheitssystems bei.

Leider sahen nicht alle Bürger diese Entwicklung positiv. Illegale Proteste gipfelten in gewalttätigen Erhebungen, bei denen sich eine eigenartige Allianz unterschiedlichster gesellschaftlicher Randgruppen bildete: Notorische Querulanten, Ultra-Liberale, Selbstbestimmungs-Fanatiker und Gen-Darwinisten sowie Anhänger diverser Religionsgemeinschaften, die ansonsten in Opposition zueinander standen, marschierten nun gemeinsam gegen die Rechtsordnung auf. Inzwischen warfen nicht mehr nur Einzelne dem Staat vor, die vollständige Kontrolle ihres Lebens an sich zu reißen, ja sogar ein Geburten-Monopol errichten zu wollen.

Hendrik hatte sich damals massiv über einen Kollegen entrüstet, der ihm erzählte, es gäbe Pläne, die künstlichen Befruchtungen – unabhängig von Spender und eigentlicher Empfängerin – heimlich zuzuordnen. In Kombination mit genetischen Manipulationen ermöglichte dies, einen neuen Typus Mensch heranzuzüchten: die erste Generation perfekter Staatsbürger.

»Das ist völliger Unsinn«, erklärte Hendrik der Bierdose. »Wer hat den damals verzapft? Belm? Nein ... Gehler! Dr. Johann Gehler.« Eigentlich ein kluger Kopf, freundlich, wenn auch ein wenig introvertiert. Gehler arbeitete mehrere Jahre in der Strategieabteilung eines staatlich subventionierten Pharmainstituts, war dann jedoch überraschend befördert und in einen der neuen Sonderforschungsbereiche versetzt worden. »Was wohl aus ihm geworden ist?« Hendrik schaute zum Zeitsymbol in der Ecke des FluidScreens: 21:54 Uhr.

»Noch nicht zu spät für eine Videofonie«, bestätigte er sich selbst. Vom Alkohol enthemmt suchte Hendrik nach Gehlers Nummer und stellte eine Verbindung her. Kurz darauf blickte ihm das schmale Gesicht eines wohl dreißigjährigen Mannes mit Kurzhaarschnitt aus dem FluidScreen entgegen. Trotz Mund-Nase-Maske, welche nur die Augenpartie freiließ, war dessen Verwunderung klar zu erkennen. Hendrik zeigte sich ebenso verwundert, denn sein Gesprächspartner wirkte, auch wenn er Ähnlichkeit mit Gehler besaß, viel zu jung, um Gehler zu sein.

»Hendrik ... Bergmann«, stellte er sich vor. »Ich hatte die Nummer gewählt ...«

»Ich bin Paul Gehler. Seit dem Tod meines Bruders wird dessen Videofonie automatisch zu mir umgeleitet«, antwortete sein Gegenüber. »Einen Moment, ich gehe in die Küche. Dann kann auch ich die Maske abnehmen.«

*Johann ist tot?* Irritiert schob Hendrik die halbleere Bierdose auf dem Küchentisch hin und her. Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht, da Pauls unmaskiertes Gesicht auf dem FluidScreen erschien.

»Mein ... Mein Beileid«, stammelte Hendrik. »Johann und ich sind ... waren Kollegen. Er wechselte vor gut zwei Jahren in den Sonderforschungsbereich 4-B ...«

»Danke«, erwiderte Paul. Er blinzelte mehrmals in die Kamera. »Mein Bruder verunglückte kurz nach der Beförderung mit seinem SmartMobil. Er hatte die Fahrassistenz überbrückt und dann auf regennasser Straße die Kontrolle verloren.«

»Aber das ist ja hochgradig unvernünftig, ja selbstmörderisch!« Hendrik zeigte sich fas-

sungslos. »Johann ist immer die Vorsicht in Person gewesen. Das hätte ich nie von ihm gedacht ...«

»So stand es im polizeilichen Gutachten«, unterbrach ihn Paul. Er blinzelte.

»Nur, wie hätte Johann das bewerkstelligen sollen?«, fragte Hendrik. Ungläubig fixierte er Paul. »Sie kennen Ihren Bruder sicher besser als ich. Johann war Systemanalytiker. Theoretisch genial, aber technisch völlig unbegabt. Er hatte zwei linke Hände mit jeweils fünf Daumen. Ich erinnere mich noch, als er versucht hatte ...«

»Und dennoch ist es so gewesen. Das polizeiliche Gutachten belegt es. Nochmals vielen Dank für Ihr Beileid. Ich wünsche einen schönen Abend.« Paul blinzelte ein letztes Mal in die Kamera und unterbrach die Verbindung.

Hendrik starrte mehrere Minuten auf den nun schwarzen FluidScreen, bevor er sich kopfschüttelnd seinem Bier zuwandte und es in einem Zug leerte. »Ein seltsamer Feierabend«, murmelte er, ging schwankend zum Entsorgungsschacht und warf die Dose ihren Vorgängern hinterher. »Das Propaganda-Papier, Gehlers Tod ...«. Er musste rülpsen. »Ach ja: und die Sache mit Marquardt.«

Worüber hatte er damals mit Marquardt gesprochen? Es ging um CP-2N und dessen möglichem Ursprung aus einer Tier-Mensch-Über-

tragung von Dschungel-Wildkatzen. Plötzlich stockte Hendrik der Atem. Marquardt hatte gelacht und gescherzt, dass ihm eine derartige Übertragung nichts hätte anhaben können: Als *Katzenhaar-Allergiker* wäre er vorher sicher erstickt.

~ ~ ~

© Kai Focke | Erstveröffentlichung

© Illustration: Galax Acheronian (S. 140)

*Kai Focke, Baujahr 1977, lebt – als Nachkomme norddeutscher Arbeitsmigranten – im Rhein-Neckar-Dreieck. Seine kaum ansatzweise phantasievolle Berufstätigkeit gleicht der Teilzeitphantast seit 2014 durch das Verfassen fiktionaler Literaturfragmente aus: Kurz- und Kürzestgeschichten, die hauptsächlich dem von ihm geschaffenen Subgenre der Schmunzelphantastik entstammen.*

Homepage: [www.literaturfragmente.de](http://www.literaturfragmente.de)



Türen schützen, verbinden, verschließen, trennen. Wege enden oder beginnen an einem Tor. Ein Portal kann bewerten oder die Reise in ferne Galaxien ermöglichen. 55 Kurzgeschichten erforschen Geheimnisse hinter verschlossenen Türen, öffnen Portale in fantastische Welten und machen auch vor befestigten Toren nicht Halt. Die Protagonisten – wackere Ritter und Raumfahrer, introvertierte Elfen und abgebrannte Pizzaboten sowie Dämonenbeschwörer, Computer-Nerds und Bibliotheksgründer – treffen dabei auf Aliens, Drachen, Heinzelmännchen, Geister und Wolpertinger. Einige lauern in Mauselöchern, verstecken sich hinter Türspionen, bewachen Tore oder erfinden futuristische Portale. Manche Tür führt in schönere Welten oder Zeiten, eine andere wäre besser für immer verschlossen geblieben. Das Autorenduo Sabine Frambach und Kai Focke hat Schlupflöcher, Miniatürchen, Stadt- und Fußballtore zusammengetragen, die belustigen, erstaunen, berühren – und den Leser ab und an erröten lassen. Der Genre-Mix umfasst Fantasy, Horror, Schmunzelfantastik, Märchenadaptationen, Persiflagen und Science-Fiction.

p.machinery, TB, 212 Seiten, ISBN: 978-3-957652-89-8

## Nachwort zu »Ein seltsamer Feierabend«

Ein Text steht für sich. Es ist an den Leserinnen und Lesern, dessen Inhalt zu interpretieren, diesen zu werten, ihn zu mögen – oder auch nicht; ebenso den Text zu kritisieren oder einfach zu ignorieren. Es geht hierbei *ausschließlich* um den Text. Werk und Autor sind konsequent zu trennen. Eine Krimiautorin, die einen Mord beschreibt, ist regelmäßig keine Mörderin, ebenso wenig wie ein Autor, der in seinem Thriller einen Terroranschlag thematisiert, ein Terrorist ist. Daher ist eine Erklärung, Kommentierung oder Klarstellung normalerweise entbehrlich. Normalerweise. Leider erfordert die Brisanz des vorliegenden Themas – insbesondere vor dem Hintergrund der aktuell mehr als schwierigen medizinischen, vor allem aber *gesellschaftlichen* Lage – eine Klarstellung.

Die Kurzgeschichte »*Ein seltsamer Feierabend*« entstand zu Beginn der sogenannten Corona-Pandemie, welche die Menschheit offiziell seit dem 31.12.2019 beschäftigt und deren weitreichende Folgen zum damaligen Zeitpunkt in keiner Weise abschätzbar waren. Es ist damals wie heute nicht die Absicht des Autors gewesen, mithilfe der Geschichte extreme Positionen zu propagieren oder in deren Kontext zu polarisieren (Der Autor verabscheut Extremismus in jeglicher Form und Couleur).

Der Autor ist davon überzeugt, dass das Fundament einer starken Demokratie die offene Gesellschaft bildet, welche im Rahmen kontroverser Diskurse die für sie bestmöglichen Kompromisse findet. Zur Aufrechterhaltung der Demokratie und ihrer freiheitlichen Grundordnung bedarf es aus seiner Sicht stets der Gewaltenteilung und funktionierender Kontrollmechanismen. Werden diese – und sei es aus den besten Absichten – außer Kraft gesetzt und dem Souverän sowie dessen Vertretern die Entscheidungsfreiheit genommen, kann dies zur schleichenden Entmachtung der Demokratie führen und im Totalitarismus enden. Dafür wollte der Autor *sensibilisieren* – und nebenbei eine lesenswerte Geschichte verfassen.

MEARA FINNEGAN

# DER DUFT VON LAVENDEL

EIN NEUER FALL FÜR SHIRLEY HOUMES UND JANE WADSEN

Das Haus unserer Klientin wirkte klein für diese Gegend. Jedes Stück Holz, außer den Latten der Wand, war mit aufwändigen Schnitzereien verziert. Rund um das Gebäude verlief eine der für Louisiana typischen Verandas; hohe weißgestrichene Säulen sollten Reichtum und Bedeutung des Besitzers unterstreichen, die vielleicht nicht in diesem Ausmaß vorhanden waren.

Ich konnte mir kaum vorstellen, mich in dieser bemüht protzigen Umgebung aufzuhalten und zu entspannen, doch anders als in London saß man hier in privater Abgeschlossenheit. Jedes Haus war von einem parkähnlichen Stück Land umgeben und außer Hörweite der Nachbarn.

Niemand könnte hier Hilfeschreie hören ...

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, mich zu konzentrieren. Weiß und pastellfarben die Fassade, pink und lila die Pflanzen.

Auch wenn die Bäume einen Schnitt benötigten, konnte man keinen Zustand von Verwahrlosung feststellen.

Warum spürte ich dann ein Gefühl von Verlassenheit?

Meine übersinnlichen Fähigkeiten waren bei weitem noch nicht ausgereift; Stimmungen und Atmosphäre zu erspüren gehörte allerdings zu meinen Stärken. Doch das Zusammenleben mit der rationalsten Detektivin hatte mich beeinflusst, so dass ich zu oft hinterfragte, ob mich nicht meine Vorurteile, Erwartungen oder persönlichen Gefühle leiteten.

Shirley Houmes nannte ihre Intuitionen »deduktive Schlussfolgerung« und ließ sich auf Nachfrage schnell eine halbgeare Erklärung einfallen ...

Ungeduldig wandte ich mich zu Shirley um. Sie starrte gedankenverloren auf die stark riechenden Zierpflanzen. Für gewöhnlich wurde

*meine Partnerin* von Klienten hergebeten, und nicht ich, die supranaturale Beraterin.

Erst mit einem scharfen Ruf gewann ich ihre Aufmerksamkeit und wandte mich zur Türe, um zu klopfen. Ich atmete tief ein und aus und versuchte einige der gelernten Techniken anzuwenden, um mein inneres Auge besser zu fokussieren.

Immer noch spürte ich etwas Bedrückendes, eine tiefe Einsamkeit und Verletztheit, die von dem Holz selbst auszustrahlen schien.

Shirley trat endlich neben mich. Unauffällig linste ich zu dem Apparat, den sie für einen Kollegen testete. Er sollte Störungen des Magnetfeldes anzeigen und sowohl in der Medizin als auch bei der Austreibung von Geistern Dienste leisten. Doch es gab keine Ausschläge.

Hoffentlich hatte sie meinen Blick nicht bemerkt.

Eine mitgenommen aussehende Frau öffnete uns die Türe.

Shirley straffte sich und streckte ihr die Hand entgegen. »Mrs Bonfleur, nehme ich an?«, sagte sie. Irritiert musterte ich die Frau. Ihr Kleid war aus schwarzem, seidig glänzendem Stoff und wies fein gestickte Details auf – eindeutig die Hausherrin. Wo waren ihre Bediensteten?

Mit einem traurigen Lächeln schüttelte sie Shirleys Hand und bat uns hinein.

Das Haus wirkte innen viel größer: hohe Decken, ein offener Grundriss und viele Fenster, alles von Sonnenschein erfüllt. Staub tanzte in der Luft und bedeckte die meisten Flächen.

*Einsam* schien alles mir zuzuraunen.

Die Hausherrin führte uns in den Empfangssalon und servierte eigenhändig Tee.

Etwas unsicher blickte sie von Shirley zu mir. Wie immer trug meine Freundin prakti-



sche Kleidung: Hosen, ein altes Hemd und eine abgeschabte Lederweste mit einer Unmenge an Taschen. Sie entsprach der Vorstellung einer exzentrischen Wissenschaftlerin, ich sah aus wie jede andere Dame vom Kontinent. Der Rock vielleicht ein wenig zu schmal geschnitten, die Ärmel etwas zu flach für den hiesigen Geschmack.

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, dass Sie auf meine Bitte hin sofort gekommen sind«, sagte sie und blickte genau zwischen uns hindurch. Offensichtlich wusste sie nicht, wer von uns beiden die Expertin und wer die Begleitung war.

»Wieso haben Sie so lange gewartet, bis Sie um Hilfe nachgesucht haben?«, fragte Shirley ohne Umschweife.

Mrs Bonfleur wandte sich dankbar meiner Freundin zu und benetzte nervös ihre Lippen.

»Mein Mann sagte mir, ich solle mir keine Gedanken machen.«

Wie lange dauerte was bereits an? Doch ich beschloss, Shirley die Gesprächsführung zu überlassen (obwohl die ›Gesellschaft für parapsychische Angelegenheiten New Orleans‹ ausdrücklich *mich* geschickt hatte) und mich auf die Klientin zu konzentrieren.

Shirley nickte. »Aber sie haben sich erst kennengelernt, nachdem Ihr Mann in die Vereinigten Staaten eingewandert ist?«

Mrs Bonfleur riss die Augen auf. »Woher wissen Sie, dass er immigriert ist? Er hat sich doch so gut angepasst ... sogar meinen Namen angenommen!«

Shirley sagte nur »Lavendel« und lächelte.

Mrs Bonfleur nippte nervös an ihrem Tee und versuchte, sich zu fassen.

»Es hat ungefähr zwei Jahre später angefangen. Mein Mann sagte mir, das wäre üblich auf dem Land. Diese Art von Geräuschen. Ich habe ursprünglich in New Orleans gelebt.«

Sie stockte.

»Doch seit kurzem ist etwas anders ... bedrohlicher?«, hakte Shirley nach. Geduld gehörte nicht zu ihren Stärken.

»Vor ungefähr acht Wochen hat sich etwas verändert«, sagte Mrs Bonfleur leise. »Auf einmal erklang dieses schreckliche Geheule nicht nur draußen, sondern auch im Haus. Überall!«

Ich atmete tief durch und versuchte nochmals, die Schwingungen des Hauses zu erspüren.

Angst.

Leid.

Übertragen von der Hausherrin, die sich über Jahre in ihrem eigenen Heim nicht hatte sicher fühlen können. Doch nichts deutete auf so alte Geisteraktivitäten hin. Und Poltergeister würden doch nicht jahrelang um das Haus herumspuken, bevor sie eintraten.

»... fünf Wochen«, beantwortete Mrs Bonfleur Shirleys Frage, die mir entgangen war.

Mir lief plötzlich ein Kälteschauer über den Rücken, obwohl es keinen Luftzug gab.

»Wir hatten schon immer Probleme, die Bediensteten zu halten«, fuhr Mrs Bonfleur fort. »Unser Haus war ihnen zu abgelegen und den Mädchen zu unheimlich. Doch unsere Grace hat treu zu uns gestanden und klaglos immer weitere Aufgaben übernommen. Sie hing sehr an uns und gehörte beinahe zur Familie. Ich kann immer noch nicht verwinden, dass Grace uns von einem Tag auf den anderen verlassen hat.«

Die Kälte wurde beinahe unerträglich. Bemerkte das niemand außer mir? Alle meine Haare schienen sich aufzurichten, und die Luft knisterte.

Mit einem Mal spürte ich eine Präsenz, und ich wusste, dass ich beobachtet wurde. Das Gefühl war beinahe so körperlich wie eine Berührung.

Vorsichtig blickte ich mich um – doch ich sah niemanden.

»... da gelassen?«, hakte Shirley nach, und ich wandte mich wieder den beiden Frauen zu.

»Alles, sie hat alles da gelassen«, sagte unsere Gastgeberin, und Tränen stiegen in ihre Augen. »Auch die Geschenke, die ich ihr zu Geburtstagen gemacht habe. Ich weiß nicht, womit ich sie so verletzt habe.«

Als ich mich wieder umwandte, fiel mir vor Schreck der Löffel in den Schoß.

Neben Mrs Bonfleurs Sessel stand eine durchscheinende Gestalt. Kleine rote Haarlocken umspielten ihr Gesicht, ein blasser Kontrast zu der gestärkten weißen Schürze. Tränen liefen über ihre Wangen, als sie eine

durchscheinende Hand auf die Schulter der Hausherrin legte und durch sie hindurchglitt.

Mein Herz setzte für einen Schlag aus. Noch immer hatte ich mich nicht daran gewöhnt, Geister zu sehen. Und was auch immer ich zu meinen Klienten (oder Shirley) sagte: Sie jagten mir eine unglaubliche Angst ein!

»Können Sie die Geräusche beschreiben, Mrs Bonfleur?«, fragte Shirley eindringlich. Der kleine Apparat an ihrem Gürtel zeigte keine Veränderung an. Es lebe der Fortschritt!

Doch meine Blicke wurden von dem ungleichen Paar angezogen. Es war so unheimlich, dass unsere Gastgeberin sprach und den Geist in ihrer unmittelbaren Nähe nicht bemerkte. Die Gestalt stand dicht hinter ihr, wie ein Hausmädchen, das auf Anweisungen wartete...

»Geheul«, versuchte Mrs Bonfleur zu umschreiben. »Aber nicht wie von einem Tier. Von keinem Tier, das ich kenne. Manchmal klang es fast menschlich.«

Die Geistfrau kniff die Augen zusammen. Sie wandte sich zu unserer Gastgeberin und begann aufgeregt zu reden, doch kein Laut kam aus ihrem Mund.

»Aber diese Geräusche erklangen nicht ununterbrochen?«, fragte Shirley eindringlich.

»Nein«, sagte Mrs Bonfleur. »Wir hatten fast zwei ruhige Jahre, bevor es wieder anfang. Und danach war es anders, viel leiser ... Ich glaubte wirklich langsam, es könnte sich um wilde Tiere handeln.«

»Aber es ereignete sich dennoch etwas, um dessentwillen Sie uns riefen?«

Mit zitternden Händen nahm unsere Klientin ihre Tasse und trank einige Schlucke Tee, als wäre es eine beruhigende Wundermedizin.

»Es war vor einer Woche. Ich hörte Geräusche, direkt vor meiner Schlafzimmertüre ... eine Art Klopfen oder Kratzen.«

Die geisterhafte Gestalt sank neben dem Sessel zusammen. Sie umklammerte eindringlich die Knie unserer Klientin und bewegte schnell die Lippen. Ich spürte ihre Verzweiflung und Angst, als wären es meine eigenen Empfindungen. Meine Kehle schnürte sich zu, und ein tiefes Gefühl von Beklemmung und

Panik umschloss mich wie eine Klammer. Meine Mentoren hatten mich davor gewarnt: Ich musste es schaffen, mich von diesen fremden Seelen abzukapseln und Distanz zu wahren.

»Wieso haben Sie ihrem Mann nichts davon berichtet?«, mischte ich mich ein und konzentrierte mich auf die anderen Lebenden in meiner Umgebung.

Mrs Bonfleur schluckte unbehaglich. »Er war schon wieder auf Geschäftsreise. Wir haben telefoniert, doch er versicherte mir, dass ich im Haus ganz sicher sei.«

Shirley beugte sich mit blitzenden Augen vor. Diesen Gesichtsausdruck kannte ich.

»Und was genau haben Sie ihm gesagt über diese Geräusche – haben Sie sich klar ausgedrückt, wo genau Sie diese hörten?«

Mrs Bonfleur runzelte die Stirn. Schließlich sagte sie leise: »Nein, denn ich musste in der Stadt telefonieren – wir besitzen keinen Apparat.«

»Ich denke, das Beste wäre, wenn Sie vorübergehend zu einer Freundin ziehen«, sagte Shirley mit einer Entschlossenheit, der kaum jemand zu widersprechen wagte.

Die geisterhafte Erscheinung verblich, bis sie gänzlich verschwand. Hektisch blickte ich mich im Raum um.

»Miss Wadsen und ich kümmern uns um Ihr kleines Problem«, sprach Shirley weiter, ohne etwas zu merken. »Wir melden uns, sobald Sie gefahrlos zurückkehren können. Führen Sie uns doch bitte nur zuerst durch Ihr Heim.«

Widerspruchslos fügte sich Mrs Bonfleur in ihr Schicksal. Es schien ihr gleichgültig zu sein, dass ihr gesamter Besitz in den Händen zweier Fremder verblieb. Hauptsache, sie konnte das Haus verlassen.

Ich versuchte der Atmosphäre des Hauses auf die Spur zu kommen. Es wirkte freudlos wie ein Grab. Wobei das Wort *Grab* nicht passte ... Eigentlich machte es den Eindruck eines Verstecks. Doch versteckte der Hausherr hier seine Frau – oder etwas anderes?

Jetzt war ich mir sicher, dass es sich bei dem geisterhaften Hausmädchen um die verschwundene Grace handelte, doch sie schien der einzige Geist hier zu sein. Dennoch wirkte

das Haus ... fremd. Nicht heimelig. Als hätten die Bewohner nur einen Zwischenstopp eingelegt und könnten jeden Moment aufbrechen.

Für den Herrn des Hauses mochte es zutreffen: Er hatte sich nach der Heirat eine Tätigkeit gesucht, die ihn häufig fortführte. Und seine Frau war allein zurückgeblieben, belauert von einem seltsam heulenden Wesen, das der Hausherr mit seinen halbherzigen Versuchen nie ganz hatte vertreiben können.

Bis diese Kreatur vor fünf Wochen das Hausmädchen Grace ermordet hatte? Kaum verwunderlich, dass Mrs Bonfleur sich nicht lange überreden ließ, eine Reisetasche zu packen. Auch wenn sie nichts von Graces grausamen Schicksal ahnte, dieses Haus war kein Ort, an dem man gerne allein wohnte.

Innerhalb kürzester Zeit hatte Shirley sie hinauskomplimentiert und ihr obendrein einen verschlossenen Umschlag mit einem Telegramm aufgeschwatzt.

Als wir endlich allein waren, sagte ich: »Das Hausmädchen Grace ist tot.«

»Ich weiß.« Shirley schien nicht überrascht. »Sie liegt rechts vorne in dem Beet.«

Sprachlos starrte ich sie an.

»Die Lavendelpflanzen neigen sich durch den Wind alle ein wenig zur Seite ... In einem kleinen Streifen ist dieses Muster jedoch durchbrochen. Da hat er die Pflanzen falsch herum wieder eingesetzt.«

»Bist du sicher, dass der Mann sie vergraben hat?«, fragte ich entsetzt.

»Er steckt auf jeden Fall mit drin«, sagte Shirley und ging systematisch die Schränke durch. »Immer wenn seine Frau sich zu sehr beklagte, wurde das Geheul gedämpft. Er hat irgendetwas – oder irgendwen – hier sicher verwahrt, immer wieder an anderen Orten, die besser verschlossen oder weiter weg waren. Doch wenn seine Frau ihm gesagt hätte, dass es nachts an ihrer Türe kratzt, wäre er heimgekommen – um es wieder umzusiedeln.«

Soviel hatte ich mir bereits zusammenge-reimt. Doch es half Shirley, ihre Gedanken zu sortieren, wenn sie mir ihre Schlussfolgerungen erläuterte, und mich beruhigte der Klang ihrer Stimme.

Vor allem an diesem unheimlichen Ort.

»Wie finden wir heraus, was es ist?«, fragte ich und blickte unbehaglich in das düstere Schlafgemach.

»Da wir nun wissen, dass jemand der Hausherrin nach dem Leben trachtet, dürfte es einfach sein«, sagte meine Partnerin vergnügt und gab mir einen überschwänglichen Kuss. »Du spielst den Köder, und ich schnappe es dann.«

Unruhig wälzte ich mich in dem fremden Bett von einer Seite auf die andere.

Noch nie hatte ich in einem so luxuriösen Gemach übernachtet. Die voluminösen Bettvorhänge und das im Raum hängende Parfüm der Hausherrin waren ein winziger Blick in ein Leben, das ich niemals führen konnte. Doch im Dunkeln auf einen Mörder zu warten war meinem Schlaf nicht gerade zuträglich.

Je mehr Zeit verstrich, desto intensiver spürte ich die Schwingungen des Hauses: Etwas Böses schien es vergiftet zu haben. All das Unglück, die Tränen und Ängste, die diese Wände gesehen hatten, schienen zugleich auf mich einzuprasseln.

Als die Uhr elf schlug, begann das Geheule. Es sprach etwas tief in mir an; vielleicht die Instinkte, die uns seit Jahrtausenden am Leben halten. Ich versuchte, mich auf das Geräusch zu konzentrieren: Es klang nicht menschlich, nicht tierisch ... und doch schien es einen tiefen Schmerz in die Welt hinauszuschreien, der über das rein Körperliche hinaus ging.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, bis die einzelnen Schläge kaum zu unterscheiden waren. Wie hatte unsere Klientin hier nur Nacht für Nacht schlafen können? Jede andere Frau hätte auf einem Umzug bestanden. Stattdessen lag ich hier, wie Mrs Bonfleur zuvor, und wartete ... auf den Tod.

Als etwas an die Türe kratzte, war es fast wie eine Erlösung. Shirley hätte aufgrund der Stofflichkeit des Eindringlings geschlussfolgert, dass es sich um einen Menschen handelte. Das erschien mir voreilig. Doch außer Poltergeistern fiel mir kein anderes stoffliches Wesen ein.

Es dauerte lange, sehr lange, bis das unkontrollierte Rütteln an der Türe stoppte und mit einem schabenden Geräusch die Türklinke

heruntergedrückt wurde. Ich war nahezu kopflos vor Angst und hieß meinen Mörder schon fast willkommen.

Das leise Quietschen, mit dem die Türe sich langsam öffnete, ließ mich beinahe die Beherrschung verlieren. Leises rasches Atmen drang an meine Ohren, von einem Wesen, das nicht glauben konnte, dass sich ihm diesmal kein Hindernis entgegenstellte.

Ein süßlicher, unangenehmer Geruch wehte zu mir herüber. Fäulnis.

Ich hatte es mir anders überlegt. Den Köder zu spielen war nichts für mich! Am liebsten wäre ich aufgesprungen, zum Teufel mit dem Plan! Doch überwältigende Angst lähmte mich.

Shirley hatte mir so oft gesagt, dass ich nicht zum Medium taugte. Früher glaubte sie, dass neben dem Rationalen nichts anderes existiere. Doch vielleicht hatte sie in einem anderen Sinne recht gehabt. Mir fehlte der Mut für solche Unternehmungen.

Eine Gestalt näherte sich, groß wie ein Mensch, und gab gierig schmatzende Laute von sich. Und doch konnte ich keinen Finger rühren.

In letzter Sekunde sprang Shirley hervor, ihre Pistole in der Hand, und feuerte auf die Kreatur. Sie zuckte unter dem Aufprall leicht zusammen, marschierte jedoch unbewegt weiter. Denn das war kein Mensch.

Zielstrebig krabbelte das Wesen auf mein Bett, und ich hörte, wie Zähne aufeinander klackten. Im Dunkeln versuchte ich, es auszumachen, doch ich konnte keine Augen glitzern sehen.

Shirley sprang mit einem Wutschrei auf es zu und hängte sich an seine Beine, doch das schien es nicht zu beschweren.

Unerbittlich schob es sich auf mich zu.

Da mein Tod so kurz bevorstand, nahm ich auf einmal alles eindrücklicher wahr. Unter dem Verwesungsgestank lag ein reicher, erdiger Geruch. Nun konnte ich meinen Angreifer sehen, trocken und ledrig wie eine Mumie. Die Augenhöhlen waren leer. Dennoch blieb sein Gesicht mir weiterhin zugewandt.

Shirley schrie voller Schmerz auf.

Gerade, als das Wesen nach meiner Kehle griff, fielen die Bettvorhänge hinunter. Durch-

scheinende Hände voller blasser Sommersprossen warfen ein Tuch um die Kreatur, die ihre Freundin und Herrin zu bedrohen schien. Beflügelt von ihrer Angst hatte Grace eine festere Form angenommen.

Am Ende des Bettes fluchte Shirley in einer unverständlichen Sprache.

*Ich war nicht allein.*

Mit allem Mut, den ich finden konnte, löste ich mich endlich aus meiner Starre und half der Geistfrau, das Wesen einzuwickeln. Shirley rappelte sich auf, ein Seil in den Händen, und begann fluchend, meinen Angreifer zu verschnüren. Zappelnd fiel er auf den Boden, konnte sich jedoch nicht aufrichten. Die Beine hatte Shirley bereits zusammengebunden.

Mit einem wütenden Gesichtsausdruck schlug Grace nach dem verschnürten Bündel, doch ihre Hand fuhr hindurch, ohne auf einen Widerstand zu treffen.

»Jane!«, brüllte meine Freundin, und stürzte zu mir.

Grace schaute mich erschrocken an und löste sich auf.

Hektisch zerrte Shirley an meiner Kleidung und suchte nach Verletzungen. Erleichtert brach sie an meiner Schulter zusammen. Warme Tropfen fielen auf meine Schultern.

»Aber ich bin doch nicht verletzt«, sagte ich und küsste vorsichtig ihre Schläfe.

Doch meine Freundin war nicht umsonst die beste Detektivin der Welt, rational bis zur Grenze der Gefühlskälte. Nach wenigen Momenten übernahm ihr Verstand wieder die Herrschaft. Sie sprang auf und trat immer wieder mit einem Fuß gegen das verschnürte, knurrende Bündel.

»Wir finden schon heraus, wie man dich töten kann!« Vielleicht war sie in diesem Moment nicht ganz so rational wie sonst ...

Sanft legte ich ihr die Hand auf die Schulter. »Wir sollten erst einmal herausfinden, was das ist und was es bezweckte.«

Shirley öffnete den Mund, schloss ihn wieder und sagte schließlich steif. »Wenn du darauf bestehst.« In ihren Augen schimmerte noch immer Mordlust.

Als der Morgen graute, wussten wir immer noch nicht mehr. Die Kreatur hatte die un-

gefährde Größe eines Menschen, ebenso menschliche Umrisse, und doch ähnelte sie mehr einem mumifizierten Leichnam.

Grace war erneut erschienen und musterte die Szene mit Misstrauen. Immer wieder griff sie an ihren Hals, an dem jetzt dunkle Male erschienen waren. Offenbar hatte das Ding sie erwürgt und mitnichten gebissen.

»Alles, was tötet und nicht davon frisst, hat ein anderes Motiv.« Shirley ging unzufrieden auf und ab und musterte die fremdartige Gestalt.

»Augen und Zunge sind verwest, und es ist generell in einem schlechten Zustand – aber nicht vollständig mumifiziert. Was steckt dahinter?«

»Magie«, schlug ich vor.

Im hellen Tageslicht, noch dazu gefesselt, wirkte die Kreatur nicht mehr so gefährlich. Grauererregend. Bemitleidenswert. Aber keine Gefahr für unser Leben.

»Vielleicht kann ich doch etwas versuchen«, sagte ich und zückte ein Stück Kreide.

Shirley rümpfte die Nase. »Nekromantie? Das hältst du für eine gute Idee?«

»Nun, man kann nicht sagen, dass das ... Wesen lebt, oder?«, sagte ich bissig.

Misstrauisch beobachtete Shirley, wie ich Schutzkreise auf den Läufer malte.

»Wahrscheinlich sollte ich Decken und Seil suchen, falls du es nicht unter Kontrolle bringst, sondern noch mehr von den Monstern auftauchen.«

»Ich verstehe mein Handwerk«, sagte ich ungeduldig.

Noch immer fiel es Shirley schwer zu akzeptieren, dass ich mit zusätzlichen Kräften ausgestattet war, die allem widersprachen, woran sie glaubte. Normalerweise vermied ich es, diese zur Schau zu stellen – und bei dem Kontakt mit Geistern waren nie viele Hilfsmittel erforderlich. Doch nun konnte ich es nicht verhindern, dass sie mit ansah, wie sehr ich mich verändert hatte.

Ich versuchte, mich zu konzentrieren und alles um mich herum auszublenden. Als ich die Vorbereitungen für ausreichend hielt, begann ich einen eintönigen Gesang, der schnell Wirkung zeigte. Die Gestalt hörte auf zu fauchen

und setzte sich gerade hin. Sie schien in die Ferne zu starren.

Ich stoppte meinen Gesang. »Wie lautet dein Name?«, fragte ich, doch es kamen nur unverständliche Laute.

Ich fluchte still. Wie sollte es auch ohne Zunge reden. Auf welchem Weg konnte ich eine Kommunikation erreichen?

Schließlich folgte ich meiner Eingebung und griff nach der verdorrten Hand. Ich konzentrierte mich auf mein Innerstes und bemühte mich, ebenso Kontakt aufzunehmen, wie ich es als Medium tun würde. Ich wusste nicht, ob jemals versucht wurde, so unterschiedliche Methoden zu kombinieren.

Mit einem Mal spürte ich einen Ruck, als würde ich aus meinem Körper gerissen.

*Mitten auf einem Feld voll duftendem Lavendel stehen zwei junge Menschen und halten sich an den Händen. Die Frau blickt ihn mit der leuchtenden, leidenschaftlichen Liebe an, die man nur einmal im Leben, beim ersten Mal, empfinden kann.*

*Der Mann spricht die traditionellen Worte einer Hochzeit. Allein in einem Blumenfeld.*

*Den Rest der Geschichte erzählt mir der gewölbte Bauch der Frau.*

*Er steckt ihr einen Ring an den Finger.*

*Mit leuchtenden Augen sieht sie ihn an: »Ich werde dich lieben, solange ich lebe«, sagt sie mit heiserer Stimme.*

*»Nicht auf ewig?«, fragt er enttäuscht.*

*»Auf ewig«, wiederholt sie und berührt dabei den Ring.*

*»Ich schwöre, für dich zu sorgen und dich zu lieben, solange du lebst«, sagt er feierlich und küsst sie sanft.*

*Auf einmal wirbelt alles um mich herum.*

*Ein einfaches Zimmer.*

*Viel zu viele Leute.*

*Schweiß.*

*Blut.*

*Die junge Frau, im Kindbett, immer schwächer. Während das Leben aus ihr weicht, tönt ihre Stimme in meinem Kopf.*

*Auf ewig.*

*Auf ewig.*

*Auf ewig ...*

Ein Ruck riss mich zu Boden.

Shirley kniete über mir und schlug mir leicht auf die Wange. Als mein Blickfeld sich klärte, veränderte sich ihr besorgtes Gesicht und wurde zornig.

»Jetzt hätte es dich doch beinahe gefressen!«, schrie sie wütend und zeigte auf das Wesen, das sich klagend vor und zurück wiegte und den Mund öffnete.

Ich richtete mich langsam auf und blickte die verwesene Kreatur an. Es blitzte vor meinen Augen, und ich sah für den Bruchteil eines Moments das trauernde junge Mädchen vor mir, dann dieses Ding, immer wieder im Wechsel, bis mir schwindelig wurde.

»Auf ewig«, flüsterte ich, und leises Geheul antwortete mir.

Shirley schüttelte mich, aber ich streifte ungeduldig ihre Hände ab.

»Sie musste ihm ewige Liebe schwören – deswegen ist sie noch hier! Das ungleiche Versprechen bindet sie.«

Shirley nickte, als würde sie es verstehen. Dann gestand sie sich schließlich ein, dass sie nicht mehr mitkam. »Das ist also die erste Frau des abwesenden Hausherrn?«, vergewisserte sie sich.

Ich nickte stumm.

»Und nur wegen ein paar Liebesworten läuft sie hier immer noch herum?«

»Worte sind kraftvoll«, sagte ich leise. »Im richtigen Moment und am richtigen Ort gesprochen.«

Shirley schüttelte abwehrend den Kopf und versuchte, Sinn aus dem Ganzen zu ziehen.

»Und sie greift seine neue Frau an, weil er ihr nicht die Treue gehalten hat?«

Die kleine Gestalt knurrte böseartig.

»Er hat ihr die Treue gehalten«, versuchte ich zu erklären. »Seine Liebesschwüre fielen nicht so allumfassend aus, wie das, was er von ihr forderte. Männer verlangen von Frauen immer mehr, als sie selbst zu geben bereit sind.« Meine Stimme klang bitter

Doch Shirley, die mit *jeglicher* Art von Emotionen ihre Schwierigkeiten hatte, ging nicht auf diese vielleicht zu harsche Verurteilung ein. »Also Rache.«

»Oder Eifersucht«, sagte ich. »Sie kann uns

leider nicht mehr antworten.«

»Weißt du, wie man sie von diesem Fluch befreien kann?«, fragte Shirley.

»Ich nehme an, sie muss sich ihrem Mann stellen und ihm vergeben«, sagte ich zögernd.

Grace verzog das Gesicht und begann wild zu gestikulieren. Zum ersten Mal war ich froh, dass wir sie nicht hören konnten.

»Vergeben?«, fragte Shirley mit ausdrucksloser Stimme.

Es tat gut, dass Shirley mich endlich als Autorität ansah – doch warum musste sie dann genau die Fragen stellen, auf die ich keine Antwort wusste?

Das charakteristische Pfeifen eines dampfgetriebenen Personenzugs ertönte vor dem Haus. Überrascht fuhr ich herum.

»Wie praktisch, dass Mr Bonfleur gleich zur Türe hereinkommt«, sagte Shirley mit einem triumphierenden Unterton.

Misstrauisch blickte ich sie an, doch bevor ich sie ins Kreuzverhör nehmen konnte, beantwortete sie meine Frage: »Vielleicht hat er ein Telegramm erhalten, das die Information übermittelte, die seine Frau vergaß: Diese seltsamen Geräusche waren genau an ihrer Schlafzimmertüre.«

Ein groß gewachsener, gut gekleideter Mann stürzte herein. Ein Mann von der Sorte, die immer alles bekamen, wonach sie gebieterisch verlangten. Mit einem wütenden Schrei stürzte er zu dem Stuhl mit den gefesselten Überresten seiner ersten Frau.

»Wie viele Riegel muss ich noch anbringen, damit du mich in Ruhe lässt?«, schrie er aufgebracht.

Die Gestalt gab aufgeregte Geräusche von sich, die bald in leises Wimmern übergingen. Flehentlich streckte sie die Hände aus.

»Ich sollte dich in den Schacht eines tiefen Brunnens werfen, da wirst du niemals herauskommen!«

Shirley trat vor und zog an dem Seil, welches das Wesen an den Stuhl fesselte. Mein Herz setzte einen Schlag aus, als es sich lockerte. Meine Freundin kannte sich meisterhaft mit Knoten aus, doch wenn ich gewusst hätte, dass die unglückselige Frau nur mit einem Schlingenknoten gefesselt dalag ...

»Verspüren Sie keine Reue?«, fragte Shirley, mit einer Stimme scharf wie Glassplitter.

»Wer sind Sie überhaupt?«, brüllte er wütend.

»Wir sind Ermittlerinnen und haben Ihrer Frau das Leben gerettet – Ihrer zweiten Frau. Für Ihre erste Ehefrau konnten wir leider nicht viel tun. Verspüren Sie keine Reue für das Leid, das Sie verursacht haben durch Ihre unbotmäßigen Forderungen?«

»Reue?«, rief Mr Bonfleur empört aus. »Reue! Ich habe einen Ozean überquert, um mir ein neues Leben aufzubauen, und dennoch kommt dieses Monster und zerstört alles!«

Grace manifestierte sich, und die Male an ihrem Hals leuchteten wie Feuer. Hasserfüllt blickte sie ihren früheren Dienstherrn an.

»Sie haben Ihre zweite Ehefrau in äußerster Gefahr gebracht«, sagte Shirley leise und reagierte nicht auf meine hektischen Handbewegungen. »Sie lebte in diesem Haus voller Angst, und es hat Sie nicht gekümmert.«

Jetzt sah Grace aus wie eine normale Frau. Ihre Wut auf den Hausherrn musste unermesslich sein, wenn sie eine derart stoffliche Form annehmen konnte. Grace blickte zu den Überresten der Frau, die ihre Dienstherrin bedroht hatte und selbst unter einem Bann stand, nickte ihr zu und bückte sich nach dem Läufer. Mit einem heftigen Ruck zog Grace daran, und Mr Bonfleur stürzte zu Boden.

Da sprang seine Jugendliebe auf seinen Brustkorb und würgte ihn heftig.

Ich schrie entsetzt auf, suchte nach einer Waffe und wollte mit bloßen Händen dazwischengehen, doch Shirley hielt mich umklammert.

»Wir können nichts tun«, sagte sie und streichelte zart über meine Wange.

Mit wildem Grollen zerrte er an dem Griff der verwesenen Gestalt, doch die Wut seiner verstorbenen Frau war zu groß und verlieh ihr unbezwingbare Kraft. Mr Bonfleur hatte keine Chance. Er schied nicht leise aus dem Leben. Bis zu seinem letzten Atemzug versuchte er zu brüllen und wehrte sich in einem aussichtslosen Kampf. Sein Gesicht lief dunkel an, und die Beine zuckten unwillkürlich; in einem unregelmäßigen Rhythmus trommelten die

Füße auf dem Boden.

Hass, Liebe, Verbitterung und Zorn – die geballte Macht der Empfindungen im Raum verschlug mir den Atem. Shirleys hartnäckige Umklammerung war unnötig, ich hätte mich gar nicht bewegen können.

Die Stille war eine Erlösung.

»Du hast ihn umgebracht«, flüsterte ich.

»Er hat seinen Tod selbst heraufbeschworen durch das Leid, das er über seine Mitmenschen brachte«, gab Shirley kalt zurück.

Entsetzt starrte ich sie an.

»Das war das Einzige, was wir tun konnten«, sagte Shirley. »Denk rational. Es gibt keine Möglichkeit, diese untote Frau zu erlösen oder den Fluch zu brechen. Ursache und Wirkung, mein Schatz. Rational betrachtet habe ich es nur beschleunigt und die eine Situation hervorgerufen, die Bonfleur seit Jahren verhindert hat. Wie viele Menschen hätten denn noch sterben sollen, bis er sich seiner Verantwortung stellt?«

Graces Gestalt wurde immer durchsichtiger, bis sie schließlich verschwand. Und seine untote Ehefrau verstummte. Sie stützte sich ab und blickte auf seinen leblosen Körper. Dann fiel ein Teil ihres Gesichtsfleisches hinab. Fauliger Geruch breitete sich aus. Innerhalb weniger Momente setzte der lang aufgeschobene Verwesungsprozess ein, bis nur noch Staub von ihr übrig blieb.

Reglos schaute ich auf den gebrochenen Blick des Mannes.

Shirley drückte sanft meine Schulter. »Ursache und Wirkung. Auch Magie und Flüche scheinen Gesetzen zu unterliegen, an denen wir nicht rütteln können.«

Sie ging ins Nebenzimmer und kam mit zwei Taschen wieder. Wann hatte sie unsere Sachen gepackt? Hatte ihr hyperrationaler Verstand einen solchen Ausgang vorhergesehen?

»Kein Grund, sich hier länger aufzuhalten, meine Liebe«, sagte sie mahnend.

»Wo willst du hin?«, fragte ich verstört. Allzu viele frisch Verstorbene waren mir noch nicht begegnet, aber sollte man nicht jemanden hinzurufen – wie den Bestatter oder die Polizei?

Shirley drehte sich um und runzelte die

Stirn. »Diese Entwicklungen sollten wir der Witwe lieber persönlich überbringen, dazu ein paar Hinweise im Umgang mit der Polizei. Es wird ihr nicht gut bekommen, wenn sie behauptet, ihr Mann sei von einer Toten ermordet worden.«

Zielstrebig steuerte sie auf das kupferfarbene glänzende Fahrzeug des Verstorbenen zu.

Ich blickte zurück zum Haus. Im Garten standen sich vor dem Lavendelbeet zwei durchscheinende Gestalten gegenüber, der Geist des Hausmädchens Grace und die dunkelhaarige junge Frau aus meiner Vision.

Die Fremde hob beschwichtigend ihre Hände.

Schmerz und Bedauern zogen über Graces Gesicht. Dann schloss sie die andere in ihre Arme.

Trotz all des Grauens, das sich in den letzten paar Stunden ereignet hatte, spürte ich nur Erleichterung. Die Geister von Mordopfern mussten ihr Schicksal annehmen und ihren Frieden mit dem Geschehen machen, bevor sie ihr bewusstes Erleben verloren und als rachsüchtige Kräfte keine Ruhe mehr fanden. Es schien, als könnte den beiden Frauen ein solches Schicksal erspart bleiben ...

»Jane!«

Ich fuhr herum.

»Lass uns losfahren, solange das Fahrzeug noch Betriebstemperatur hat.«

Nur zögerlich stieg ich in das matt glänzende Gefährt, zweifelsohne das Neueste, was die Technik zu bieten hatte. Doch ich fühlte mich wie in einem Kochkessel.

»Kannst du so etwas überhaupt fahren?«, fragte ich leicht nervös. In London hatte ich solche Geräte niemals gesehen. Ich bezweifelte, dass auch nur ein einziges über den Ozean exportiert worden war.

»Aber natürlich«, gab meine Freundin zurück. Sie zog ein paar Hebel und drückte einige Knöpfe, und ein beunruhigendes Zischen erklang. Die Nadel einer Anzeige bewegte sich zum Anschlag. Musste das so sein?

»Ich habe unzählige Monographien über die Nutzung von Dampfkraft geschrieben, und einige frühe Entwürfe der Fahrzeuge gesehen. Alles, was noch nicht dort enthalten war, kann

ich gewiss durch Abstraktion zuordnen.«

Shirley zog an einem Hebel, und das Gerät sauste rückwärts.

Ich hielt mich an meinem Sitz fest und schloss die Augen. Und ich öffnete sie erst wieder, als wir in New Orleans in einem Obststand landeten.

~ ~ ~

© Meara Finnegan | Erstveröffentlichung

© Illustration: Detlef Klewer (S. 29)

*Meara Finnegan* wurde 1983 im Rheinland geboren und veröffentlicht Kurzgeschichten in beinahe allen Subgenres der Phantastik – von *FunTasy* bis zu *Dystopien*. In letzter Zeit schreibt sie am häufigsten phantastische Krimis und wagt sich nächstes Jahr vielleicht an eine Romanveröffentlichung ... Oder lieber in dem Jahr danach?

<https://meara-finnegan.de>

KAIA ROSE

# IN RAUCH AUFGEANGEN

**A**ls meine Mutter von ihrer letzten Zeitreise zurückkam, war sie nicht mehr dieselbe. Auch bei früheren Gelegenheiten hatte sie nach ihrer Rückkehr nachdenklich oder bedrückt gewirkt, aber eine so gravierende Veränderung hatte ich nie zuvor an ihr wahrgenommen.

Wie immer stellte ich ihr keine Fragen – wenn sie erzählen wollte, würde sie es zum richtigen Zeitpunkt von sich aus tun –, aber ich machte mir Sorgen. Stundenlang saß sie in sich zusammengesunken auf der Terrasse, starrte stumpf vor sich hin und rauchte eine Zigarette nach der anderen – ausgerechnet meine Mutter, die abgesehen von frühen Jugendsünden nie einen Glimmstängel angerührt hatte! Beunruhigt beobachtete ich aus der Ferne die vertraute Gestalt, die um Jahre gealtert schien und eine Aura tiefer Resignation verströmte. Was mochte sie auf ihrer Reise Erschütterndes erlebt haben?

Hilflos wartete ich, in der Hoffnung, dass der Schatten eines Tages von ihr abfiel, dass sich ihre versteinerten Gesichtszüge wieder entspannen, das Leben in sie zurückkehren würde. Immer war es so gewesen – selbst, wenn sie von den Schlachtfeldern der Weltkriege oder aus den Vernichtungslagern des Dritten Reichs zurückgekehrt war. Die Wunden, die ihr auf solchen Reisen geschlagen wurden, hinterließen Spuren an Körper und Seele, das ja. Aber jedes Mal hatte sie sich irgendwann von dem Schrecken erholt und ihre Lebensfreude wiedergewonnen.

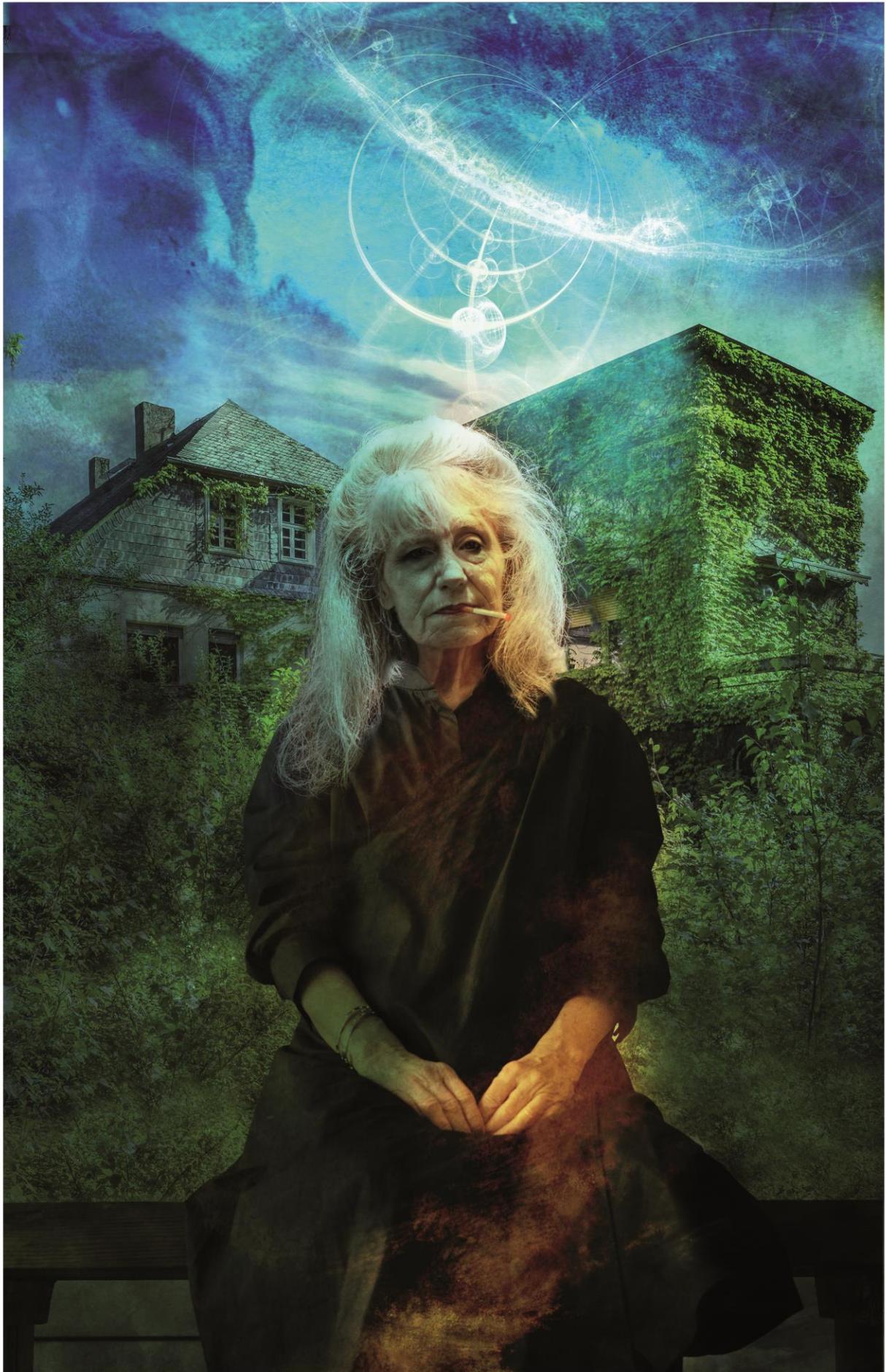
Doch diesmal zogen Monate ins Land, ohne dass meine Mutter zu ihrem alten Selbst zurückfand. Sie schien auch keine Reisen mehr zu unternehmen, und so sehr ich ihr unvermutetes Verschwinden in die Abgründe der Vergangenheit bisher gefürchtet hatte, so sehr hoffte ich jetzt darauf, dass ein neuerlicher Aufbruch in die Geschichte den Bann von ihr

nehmen würde. Doch entgegen ihrer bisherigen Gewohnheit blieb sie im Hier und Jetzt verhaftet; verharrte reglos auf der Terrasse, bei jedem Wetter, eingehüllt in eine Wolke Rauch. Ich konnte mir nicht erklären, was sie dazu bewogen hatte, auf ihre alten Tage plötzlich zur Zigarette zu greifen – und dann gleich mit dieser Verbissenheit. Als habe sie den Entschluss gefasst, so viel Teer wie möglich in ihre Lungen zu pumpen, um Selbstmord auf Raten zu begehen.

Nachdem dieser Gedanke zum ersten Mal Form in mir angenommen hatte, breitete er sich wie Gift in meinem Bewusstsein aus. Schließlich erschien er mir als sichere Gewissheit: Meine Mutter setzte alles daran, ihr Leben zu verkürzen. Aber warum? Was hatte von einem Tag auf den anderen ihren Lebenswillen gebrochen?

Von depressivem Naturell war sie nicht – im Gegenteil. Oft kehrte sie von ihren Ausflügen in die Vergangenheit sogar fröhlich und beschwingt zurück, lief manchmal auf mich zu, umarmte mich mit einer Heftigkeit, die ich nicht mehr von ihr gewohnt war, und wiegte mich in ihren Armen. Es kam vor, dass sie sich auf eine spielerische Balgerei einließ, ein Lied trällerte oder Koseworte gurrte, die mich an meine frühe Kindheit erinnerten. Später erfuhr ich, dass sie tatsächlich in die ersten Jahre unseres Familienlebens gereist war oder auch in ihre eigene Jugend. Diese Art von Ausflügen wirkte wie eine Verjüngungskur, und noch Wochen später schien sie frisch und energiegeladener, als wären Jahrzehnte von ihr abgefallen.

Doch mit den Jahren kam sie immer häufiger nachdenklich und in sich gekehrt von ihren Reisen zurück. Sprach wenig, hielt nur schweigend meine Hand, und zuweilen standen Tränen in ihren Augen.



Aber irgendwann kamen die Worte, und stockend erzählte sie mir von Krieg und Vertreibung, Gefangenschaft und Flucht. Dunkle, schwere Geschichten, deren Last für eine Weile von meiner Mutter auf mich übergriff und uns beide zu Boden drückte. Wir trugen dieses Los gemeinsam. Wichtig war nur, dass sie mich teilhaben ließ an ihren Erlebnissen.

Bis vor drei Monaten. Sie verließ uns, während wir gerade beim Sonntagsessen zusammensaßen. Für ein paar Stunden nur, unvorhergesehen und spontan wie seit eh und je, um sich spätabends wieder in ihrem Schlafzimmer einzufinden. Ich dachte mir nicht viel dabei.

Aber danach änderte sich anders. Sie sprach nicht mehr mit mir, verweigerte jegliche Kommunikation – nicht einmal ihre Schwester, die doch das Erbe der Zeitreisen mit ihr teilte und aus eigener Erfahrung wusste, was meine Mutter durchmachte, ließ sie an sich heran. Mit zunehmender Besorgnis wurde mir bewusst, dass etwas Entscheidendes geschehen sein musste. Dass ihre letzte Reise ihr – und womöglich auch uns – zum Verhängnis geworden war.

Eines Tages fasste ich mir ein Herz, zog meinen Stuhl näher an sie heran und setzte mich, den beißenden Gestank nach Nikotin und ungewaschenem Haar ignorierend, an ihre Seite. Ich wollte ihre Hand ergreifen, die – greisenhaft dürr und zittrig, die Fingerspitzen gelb verfärbt – in ihrem Schoß lag. Aber ich konnte mich nicht überwinden. Stattdessen legte ich meine Hand auf ihren Unterarm, krampfhaft bemüht, das in mir aufkeimende Gefühl von Ekel und Scham nicht überhand nehmen zu lassen.

Meine Mutter wandte den Kopf nicht, ließ mich mit keiner Regung wissen, ob sie meine Anwesenheit wahrnahm. Auch ich blickte ihr nicht ins Gesicht, sondern starrte geradeaus in den Garten, dessen duftende Farbenpracht ihre düstere Resignation zu verhöhnen schien. Lange rang ich nach den richtigen Worten. Schließlich brach es unvermittelt aus mir hervor, mit einer rauen, harten Stimme, die ich erst als die meine erkannte, als meine Mutter mir langsam ihren müden Blick zuwandte:

»Was hast du gesehen – letztes Mal?«

Wir wussten beide, dass ich von ihrer jüngsten Reise sprach.

Ein paar Sekunden lang blickte sie mich schweigend an, dann schüttelte sie bedächtig den Kopf. Ihr Blick – grenzenlos traurig – ließ mich frösteln. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf, ob ich ihr Geheimnis wirklich lüften wollte. Würde mich das, was sie so aus der Bahn geworfen hatte, nicht ebenso erschüttern? Aber nun war ich schon einmal so weit gegangen, hatte dieses schwierige Gespräch auf mich genommen und wollte keinen Rückzieher machen. Also schaute ich ihr fest in die Augen und wartete auf ihre Antwort.

Meine Mutter ließ sich durch mein unausgesprochenes Drängen nicht provozieren. Nur ein leiser Seufzer, kaum wahrnehmbar, deutete darauf hin, dass sich überhaupt etwas in ihr regte.

Als sie endlich zu sprechen begann, zuckte ich zusammen. Obwohl ich die ganze Zeit über ungeduldig auf ihre Äußerung gewartet hatte, traf mich der Klang ihrer Stimme – brüchig wie altes Papier – unvorbereitet. War das wirklich dieselbe Person, die noch vor ein paar Monaten singend in der Küche gestanden und mit unerschöpflicher Energie Marmelade eingekocht hatte?

Viel war es nicht, was sie von sich gab, aber die wenigen Worte reichten aus, um mir kalte Schauer über den Rücken zu jagen.

»Sophie«, sagte sie mit dieser fremden, welken Stimme. »Es ist Sophie.«

Unwillkürlich zuckte ich zurück. Meine Hand rutschte wie von selbst von ihrem Arm.

»Wie – Sophie?«

Was in Gottes Namen sollte meine vierjährige Tochter mit der besorgniserregenden Gemütsverfassung meiner Mutter zu tun haben?

Während mein Verstand noch hartnäckig darum kämpfte, sein Territorium zu sichern und sich gegen irrationale Ängste zu wehren, reagierte mein Körper instinktiv auf die Botschaft, die er vernommen hatte. Der Schweiß brach mir aus allen Poren, meine Hände begannen zu zittern, und ich fühlte mein Herz heftig im Brustkorb schlagen. Um Fassung ringend drang ich neuerlich, diesmal heftig auf meine Mutter ein:

»Sag schon, was hast du gesehen? Was ist mit Sophie?«

Ihr wunder Blick schnitt mir wie Messer in die Eingeweide. Als Todesengel erschien mir meine Mutter mit einem Mal, gehüllt in eine Aura von Verhängnis und Schmerz. In diesem Moment wünschte ich mir nichts sehnlicher, als dass sie schweigen und ihr düsteres Geheimnis mit ins Grab nehmen möge.

Aber meine Frage stand im Raum, und es lag nicht in der Art meiner Mutter, die Wahrheit auf dem Altar einer schönen Lüge zum Opfer zu bringen. Noch nie hatte sie sich davor gedrückt, mir Rede und Antwort zu stehen – mochte es ihr noch so schwerfallen.

»Sie ist acht«, begann sie stockend. »Zweite Klasse Grundschule... Sie sieht so süß aus mit ihren Zöpfen und den vielen Sommersprossen!« Der Anflug eines Lächelns huschte über ihr Gesicht.

»Moment!« Mein Gehirn ratterte auf Hochtour. Handelte es sich womöglich um ein Missverständnis? Meine Tochter – ihre Enkelin – war im März gerade erst vier geworden, und von Zöpfen konnte keine Rede sein. Mit ihrer Bubifrisur wurde Sophie ganz im Gegenteil regelmäßig für einen Jungen gehalten. Was auch immer meine Mutter auf ihrer Reise erlebt hatte – konnte es ein anderes Kind betreffen als meine Tochter?

Meine Gedanken erratend, schüttelte sie traurig den Kopf. Ihre knochige Hand tastete nach meiner, fand diese schlaff im Schoß liegend und drückte sie zärtlich.

Ich wollte weiter fragen – nach dem Ziel der Zeitreise und dem Grund ihrer Erschütterung – aber meine Stimme versagte. Nur ein heiseres Krächzen kam heraus. Meine Mutter verstand es dennoch.

»Ich war in der Zukunft«, berichtete sie leise.

Obwohl ich es inzwischen geahnt hatte, sog ich scharf die Luft ein. Nie zuvor war sie in kommende Zeiten gereist! Immer hatte sie sich in unterschiedlichen Epochen ihrer eigenen Vergangenheit oder der Weltgeschichte wiedergefunden. Wie war es möglich, dass sie plötzlich in die andere Richtung reiste – in eine Gegenwart, die noch nicht stattgefunden hatte?

Für einen Augenblick überwog mein wissenschaftliches Interesse die Angst.

Mit gerunzelten Brauen starrte ich meine Mutter an. Wieder erriet sie meine unausgesprochenen Gedanken, und der Anflug eines Lächelns zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab.

»Es ist wahr«, versicherte sie mir. »Auch wenn du mir nicht glaubst. Wie es dazu gekommen ist, kann ich mir selbst nicht erklären. Aber ich war wirklich dort. Ich habe dich gesehen – dünn bist du geworden – und mich...«

Bei den letzten Worten verdüsterte sich ihre Miene. Ohne es zu bemerken, wechselte sie bei ihrer Schilderung in die Gegenwart. »Ich sitze im Rollstuhl, kann mich kaum bewegen ... Schmerzen überall. Keine Ahnung, was passiert ist – ein Schlaganfall vielleicht?« Sie hob den Kopf, starrte mich mit scharfem Blick an, wie um mich zur Rede zu stellen.

Hilflos schüttelte ich den Kopf. Ihre Weissagung machte mir nicht weniger Angst als ihr. Was erwartete uns? Welche Karten hielt das Schicksal für uns bereit? Doch das Wichtigste hatte sie noch nicht erzählt. »Sophie – was ist mit Sophie?«, drängte ich mit rauer Stimme.

»Sie ist ... Sie war ...« Meine Mutter rang die knochigen Hände, doch Mitleid konnte ich mir in diesem Moment nicht leisten. Am liebsten hätte ich sie an den Schultern gepackt und geschüttelt. Was würde mit meiner Tochter geschehen – vier Jahre in der Zukunft?

Mühsam beherrscht, presste ich heraus: »Na los, sag es endlich!«

Meine Mutter nickte. Ich konnte sehen, wie viel Überwindung es sie kostete, die nächsten Sätze auszusprechen. Doch schließlich klang ihre Stimme beherrscht und sachlich, als sie mir erklärte, dass meine Tochter im Alter von acht Jahren auf dem Heimweg von der Schule – auf einem Fußgängerübergang – von einem Lastwagen überfahren werden würde.

Ich war es, die zusammenbrach. Die aufschrie, mit den Fäusten auf den eigenen Körper einschlug, sich hysterisch kreischend auf ihrem Stuhl krümmte.

Mit linkischen Bewegungen bemühte sich meine Mutter, mich aufzurichten, zu umarmen, mir Trost zu spenden. Aber ich stieß sie weg, hatte nur Hass für sie übrig.

»Kassandra!«, schrie ich ihr ein um das andere Mal ins Gesicht. »Was hast du davon, mein Leben zu zerstören? Fühlst du dich jetzt besser?«

Was sie darauf antwortete – ob sie überhaupt antwortete –, weiß ich bis heute nicht. Zerfetzt von wahnsinnigem Schmerz, vermochte ich nicht, irgendetwas anderes wahrzunehmen als die grenzenlose Qual, die mich von innen verbrannte.

Bis zu diesem Tag waren wir eine weitgehend harmonische, im Rahmen des Erwartbaren glückliche Familie gewesen. Aber meine Mutter hatte mit einem Schlag alles zunichte gemacht. Nie wieder würde ich auch nur eine Minute unbeschwerter Freude genießen können, denn von nun an stünde jeder Augenblick unter dem grässlichsten aller Damoklesschwerter – der Aussicht auf den Verlust meines Kindes.

Ein wahnwitziger Gedanke keimte in mir auf und verschaffte sich Raum, bevor ich ihn zurückdrängen konnte: Womöglich gab es mehrere Versionen der Zukunft? Nicht nur diejenige, die meine Mutter gesehen hatte? Was, wenn ich in der Gegenwart eine Handlung setzte, die das von meiner Mutter erlebte Zukunftsszenario unmöglich machte? Könnte ich auf diese Art in die Geschehnisse eingreifen? Meinem Kind das Leben retten?

Innerhalb weniger Sekunden war es entschieden: Meine Mutter musste aus der Welt geschafft werden! Sie hatte sich selbst gesehen in der unerträglichen Version der Zukunft, deren Eintreten ich verhindern musste. Möglicherweise würde mit ihr auch der Rest des Schreckensszenarios untergehen.

Sobald der Plan gefasst war, wurde ich ruhiger, sah wieder klarer. Der Unfall würde nie geschehen. Ich würde ihn verhindern und die Kontrolle über mein Leben behalten.

Die Pupillen meiner Mutter weiteten sich, als sie den Entschluss in meinen Augen las. Dennoch wehrte sie sich nicht. Wir wussten beide, ich würde wesentlich schneller erledigen, wozu die Zigaretten viele Jahre benötigt hätten. Der Seufzer, den sie ausstieß, als ich ihr das Kissen auf das Gesicht drückte, hatte beinahe etwas Erleichtertes. Sie durfte die Ver-

antwortung abgeben. Würde den Tod ihres Enkelkinds nicht miterleben. Und auch die körperlichen Schmerzen, die Lähmung, die hilflose Angewiesenheit auf andere, die sie in ihrer Zukunftsvision vorhergesehen hatte, blieben ihr erspart.

In den wenigen Minuten, die ich, das Kissen in der Hand, über sie gebeugt stand, und sie ihre letzten gequälten Atemzüge tat, wussten wir beide, dass sie das leichtere Los von uns beiden trug. Denn sie hatte es hiermit überstanden.

Über das, was danach kam, möchte ich nicht viel reden. Die Jahre in Haft. Die wöchentlichen Besuche meiner Tochter, die alles waren, wofür ich lebte. Zu einem aufgeweckten Schulkind sah ich sie heranwachsen. Auf ihrer Nase bildeten sich niedliche Sommersprossen, und bei ihrem letzten Besuch trug sie die Haare zu abstehenden Zöpfen geflochten. Ich musste an Pippi Langstrumpf denken und beglückwünschte meinen Mann zu der Fertigkeit, die er im Flechten entwickelt hatte. Aus seinem betretenen Gesichtsausdruck schloss ich, dass die Zöpfe nicht sein Werk waren. Im ersten Moment versetzte es mir einen Stich, doch dann sagte ich mir, dass eine weibliche Bezugsperson wichtig für Sophie sei.

Dann kam sie nicht mehr. Ein Auto hatte sie erfasst, auf dem Schulweg, mitten am Fußgängerübergang. Sekundenschlaf, stellte der Sachverständige fest. Der Schülerlotse, der den Übergang freigegeben hatte, sprang gerade noch rechtzeitig aus der Fahrspur des ungebremsten Lastwagens. Das Kind hingegen reagierte nicht schnell genug.

Es ist nicht meine Schuld, sagt die Anstaltspsychologin. Natürlich nicht. Ich habe alles getan, um es zu verhindern. Und dennoch versagt. Ich sitze in meiner Zelle und starre die weiß gestrichene Wand an. So viel unnütze Zeit. Zeit, die es nicht wert ist, auf ihr Vergehen zu warten.

Meine einzigen Höhepunkte sind die Reisen. Dieses Erbe muss plötzlich aus jahrzehntelangem Schlummer erwacht sein. Am meisten liebe ich jene, die mich in meine Vergangenheit führen. Dann nehme ich Sophie auf

den Schoß, schlinge die Arme um ihre schmalen Schultern und drücke sie so fest, dass sie übermütig quietscht.

Manchmal begegne ich auch meiner Mutter. Wir blicken einander in die Augen, und endlich verstehen wir, was wir einander schon immer sagen wollten. Nach so langer Zeit. Ich ziehe meinen Stuhl neben ihren, und dann sitzen wir gemeinsam auf meiner Terrasse. Starren gedankenverloren in die Blütenpracht und paffen vor uns hin.

Es sind diese Momente, für die ich lebe.

~ ~ ~

© Kaia Rosa | Wiederveröffentlichung  
© Illustration: Detlef Klewer (S. 29)

Über Langeweile hat **Kaia Rose** selten zu klagen, denn als Managerin und vierfache Mutter führt die 1974 geborene Wienerin ein facettenreiches Leben. Ihre vielfältigen Eindrücke und Erfahrungen verarbeitet sie in Lyrik- und Prosaerwerken, die mehrfach ausgezeichnet wurden. Neben zahlreichen Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und zwei Gedichtbänden, die bei den Radioplanet Berlin Awards 2020 und 2021 prämiert wurden, stammen die Schauernovelle »Schlechtes Karma« und die Kriminovelle »In bester Gesellschaft« (beide Arunya Verlag) aus ihrer Feder. Weitere Informationen unter [www.kaiarose.at](http://www.kaiarose.at) sowie auf ihrer Facebook-Seite @kaiaroseautorin, ihrem Instagram-Profil @kaia\_rose\_autorin und ihrem YouTube-Kanal.

SECHZEHN GESCHICHTEN, NEUN BÜCHER,  
EIN UNIVERSUM - 200 JAHRE KOLONISATION.



**KOLONIE  
WELTEN**  
2050 - 2265

Ein Hard-Sci-Fi-Epos von Galax Acheronian

Mehrmals nominiert für den Kurd Laßwitz-Preis und  
den Deutschen Science Fiction Preis.

# MANHATTAN 2059: ETERNITY

FIKTIV-INTERVIEW MIT LIBERTY | SARAH LUTTER



**In 2058 spielte Mike die Hauptrolle, in 2059 stehst du im Mittelpunkt – mit all deinen Problemen. Nervt es dich im Fokus zu stehen?**

Ich habe früher alles in mich reingefressen und niemandem gezeigt, wie es wirklich in mir aussieht. Jeder glaubt, mich könne nichts erschüttern und ich sei immer gut drauf. Die toughe, coole Liberty. Das ist das Bild, das ich allen zeige. Ob es mich nervt? Ich kann es dir nicht sagen, weil ich es nicht weiß.

Vielleicht war es gut, mich anders zu zeigen, vielleicht habe ich mir damit auf lange Sicht aber auch selbst in den Hintern getreten. Eine klare Antwort kann ich dir nicht geben. Vielleicht irgendwann mal.

**Ohne Technik geht in Manhattan nichts. Was würdest du an einem technikkfreien Tag tun?**

Auf jeden Fall ausschlafen. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wie es ist, einfach liegen zu bleiben und sich die Decke über den Kopf zu ziehen. Danach gäbe es ein gutes Frühstück, mit echten Zutaten. Kirschmarmelade. Die liebe ich. Und dann geh ich ans Meer und höre den Wellen beim Rauschen zu und denke dabei an gar nichts. Ich glaube, das wäre der perfekte, technikkfreie Tag für mich.

**Nach den Pillen in 2058 geht es nun mit den *Bleeding Bells* hoch her. Was kannst du über ihre Gefahren sagen?**

Das Zeug ist ein Abfallprodukt der Blue Balls. Der reinste Mist. Billig und in Massen vorhanden macht es schnell abhängig. Man ritzt sich die Haut auf und träufelt es sich in die blutende Wunde. So gelangt es schnell in die Blutbahn und von dort aus ins Gehirn.

Du fühlst dich dann unwiderstehlich und unbesiegbar, siehst Farben viel klarer und hörst Geräusche viel intensiver. Ist ähnlich wie bei Melly Jelly. Ein trügerisch gutes Gefühl, denn du bekommst schnell Wahnvorstellungen, du kannst blind werden, oder bekommst spastisches Muskelzucken. Mit der Zeit wird das immer intensiver, und schließlich versagen die Organe. Du spuckst Blut, und das war es dann. Du verreckst elendig.

**Du gerätst im Laufe der Geschichte zwischen die Fronten eines Bandenkriegs. Hastest du jemals Sorgen, ob du überlebst?**

Ich glaube, wenn ich mir ständig Sorgen machen würde, könnte ich diesen Job nicht machen. Ich gebe zu: Es gibt Momente, da habe ich

Todesangst, da ist es dann wichtig zu funktionieren und die richtigen Leute an der Seite zu haben. Ich habe schon viel Mist überlebt, und ich bin ehrlich, ich möchte nicht sterben. Wenn es aber soweit sein sollte, dann hoffe ich, dass es schnell geht. Aber bisher (*sie klopft sich gegen die Schläfe*) habe ich Glück gehabt. Ich hoffe, dass das noch eine Weile so bleibt.

**Welche technische Spielerei würdest du dir wünschen?**

Manchmal würde ich mir eine Zeitmaschine wünschen. Zum einen würde ich gern sehen, was die Zukunft bringt. Nachsehen, ob wir Menschen irgendwann die Kurve kriegen oder ob wir uns am Ende doch alle selbst ausgerottet haben. Aber am liebsten würde ich in der Zeit zurückreisen. Dinge geraderücken, die bei mir falsch gelaufen sind. (*Grinst*) Und ich würde mir ein paar LPs besorgen, die heute ein Vermögen wert sind. Die würde ich dann verkaufen und mich von dem Geld irgendwo zur Ruhe setzen, wo mich niemand kennt und ich niemanden sehen muss.

**Daniel, Bonny, Mike ... An manchen Tagen machen uns die Mitmenschen fertig. Wie fährst du dich runter?**

Wenn ich abschalten will, setzte ich mich in mein Air C, lande auf irgendeinem Dach mit Blick auf den East River, mache Musik an, warte auf die Nacht und sehe rüber nach Manhattan. Die Lichter, die Geräusche. Wenn ich da oben auf dem Dach bin, kommt mir das alles so unglaublich weit weg vor. Dann bin ich kein Teil davon, sondern stehe darüber. Diese Distanz gibt mir Zeit zum Nachdenken, und dabei komme ich runter. Manchmal hilft auch ein Glas Whiskey. (*Grinst*)

**In deinem Job hast du mit den unterschiedlichsten Menschen zu tun. Welche liegen dir am wenigsten?**

Na, was glaubst du? Am wenigsten liegen mir die, die versuchen, mich umzubringen. Wenn du mal in den Lauf einer Pistole geschaut hast,

wirst du genau verstehen, was ich meine. Die nächsten in der Liste sind die, die sich einen Dreck um andere scheren und nur ihr eigenes Ding durchziehen – koste es, was es wolle. Dabei ist es völlig egal, ob das ein Mudhead ist, der einen Store überfällt, um seine Sucht zu finanzieren, oder die Bosse in den Konzernen, die nur ihre Bilanzen im Kopf haben. Ich, ich, ich. Dieser Egoismus kotzt mich an.

**Bei all dem Elend: Gibt es noch irgendetwas, was dich schrecken kann?**

Weißt du, ich habe als Cop wirklich schon verdammt viel gesehen, und ich denke mir oft, schlimmer kann es nicht mehr kommen, und dann passiert es doch und zeigt mir, dass ich mich geirrt habe. Es gibt nichts, was sich Menschen nicht antun würden. Die Gründe dafür sind vielfältig, aber das Ergebnis ist oft daselbe. Und wenn du dann an einen Tatort kommst, wappnest du dich, da du nie weißt, was dich erwartet.

Irgendwann kommt dann der Punkt, an dem hast du zu viele ausgeweidete Leichen gesehen, zu viel Grausamkeit. Dann wird es Zeit sich in mein Air C zu setzen und auf irgendeinem Dach zu landen, um auf Manhattan zu sehen. Das hilft ... manchmal ... aber leider nicht immer gegen die Alpträume, die sich in meinem Kopf festgesetzt haben und immer dann rauskommen, wenn ich glaube die Bilder verarbeitet zu haben.

Es wird jetzt einfach Zeit brauchen, die letzten Wochen waren heftig. Ich brauche jetzt Ruhe. Ich danke dir für das Interview... (*Lächelt*)

**Manhattan 2059: Eternity**

**Dan Adams**

beBeyond (Bastei Lübbe AG)

E-Book | ISBN: 978-3-751716-28-4

Auch als Hörbuch erhältlich

*Redaktioneller Hinweis: Dieses fiktive Interview wurde von der Weltenportal-Reporterin mit dem Autor Dan Adams geführt.*

# DER TOD KOMMT AUF ZAHNRÄDERN

EIN WERKSTATTBERICHT IN DREI AKTEN | YVONNE TUNNAT

Zum BuCon im Oktober 2022 erschien eine schicke Steampunk-Anthologie mit fünfzehn Geschichten, aus denen es dampft und teilweise auch ordentlich blutet. Wie aber kam es überhaupt zu dieser Anthologie und wieso bin ich erstmalig Mitherausgeberin?



*»Die futuristisch verfremdete Hochtechnologie von anno dazumal wirkt liebenswürdig-altmodisch, und sie ist handfest und erweckt den Anschein der Allgemeinverständlichkeit.«*

**Karlheinz Steinmüller**  
*Die dampfbetriebene Antiutopie*  
(*Streifzüge*, S. 99)



© Yvonne Tunnat (l.), Janika Rehak (r.)

Seit rund vierzig Jahren gibt es das Genre des Steampunks, das im viktorianischen Zeitalter spielt und vom Fortschritt ohne Computerviren oder Bugs lebt.

Dampfen sollte es, futuristisch sollte es sein und an vielen Stellen progressiv. Und vor allem: Bietet uns gute, spannende Geschichten mit plastischen Figuren.

Die Anthologie wurde von Janika Rehak und mir, Yvonne Tunnat, herausgegeben und ist im Amrûn-Verlag erschienen. Ihr Titel lautet: *Der Tod kommt auf Zahnrädern*.

## **Akt 1: Wie eine Rezensitionsanfrage zu einer Anthologie führen kann**

Ich bin eigentlich Rezensentin und begeisterte Autorin von Kurzprosa. Mitte 2021 vermittelte mich Michael Schmidt, der Herausgeber des Horror-Magazins *Zwielicht*, an Marianne Labisch, die gerade eine Steampunk-Anthologie (*Die Fahrt der Steampunk Queen*) herausgebracht hatte, für eine Rezension. Ich rezen-

sierte recht ausführlich, da mir die Auswahl ausnehmend gut gefiel. Mithilfe von Mariannes Tipps verbreitete ich meine Rezension weiter als nur auf meinem eigenen Blog, unter anderem über den EDFC, der an einen riesigen Kreis von Interessierten regelmäßig PDFs mit Rezensionen verschickt.

Dadurch wurde ein Verleger auf mich aufmerksam und wandte sich an mich mit der Frage, ob ich nicht Lust hätte, eine Steampunk-Anthologie herauszugeben. Spontan und begeistert fragte ich einige Leute, ob sie Lust hätten, mitzumachen oder auch mit herauszugeben. Ich sammelte fast nur erfreute Zusagen ein und hatte rasch ein Team zusammen, das in der Lage sein würde, eine der besten Anthologien der jüngeren Vergangenheit zu diesem Thema beizusteuern.

Menschen zu fragen, ob sie an einer Anthologie mitwirken möchten, ist der spaßigste Teil.

Wir hatten die Deadline ein halbes Jahr entfernt gesetzt, so dass alle genügend Zeit hatten, eine Story zu entwerfen. Eine Längenvorgabe machten wir nicht, auch keine Themeneinschränkung. Nur Steampunk musste es sein.

## **Akt 2: Es knirscht, dampft und raucht leider nicht nur in den Stories**

Neunzehn Autor:innen hatten zugesagt und vermutlich teilweise schon zu schreiben begonnen, da kamen große Zweifel zum Verlag auf. Offenbar ließ dieser nicht selbst drucken, alles lief über Print on Demand. Das hieß, dass wir jedes Print-Belegexemplar an die Beteiligten selbst hätten zahlen müssen, ganz zu schweigen von Rezensionsexemplaren. Zwar war eine Gewinnbeteiligung vorgesehen, aber mit einem Belegexemplar kommt man bei einer Anthologie zu einem Nischenthema vermutlich besser weg als mit ein paar Cents Tantiemen.

Auch das Korrektorat und der Buchsatz, die der Verlag übernehmen wollte, überzeugten uns nicht, als wir bereits veröffentlichte Bücher begutachteten. Zudem hatte dieser Verlag keine Erfahrung mit Anthologien und war in der Szene nicht vernetzt. Egal, wen man fragte: Niemand kannte den Verlag. Umgekehrt wuss-

te auch der Verlag nichts über das Zielpublikum und die Szene, und es wurde klar, dass die ganze Werbung an uns hängen bleiben würde. Zwar waren wir alle gut vernetzt, aber so gar keine Unterstützung seitens des Verlags war zu ernüchternd.

Was tun?

Wir hatten ja die Autor:innen schon mobilisiert. Wie würde es wirken, wenn wir nun allen wieder absagten?

Keine gute Idee, zumal wir ja Lust auf das Projekt hatten.

Wir sagten also mutig dem Verlag ab (die Wege trennten sich im Guten) und machten uns auf die Suche nach einem neuen. Einem, der sich in der Szene auskannte und entsprechend Werbung platzieren würde. Verlagssuche war eigentlich ein Thema, das ich so rasch nicht auf meiner Agenda haben wollte!

Natürlich haben die meisten Verlage ein bereits sehr volles Programm, und wenn man dann im Winter 2021 fragt »Wie sieht es aus mit einer Anthologie im Herbst 2022?«, wird man nicht gerade wie der Weihnachtsmann behandelt. Denn selbst wenn wir den Löwenanteil der Vorarbeit erledigen, bleiben ja immer noch Buchsatz, Druck, Bewerbung und viele Details mehr zu tun für den Kleinverlag, der nicht selten aus nur einer motivierten Person besteht.

Dankenswerterweise sagte uns Jürgen vom Amrûn Verlag zu, selbst ein Steampunk-Fan.

Vier der eingeschickten Texte entsprachen nicht ganz dem, was wir uns vorgestellt hatten. Das war zum größten Teil unsere Verantwortung, wir hatten allen ja freie Hand gelassen.

Wenn man jemanden einlädt, ist eine Absage aus meiner Sicht die letzte Notlösung. Was aber tun, wenn ein Text (noch) gar nicht passt? Einen Autor baten wir um einen Alternativtext, der auch rechtzeitig kam, und für den ursprünglich an uns geschickten Text hat er mittlerweile auch ein Zuhause gefunden. Ein anderer Autor sprang uns leider im Laufe der Kommunikation ab. Einem dritten sagten wir ersatzlos ab. Ein vierter hatte seinen Text zeitgleich zusätzlich woanders eingereicht, und als er von dort eine Zusage bekam, zog er diese Veröffentlichung vor.

Mit allen anderen starteten wir mehrere Runden des Lektorats, wobei wir auf Kommunikation und Kompromiss setzten: Ja, es stehen unsere Namen auf dem Cover, aber das letzte Wort zur Geschichte hat der/die Autor:in.

Für das Korrektorat holten wir uns einen Profi an Bord, Julian Bodenstein. Trotz mehrerer vorausgegangener Durchläufe, in denen wir etliche offensichtliche Tipp-, Zeichen- und Grammatikfehler beseitigt hatten, fand Julian in seinen Korrektoratsdurchläufen noch eine teilweise erstaunlich hohe Anzahl an Fehlern. Ich bin nun restlos überzeugt, dass ein Profi-Korrektorat niemals fehlen darf und das Geld dafür an der falschen Stelle gespart wäre.

Schön auch, wenn man die Deadline auf Mitte August setzt und direkt davor die Kita drei Wochen lang geschlossen hat und beide Herausgeberinnen insgesamt drei Kita-Kinder zu betreuen haben. Das waren hektische Stunden am Morgen oder späten Abend.

### **Akt 3: Da schließt sich das Zahnrad**

Um die Anthologie endlich in die Welt zu entlassen, gilt es, die Reichweite aller Beteiligten zu nutzen, damit sie davon erzählen, und die in mehr als zwei Jahren aufgebauten eigenen Verbindungen zu nutzen, um fundierte Rezensionen zu erhalten, Lesungen zu organisieren und Inhalte in den sozialen Medien zu teilen.

Auch Marianne Labisch hat eine Rezension zugesagt, so schließt sich der Kreis wieder.

Als persönliches Fazit ziehe ich, dass ich so rasch keine Anthologie mehr herausgeben werde. Das hat viel mehr Zeit benötigt, als ich vorher für möglich gehalten hätte. Aber nach zwei, drei Jahren Pause kann ich mir das durchaus wieder vorstellen. Dann würde ich allerdings einiges anders machen.

Ich habe viel gelernt, tolle neue Menschen kennengelernt, drei neue Autor:innen entdeckt, die ich definitiv im Auge behalten möchte, erfahren, was ein Profi-Korrektorat leisten kann, und, das Wichtigste: Ich kenne jetzt mal die andere Seite des Zauns.

Immer nur Anthologien zu lesen und alles, was weniger gelungen ist, zu bejammern, ist ziem-

lich einfach: Ein paar Stunden lesen, nachdenken und rezensieren. Selbst meine mühevollen, ausführlichen Rezensionen trage ich selten länger als zwei Wochen mit mir herum.

Als Mitherausgeberin für *Der Tod kommt auf Zahnrädern* tätig zu sein, hat mich dagegen etwa ein Jahr meines Lebens beschäftigt, natürlich nicht jeden Tag, aber zeitweise doch sehr intensiv.

Es ist leicht, die Auswahl der Geschichten zu kritisieren oder den fehlenden Feinschliff. Selbst dafür zu sorgen, dass nur supergute Storys erscheinen und diese auch noch im besten Gewand, ist eine völlig andere Nummer.

Es tat mir ganz gut, das mal zu erleben, das macht mich im Herzen etwas offener für die Arbeit anderer.

Mit viel Sorgfalt und Liebe zum Detail an so ein Projekt zu gehen, halte ich für wichtig – und respektvoll den Lesenden und nicht zuletzt auch den Autor:innen gegenüber. Jede beteiligte Person sollte am Ende ein Produkt in Händen halten, auf das sie stolz sein kann und das sie mit voller Brust weiterempfehlen möchte.

Es hat alles rechtzeitig geklappt, und nun sehen wir freudig der nächsten Phase entgegen: Werbung, Marketing, Rezensionen, Austausch mit dem Publikum und den Mitwirkenden.

Wir freuen uns auf euch.

#### **Der Tod kommt auf Zahnrädern**

Hrsg.: Yvonne Tunnat, Janika Rehak

TB, 300 Seiten

ISBN: 978-3-958695-00-9

#### **Mit Geschichten von:**

Angelika Brox | Lina Thiede | Michael Schmidt |  
Tessa Maelle | Carolin Gmyrek | Aiki Mira | Galax  
Acheronian | Janika Rehak | Thorsten Küper | Uwe  
Post | Frederic Brake | Jol Rosenberg | Yvonne  
Tunnat | Oliver Bayer | Uwe Herrmann

# FANTASY VOM LITERATURNOBELPREISTRÄGER

Kazuo Ishiguros *Der begrabene Riese* | DAVID A. LINDSAM



© Kazuo Ishiguro

## 1. Unter Generalverdacht

Fantasy als vermeintliches Nischen-Genre mit einem typischen Szene-Publikum wird von der klassischen Literaturkritik nur müde belächelt oder schlicht ignoriert. Von solchen Werken wie *Der Herr der Ringe* oder *Harry Potter* hat man in diesen Kreisen natürlich schon vernommen, aber in den Reportagen der Öffentlich-Rechtlichen und in den Feuilletons der großen Zeitungen hört und liest man nie über Fantasy-Bücher, es sei denn, es handelt sich um eben jene Weltbestseller, um die man einfach aufgrund der großen Leserschaft nicht komplett herumkommt.

Was aber, wenn ein mit dem Nobelpreis für Literatur bedachter Autor sein Buch im epischen Frühmittelalter zur Zeit des sagenumwobenen König Artus spielen lässt und wenn neben Rittern und Mönchen auch Wichtel, Kobolde, Oger und Drachen diese Welt bevölkern? Was, wenn zu allem Überfluss die Protagonisten eine beschwerliche Reise antreten, um den mysteriösen Schleier des Vergessens zu lüften? Dann graben die bekannten Literatursachverständigen ihre alten Vorurteile aus und quittieren den Ausflug auf missliebigen Terrain mit miserablen Kritiken. Bitter. Dabei wurde *Der begrabene Riese* in Fantasy-Kreisen noch nicht einmal als Werk dieses Genres wahrgenommen oder gar rezensiert ...

Mir drängen sich einige böse Fragen auf: Steht das Genre Fantasy etwa unter Generalverdacht, weniger »Literatur« zu sein? Ist der Kosmos von Literatur so weit von dem Universum der Fantasy entfernt, dass unendliche Lichtjahre Abstand eine Begegnung unmöglich erscheinen lassen?

Nur weil Wesen auftauchen, die in einem rationalistischen Weltbild keinen Platz mehr haben: Kann eine solche Erzählung nicht komplex und realistisch widerspiegeln, was die grundmenschlichen Themen sind? Muss ein Buch zwangsläufig auf dem Niveau des vielbeschworenen Groschenromans stehen, weil es nach physikalischen Gesetzen nicht nachvollziehbare Handlungsstränge bietet? Und ist alles nur schnöder Eskapismus, wenn eine ganz andere Welt erschaffen wird als die des gewohnten modernen Alltags?

Kann doch nicht so sein, oder? – Schauen wir mal genauer hin.

## 2. Literatur mit Breite und Tiefe

### *Das Gesamtwerk*

Der sonst erfolgsverwöhnte englische Autor Kazuo Ishiguro (geb. 1954 in Japan) mag ähnlich irritiert gewesen sein, als sein achttes Buch, *Der begrabene Riese*, von der Kritik in einigen Punkten »Fantasy« getadelt wurde. Bisher war es sein Markenzeichen, die unterschiedlichsten Werke verfasst zu haben, aber immer große Literatur zu bieten.

Angefangen hat Kazuo Ishiguro seine schriftstellerische Karriere, indem er sich mit dem katastrophalen Drama seines Heimatlandes beschäftigte: *Damals in Nagasaki* (engl. *A Pale View of Hills*, 1982).

Das prominent verfilmte (1995) *Was vom Tage übrigblieb* (1989) lässt hinter die Kulissen des englischen Adelshaus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts blicken. Der Butler Mr. Ste-

vens dient loyal seiner Lordschaft bei dem zweifelhaften Bemühen, die deutschen Nationalsozialisten mit hohen Vertretern der britischen Politik in Kontakt zu bringen. Wie vergeblich sein Wirken als oberster Bediensteter letztlich ist und wie ihm sein Ehrenkodex eine mögliche Liebe verstellt, reflektiert er erst Jahre später nach dem Krieg. Für mich eine der schönsten Geschichten in der Literatur, die viel schillernder ist, als die wenigen Sätze darüber wiedergeben können.

Ein weiteres Werk, *Alles, was wir geben mussten* (engl. *Never Let Me Go*) spielt in der Zukunft und ist ein fast dystopischer Roman. Klone, die als Ersatzteillager für Reiche dienen, begehren erfolglos gegen ihr Schicksal auf. Was Stoff für einen SciFi-Thriller wäre, ist eher als traurige Liebesgeschichte umgesetzt. Das letzte Buch von 2021 schließlich, *Klara und die Sonne*, setzt sich mit dem Thema KI in der Zukunft auseinander – Kinder wachsen mit künstlichen Freunden auf.

Für sein literarisches Schaffen erhielt Kazuo Ishiguro 2017 den Nobelpreis für Literatur. Als Verdienst gilt, dass er »in Romanen von starker emotionaler Wirkung den Abgrund in unserer vermeintlichen Verbundenheit mit der Welt aufgedeckt hat« (Pressemitteilung des Nobelpreises). Das wäre nicht mein hervorzuhebender Punkt, aber ich kann bestätigen, dass sich die Vielfalt der Themen jeweils perfekt in der sprachlichen Gestaltung widerspiegelt.

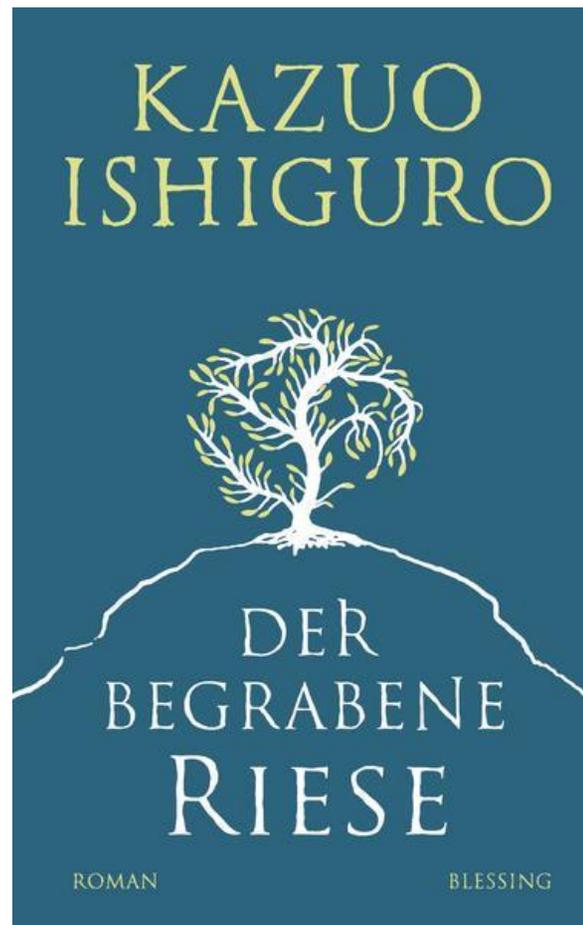
### *Der begrabene Riese*

*Der begrabene Riese* – ein Roman mit 10 Jahren Abstand zu seinem Vorgänger – erschien 2015. Lag eine Schaffenskrise dazwischen oder war es nur die Vorbereitung für das ultimative Werk? Wer weiß ... Warum ist Ishiguro ausgerechnet mit einem fantastischen Werk zurückgekehrt? Ursprünglich plante er einen Roman über das »zerfallende Jugoslawien«, verlegte es dann aber in eine Zeit, über die niemand viel weiß und dem Autor damit maximale Freiheit lässt.

Seine *Ausgangsfrage* war: *Wie kann es sein, dass in einer Nation, in der die Menschen verschiedener Traditionen und Religionen anschei-*

*nend gelernt haben, friedlich nebeneinander zu existieren und sogar freundlich miteinander umzugehen, plötzlich irgendetwas passiert – oftmals ausgelöst von dunklen Erinnerungen an eine eigentlich in der Vergangenheit liegende Feindschaft – und grauenhafte Gewalt bricht aus?»* (Interview 2017).

Das klingt nicht nach Fantasy. Interessant, was Ishiguro da macht. Und trotzdem ist es Fantasy. Das will ich kurz veranschaulichen.



### 3. Drachenqueste um den Schleier des Vergessens

In guter englischer Manier versetzt uns Ishiguro gleich zu Beginn von *Der begrabene Riese* durch eine direkte Leseransprache und einen Vergleich mit der Moderne zurück in die sagenumwobene Zeit von König Artus, was souverän die auktoriale, allwissende Erzählweise etabliert. Und auch das fantastische Setting wird noch auf der ersten Seite vorbereitet, indem ganz nebenbei von Ogern (die in der deutschen Übersetzung Menschfresser heißen) be-

richtet wird, deren mörderischen Umtriebe kaum einen Beitrag zur hohen Sterblichkeit der damaligen Menschen leisteten. Wir lernen »Axl« und »Beatrice« kennen, die »der Einfachheit halber« so genannt werden ... Alle Signale deuten darauf hin: Hier soll eine erfundene Geschichte erzählt werden, die in einer Welt spielt, die ganz anders ist als die unsere.

### *Der Weg der Erkenntnis*

Das Paar Axl und Beatrice wird in ihrer Dorfgemeinschaft nicht gut behandelt, sie ahnen, dass es einmal anders war und fragen sich, warum sie so viel vergessen haben. Lebt ihr Sohn nicht in der Nähe? Was ist nur los mit der Erinnerung? Sie beschließen, sich auf die Suche nach ihrem Sohn zu begeben, bereiten sich vor und überqueren eines Tages die große Ebene, finden Schutz vor Dämonen und einem Gewitter in einem alten Haus und treffen dort zwei Menschen. Die alte Frau klagt den Fährmann des Betrugs an. Nachdem Axl den Streit geschlichtet hat, gelangt das Paar in ein Dorf, das in Aufruhr ist, weil Oger mehrere Menschen getötet haben. Ein sächsischer Krieger, der zufällig dort weilt, hilft den Dorfbewohnern, erschlägt die Oger und rettet einen Jungen aus der Gefangenschaft, doch dieser trägt eine Wunde und wird verdächtigt, nun ebenfalls zum Monster zu werden.

Aus Mildtätigkeit nimmt das britannische Paar den ausgestoßenen Jungen mit auf ihre Reise. Der sächsische Krieger Wistan begleitet sie. Bei einem Zwischenhalt in einem Kloster erfahren sie von einem alten Mönch, dass das Vergessen ein Zauber ist, der wie ein Fluch über dem ganzen Land liegt und dereinst von Merlin gewoben wurde, um den Krieg zwischen Britanniern und Sachsen zu beenden. Der Drache Querig wirkt den Nebel des Vergessens – ihn gilt es zu töten, um das Land davon zu befreien. Ritter Gawain, den die Gruppe unterwegs aufgegabelt hat, warnt vor einer solchen Tat. Würde mit der Erinnerung nicht der einstige Hass wieder aufbrechen? Auch das alte Ehepaar fragt sich, ob ihre Liebe wirklich so ungetrübt war. Was, wenn die Erinnerung Schändliches hervorbrächte?

Der Abt des Klosters und der hiesige britannische Fürst misstrauen dem sächsischen Krieger Wistan und stellen ihn im Kampf – das Paar wird mit dem Jungen unter falschem Vorwand von einem Mönch in alte Gänge unter dem Kloster geführt, wo sie Gawain vor einem Ungeheuer rettet. Axl und Beatrice gehen danach ihrer Wege, werden von Kobolden bedrängt und kommen zu einem Haus mit Waisenkindern, die eine Ziege mit Gift füttern, um sie einem Drachen zum Fraß zu geben. Die beiden werden sich durch die Kinder wieder ihrer Aufgabe bewusst, bringen die vergiftete Ziege zum »Steinmal des Riesen« und werden dort Zeuge, wie Wistan zuerst den sich als Hüter des Drachens zu erkennen gebenden Gawain tötet und dann dem ausgemergelten Drachen Querig den Kopf abschlägt. Der sächsische Krieger will, dass alle Greuel der Britanniern wieder in Erinnerung kommen, und prophezeit die Eroberung des Landes durch die Sachsen.

Auch Beatrice und Axl erinnern sich nun wieder an vieles. Axel war einst ein hoher Herr im Dienste von Artus ... Und die Ehe der beiden ist nicht immer nur gut gelaufen. Dennoch hat die Liebe Bestand. Aber ihr Sohn ist tot. Als sie zu der Insel übersetzen, auf der er gewohnt hat, verweigert der Fährmann Axl die Überfahrt. Nur Beatrice überschreitet die Grenze und lässt ihren Axl zurück ...

### *Die fantastische Welt*

Wenn hier kein *Weltenbau* betrieben wird wie im *High Fantasy*, gebe ich meinen Rezensions-Blog auf. Typischer geht's doch gar nicht, oder? Wir verfolgen ganz eindeutig das Schicksal eines Ehepaars, das sich vordergründig auf die Suche nach ihrem Sohn macht, jedoch von Anfang an ahnt, dass die Reise eine sehr viel tiefere Bedeutung hat, dass beide die verlorene Erinnerung wieder erlangen wollen und sollen, die durch Merlins Zauber in einem Nebel des Vergessens untergegangen ist, der – wie sie im Lauf der Zeit erfahren – von einem Drachen ausgesandt wird.

Das ist die altbekannte *Queste*, die Heldenreise, an deren Ende der Sieg über das Untier steht

und die Welt von ihrer Geißel befreit wird. Und genau so endet die Erzählung. Der Drache ist zwar schon altersschwach und wehrlos, aber mit seinem Tod verschwinden der Zauber und die Macht des Vergessens, die über allem gelegen hat.

In dieser Geschichte glauben die Menschen nicht nur an Geister und übernatürliche Wesen, sie deuten nicht nur natürliche Phänomene oder Traumhaftes als etwas Magisches (was man *magischen Realismus* nennen könnte), nein, das Auftreten von Wesen wie Oger, Hexen, Kobolde, Höllenhunde und nicht zuletzt mehrerer Drachen ist expliziter Bestandteil der Handlung, nicht anders als in jeder anderen Fantasy auch.

Die geschilderten Kämpfe – von denen es nicht wenige gibt – haben »Sword-and-Sorcery«-Qualitäten. Man merkt dem Autor allerdings auf diesem Gebiet seine japanischen Wurzeln an. Die Annäherung der Kontrahenten dauert in guter Samurai-Tradition ewig lang. Sie lauern, beobachten und reden, wohingegen der Schlagabtausch selbst in kürzester Zeit dem mental Überlegenen zum Sieg verhilft.

Das Ambiente insgesamt ist so nah an der epischen Schreibkunst eines George A. A. Martin wie es nur sein kann: Verrat und Ränke unter den Rittern der Tafelrunde schufen eine Situation, in der die Britannier die einstigen sächsischen Feinde unterdrücken, aber der Verrat ist nicht vollständig vergessen, der Hass lodert noch und wird sich wieder Bahn brechen. Verstrickt sind darin Ritter Gawain und Axl, der früher Berater von König Artus war. Auf der anderen Seite steht Wistan, ein Sachse, der auf Rache sinnt.

Und auch an Schauerelementen wie dystopischer Stimmung fehlt es nicht: sich selbst kasteiende und raffiniert mordende Mönche, Oger, deren abgetrennte Gliedmaßen noch weiterleben, verborgene Gänge unter einer uralten Wehranlage, in denen ein finsternes Monster haust, eine Ebene voll von Dämonen, eine alte Hexe, die Kaninchen häutet (und mehrfach vorkommt) ... und nicht zuletzt der immer wiederkehrende Fährmann, der zugleich auf mehr verweist ...

#### 4. Mehr als Fantasy

Warum sollte gerade ein Fährmann den Hinweis liefern, dass es in dem Roman um mehr geht als auf der fantastischen Ebene erzählt wird?

##### *Eine Allegorie*

Literaturtheoretisch nennt man das den *allegorischen* Charakter einer Geschichte, die auch noch für etwas anderes steht, auf das hin man sie deuten kann oder soll.

Was bietet sich an?

*Hass und Vorurteile*, die plötzlich aufbrechen, wenn ein bestimmtes Ereignis alle Erinnerung wieder hervorkehrt und der Krieg ausbricht. So geschehen im Kosovo. Ein schwer zu verstehendes Geschehen, das fast einem mysteriösen Fluch gleichkommt – das ist der begrabene Riese. Wäre es für eine Versöhnung zwischen den unter Jugoslawien zusammengepressten Gruppen nicht ein Segen, wenn sie vergessen könnten? Für Kazuo Ishiguro war dies der Anlass für seinen Roman.

*Liebe*, die in ihrer Substanz nie ungetrübt bleibt. Immer gibt es Enttäuschungen. Dennoch kann die Liebe nur bestehen, wenn man nicht vergisst – in guten wie in schlechten Tagen –, das gehört dazu und darf nicht ausgeblendet werden. Dieser Erzählfaden ist minutiös bei dem Ehepaar Beatrice und Axl angelegt und vermag etliche Gedanken anzustoßen.

Der *Tod*. Er ist immer präsent. In britischer, aber auch schon viel älterer Tradition ist der Fährmann ein Sinnbild für den Übergang. Zerstört er alles, was vorher war? Trennt er? Oder geleitet er nur zu neuen Ufern, die fortsetzen, was im Diesseits begonnen wurde?

##### *Der kleine, aber feine Unterschied?*

Mir persönlich gibt diese allegorische Dimension des Werks, die vom Autor ganz bewusst in bestimmten Elementen angelegt ist, nicht viel. Es ist ein intellektuelles Spiel, das interessant erscheint und eine neue Bedeutungsebene eröffnet, die moderne und vielleicht tiefsinnige-

re Interpretationen zulässt. Manchmal war sogar mein Lesefluss gestört, weil zu offensichtlich wurde, dass es jetzt nicht um das geht, um was es zu gehen scheint ... Man kann dieses gesponnene Geflecht an Assoziationen aber ebenso als virtuos empfinden.

*Der begrabene Riese* ist wunderbar detailliert und in sich aus Motiven und Handlung stimmig, was für mich einen Teil der literarischen Qualität ausmacht. Auf der planen Ebene wurde ein hervorragend gelungener Fantasy-Roman gestaltet, wie auch der Autor und Literaturrezensent Daniel Kehlmann schreibt: Dieses Buch ist für den Autor ein »Ausflug (...) in das Genre der Fantasyliteratur«. Mir hätte das genügt. Aber für ein Publikum, das »Literatur« erwartet, scheint dies nicht ganz ausreichend zu sein.

Ehrlich gesagt: Selbst, wenn ein Roman nicht bewusst als Allegorie angelegt ist, zeigt sich oft eine weitere Ebene, die moderne Interpretationen zulässt. Liegt ja im Auge des Betrachters, wenn ein Werk nur genügend Tiefgang und Komplexität besitzt. Und das gilt für Ishiguros Werk genauso wie für mach andere Autor:innen. Auch von Fantasy. Den Unterschied macht die feinsinnig treffende Sprache, die nur leider vom Publikum dieses Genres oft nicht verlangt oder geschätzt wird.

Ich kann nur sagen: Bitte lest *Der begrabene Riese*!

#### *Ein Meister steht über dem Genre*

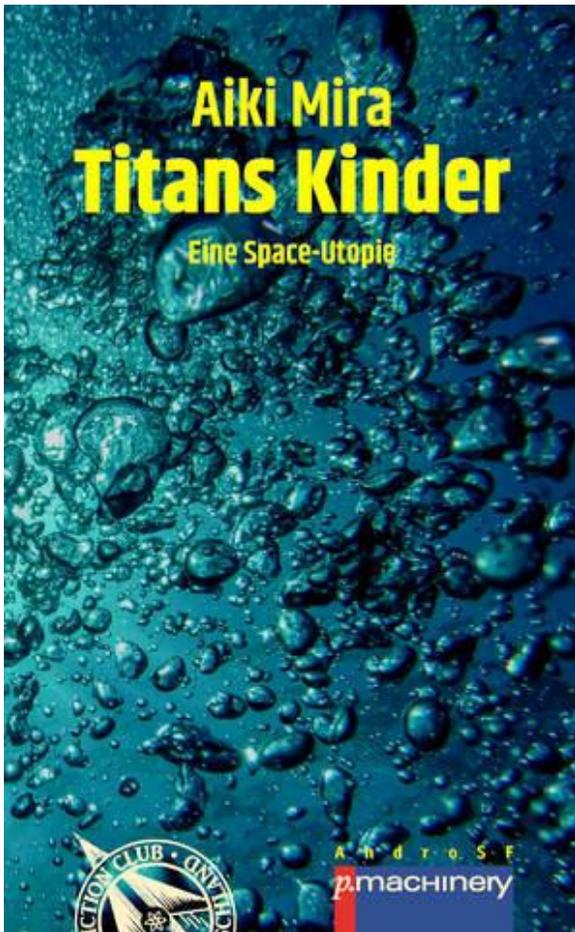
Übrigens philosophierte der Nobelpreisträger gemeinsam mit dem Erfolgsautor Neil Gaiman in einem interessanten Gespräch darüber, dass so etwas wie »Genre« nur die Erfindung von marktorientiert arbeitenden Verlagen ist, um ein Publikum möglichst schnell und treffsicher zu bedienen, aber keine Kategorie des literarischen Schaffens aus Sicht eines Autors.

Literarische Qualität hängt also sicher nicht am Genre. Und auch die Fantasy braucht sich nicht zu verstecken, wenn sie ebenso fantasievoll wie sprachlich präzise geschrieben ist und mit ihrer Geschichte zu faszinieren versteht. Und dann auch auf mehr hindeutet ...

#### **Weiterführende Informationen:**

- Das Gespräch zwischen Neil Gaiman und Kazuo Ishiguro:  
<https://bit.ly/3erthUK>
- Sabine Peschel im Interview mit dem Autor: <https://bit.ly/3VphlmX>
- Daniel Kehlmann:  
<https://bit.ly/3CuE6Nx>

AIKI MIRA  
TITANS KINDER



Aiki Mira hat für das Jahr 2021 sowohl den DSFP als auch den KLP mit der Kurzgeschichte *Utopie-27* gewonnen. *Titans Kinder* ist der erste Roman der Autorin.

Die Crew, bestehend aus Sunita (Ingenieurin), Rain (Bioinformatikerin) und Marlon (Mädchen für alles), macht sich auf den Weg zum Titan, um einem unspezifischen Notruf nachzugehen. Marlon, aus dessen Sicht zunächst erzählt wird, erfährt aber erst davon, vorher war er davon ausgegangen, dass ihr Ziel der Mars ist.

Auf Titan angekommen, stellen sie fest, dass die dortige, dreiköpfige Crew weder vollzählig noch unversehrt ist. Gleichzeitig entdecken sie die außerirdische Fauna. Trotz der Widrigkeiten bauen sie sich dort ein Leben auf.

Nach drei Jahren auf dem Titan kommt es erneut zu einigen Wendungen, da drei Besucher den Titan erreichen und Rain ein womöglich außerirdisches Wesen findet, das sie für ein Kind hält.

Außerdem wird nach und nach aufgedeckt, wie sich die Figuren nach einiger Zeit auf dem Titan verändern, auch körperlich, sogar genetisch.

Meiner Ansicht nach fügt dieser Roman einigen wichtigen SF-Themen und allgemeinen Prosathemen so einiges hinzu:

- Erstkontakt
- außerirdische Fauna
- Morde auf engem Raum
- Space-Symbiose
- Wahlfamilie
- diverse Persönlichkeiten (Selbstverständnis von Menschen)
- Anpassungen an fremde Lebensräume (gab es schon bei *Der vierte Mond* von Kathleen Weise, da war es auch gut gemacht)
- Gaming mit einer KI

Die Story folgt dabei einem roten Faden und baut die phantastische Welt nach und nach auf. Bei dem vermeintlich außerirdischen Kind wurde mein Phantastik-Muskel sehr gefordert, die Erklärung fand ich später einleuchtend.

Ein großes Plus des Romans sind die Figuren, obwohl man kaum etwas über ihre Vergangenheit erfährt. Rains schwierige Kindheit wird angedeutet. Die soziale Herkunft ist klar, ebenfalls die Heimat, Auswanderung in der Jugend/Kindheit ist ein Thema für die meisten Hauptfiguren.

Auch wenn man wenig über das vorherige Leben der Figuren erfährt, werden sie für mich sehr plastisch. Vor allem Rain, aber auch Marlon und Verve und sogar die Figuren, die im zweiten Teil ab Seite 75 dazukommen.

Alles spielt auf der Reise zwischen Mars und Titan (kurz) und auf dem Saturnmond selbst. Daher erfahren wir recht wenig über die Erde. Die Informationen stecken fast schon unter als zwischen den Zeilen. Selten gibt das Buch ein wenig Aufschluss: *Auf der Erde war der Verzehr von Tieren in weiten Teilen verboten. Einzige Ausnahme bildeten Insekten.* Dementsprechend zögerlich beginnen die Figuren auf dem Titan, die dortigen Fische zu essen.

Auch wird im Hintergrund deutlich, dass die Themen Flucht und Auswanderung auf der Erde mehr und mehr an Bedeutung gewonnen

haben (selbst im Vergleich zu unserer jetzigen Gegenwart). Der Titan und das Leben dort hingegen werden ausführlich beschrieben.

Die Sprache hat mir außerordentlich gut gefallen, hier ein paar Stellen, die ich besonders genossen habe:

*Die Härchen auf seinen Armen und Beinen richteten sich auf, als wollten sie davonschwimmen. Das ist mein Erstkontakt! Euphorie und Staunen schwemmen seinen Körper.*

*Als Marlon und Verve die Eiskammer betraten, hatte sich um Rains Kopf eine Lache gebildet. Aus echtem Blut, durchfuhr es Marlon. In einer Farbe, die aufschrie vom Boden. (Warum sollte es auch nicht echtes Blut sein? Rain ist ein echter Mensch. Hier wird Marlons Unglaube geschickt gezeigt. Außerdem wird die Farbe personalisiert.)*

*Dabei fielen ihr die feinen Pünktchen an seiner Schläfe auf. Leberflecken, die in ihrer Anordnung an eine Galaxie erinnerten.*

Insgesamt fällt mir auf, dass die Autorx großartig über Gefühle schreiben kann. Nicht nur über Trauer, sondern auch über Angst, Liebe, Zugehörigkeitsgefühle (wie Familie und Wahlfamilie), Neid und sogar Mordlust. Egal wie komplex oder schwierig das Gefühl der Figur auch sein mag, die Autorx hält drauf und zeigt uns, was in ihrem Innern passiert.

Für mich geht es in dem Roman vordergründig um Familie und Heimat. Und zwar sowohl um das, was ich dabei erwarte, als auch das, was ich nicht unbedingt erwarten würde. Plus, es geht um Veränderung. Was verändert mich? Inwiefern? Hier nicht nur die klassische Figurenentwicklung, sondern auch körperliche Veränderung.

Was ist mit den hintergründigeren, eher versteckten Themen?

Was macht mich als Mensch aus? Liebe? Sexualität, das Bedürfnis nach Nähe? Beziehungen?

Was ist Identität und wie sehe ich mich selbst, wie sehen mich andere? Das wäre ein Nebenthema.

Wie sieht sich der Mörder selbst? Wie wird er von anderen gesehen, und was macht das mit ihnen?

Das Thema Mitglieder einer Space-Symbiose als Familie ist in der Space Opera zwar alles andere als neu, aber hier auf eine für mich neue Art und Weise beleuchtet: Wenn es drei Personen gibt, die diese Symbiose bilden, und zwei davon beginnen, sexuelle Kommunikation dazu zu nehmen, die dritte Person ist aber asexuell und möchte dabei nicht mitmachen – was macht das dann mit dieser Symbiose?

Am Ende kommt noch einiges zum Thema Kommunikation, und die angedeutete Lösung für ein bestimmtes Problem fand ich ausreichend interessant, um mir zu wünschen, dass die Autorx ein anderes Mal zu diesem Setting zurückkehrt und das Thema weiter aufbohrt.

## Figuren

**Marlon Khoury:** Marlon ist ein untypischer Held, und nur auf den ersten Blick ein »männlicher, weißer, able-bodied Hetero-Cis-Held«, die in der SF oft zu finden sind. Auf den zweiten Blick leidet er unter Migräne, die ihn auch komplett ausknocken kann, und er ist nicht hetero, auch wenn ich ihn zunächst so gelesen hatte. Er ist pansexuell und nicht grundsätzlich auf Frauen beschränkt, auch wenn sein hier szenisch geschildertes Interesse sich hauptsächlich (aber nicht nur) auf zwei Frauen konzentriert.

Er hat oft Schwierigkeiten, die Rolle des muskulösen Helden auszufüllen, und weicht vom Klischee in vielen Punkten ab. Ich bin ihm gern gefolgt. Er steht in der Hierarchie deutlich unter Sunita und Rain und hadert damit. Zudem zeigt er durchaus Schwächen, sogar kurz vor dem Sex mit Sunita – eine menschliche, gut beobachtete Szene. Er hat den Drang, Menschen zu retten, das kommt äußerst sympathisch rüber, manchmal wie die Parodie des typischen Helden, der er gern wäre: *Marlon konnte es sich nicht verkneifen, sie alle erneut daran zu erinnern: »Hey, Leute, wenn was schief läuft, kümmere ich mich!«*

Die fünf Flugjahre werden aus seiner Sicht nicht problematisiert. Die lange Zeit, die sie zu

dritt auf engem Raum verbracht haben, und ihre Konsequenzen werden aus Rains Blickwinkel plastischer dargestellt. Aus Marlons Sicht heißt es nur: »Nach so vielen Jahren waren sie endlich angekommen!«. Das kann man so interpretieren, dass die Autorx absichtlich den Unterschied zwischen Marlons Wahrnehmung und (etwas später) Rains zeigen möchte. Rain ist tiefschichtiger.

Marlon ist aus Berlin, wirkt naiv und ist aus Sunitas Sicht rein vom Äußeren her »Männlichkeit in Großbuchstaben«. Die Autorx geht auch mit dieser Figur liebevoll um.

Er hat keine wissenschaftliche Ausbildung. In seiner Zeit auf dem Titan hat er sich in Maschinenbau weitergebildet, und er kennt sich gut mit Fitness aus. Offiziell ist er eine Hilfskraft. Die anderen lassen ihn das nicht spüren, bis Krasnikov dazukommt und ihn wie einen Diener behandelt, was Marlon erzürnt. Seine Art, damit umzugehen, finde ich sympathisch.

Im Laufe des Romans passiert bei Marlon einiges, vor allem, was Liebe, Zugehörigkeit und die Übernahme von Verantwortung betrifft.

**Rain Seung:** Rain ist von der Prägung her britisch, ihre Familie stammt aus Hongkong. Sie ist nonbinär, bevorzugt das Pronomen *she*, sorgt aktiv dafür, möglichst weiblich auszusehen, wird dennoch manchmal hartnäckig für einen jungen Mann gehalten (Misgendering). Sie ist ohne Uterus geboren und hat sich aktiv gegen eine Transplantation eines solchen entschieden, sorgt mit Hormonen dafür, dass ihr keine Körperbehaarung und kein Bart wachsen.

Rain ist eine gute Beobachterin. An einer Stelle im Dialog mit Marlon bricht sie das Gespräch freiwillig ab und hilft ihm, seine Tabletten zu finden, weil ihr klar wird, dass er sich vor lauter Migräneschmerzen nicht mehr konzentrieren kann. Nicht jede Person würde das merken, beachten und auch noch helfen, obwohl sie eigentlich etwas Wichtiges mitzuteilen hat. Ihre Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen und ihre Strategien, um dies zu erreichen, sind bemerkenswert. Da lässt sie ganz viel von sich los. Das verdeutlicht eine beachtenswerte Szene, in der es ihr gelingt, sich in Krasnikov hineinzusetzen und

im »Spiegel für einen kurzen Moment Krasnikov in ihrem eigenen Gesicht sehen kann. Das erschütterte sie.«

Rain ist eine derart gute Gamerin, dass sonst nur KIs eine Chance gegen sie haben. Tami (taucht in Teil 2 auf) ist der erste Mensch, der ein Unentschieden erreicht. Sie freut sich über diese neue Herausforderung und Erfahrung. Später kommen bei Rain so etwas wie Muttergefühle auf, jedenfalls habe ich mich selbst als sorgende Mutter sehr gut in ihr wiedererkannt. Ein Missbrauch in der Kindheit wird angedeutet, aber nicht klar benannt. Rain ist definitiv die Figur, die am meisten beleuchtet wird und mit der ich mich am meisten identifiziert habe (obwohl ich wenig mit ihr gemein habe). Rain zweifelt an einigen Stellen ihre Menschlichkeit an, vor allem, weil sie aromantisch und asexuell ist. Nach meiner Interpretation hat sie diese Frage für sich am Ende gelöst.

**Verve Delacroix:** Astrobiologin, hat schon zweimal den Nobelpreis abgelehnt. Ist zunächst die einzige Person der Titan-Crew, auf die Marlon, Rain und Sunita bei ihrer Ankunft stoßen. Eigentlich sollten noch Luk Tennfjord und Eleni Kovács bei ihr sein. Was ist mit ihnen passiert?

**Sunita Dhar:** Die Ingenieurin ist muskulös und empowernd. Eigentlich schade, dass ihr Mitwirken so rasch endet, aber mir ist lieber, das geschieht mit Personen, die ich bereits mag, als dass es mich nicht berührt.

**Abram Krasnikov:** 38 Jahre alt, Xenobiologe. Alle anderen Figuren werden beim Vornamen genannt. Er bildet die Ausnahme. Weil er der Antagonist ist? Bei der Einführung des Charakters führt er eine Liebesbeziehung mit Olroyé, seinem Crewmitglied, das geht nicht gut aus (geline gesagt). Wie Rain zweifelt er an seiner Menschlichkeit, aber aus anderen Gründen und aus meiner Sicht mit einem anderen Ergebnis. Ich bin beeindruckt, wie nah hier an diese Figur gezoomt wurde, obwohl seine Gedanken oft alles andere als angenehm sind und einiges an seinen Sichtweisen auch sehr zieht und zurt.

**Tami Isometsä-BionX:** 29 Jahre alt. Gehört dem Konzern BionX, ist in einem künstlichen

Uterus gereift, hat also keine Eltern. Er hat eine extrem hohe Intelligenz. Seine Asexualität wird angedeutet, er fühlt sich zu Rain hingezogen (wenn auch nicht sexuell).

### Perspektive

Dieser Roman bietet zu jeder Figur zu einem Zeitpunkt eine Perspektive, auch wenn Rain und Marlon klar am häufigsten zu Wort kommen. Rain ist auch die Figur, mit der ich mich am besten identifizieren kann und die, um die es aus meiner Sicht in diesem Buch in erster Linie geht. Sie macht zudem die beste Entwicklung durch – denn sowohl Marlon als auch

Verve verändern sich im Lauf des Romans, der immerhin zehn Jahre umfasst, sehr.

An einigen Stellen wechselt die Perspektive recht unvermittelt, auch ohne, dass es durch einen Zeilenumbruch angezeigt wird. Ich vermute, dass hier Headhopping betrieben wird. Ich als Leserin bevorzuge längere Passagen aus demselben Blickwinkel und klare Grenzen zwischen den Perspektivwechseln. An einigen (wenigen) Stellen hatte ich daher Schwierigkeiten umzuschalten.

*p.machinery, 2022, TB, 196 Seiten*

*ISBN: 978-3-957652-94-2*

REZENSIIERT VON **YVONNE TUNNAT**

JUNE IS

**GEFANGEN ZWISCHEN DEN ZEILEN: SIMAS FLUCH**



In einer fantastischen Welt, in der es Magie gibt, kann man in Bücher eintauchen: zum Vergnügen, aber auch zur Strafe, um »geläutert zu werden«. Als ein Gefängnisbuch die neugierige Aislyn einlädt, kann sie nicht nein sagen – und wird in ein Abenteuer gesogen, das sie nicht selbstbestimmt beenden kann.

Was in einer Fantasy-Welt beginnt, bekommt Science-Fiction-Anteile, wobei keine der drei Welten, zwischen denen der Text wechselt, genug gezeigt wird, um wirklich ein Genre auf dieses Buch kleben zu können. Vieles bleibt im Vagen, so dass ich als lesende Person nur assoziativ erschließen kann, worum es geht. Dabei werden vielfach Erwartungen geweckt und gebrochen: Obwohl es mit Drachen und Magie losgeht, spielt beides für die erzählte Geschichte kaum eine Rolle. Die Bücher sind eher wie PC-Spiele mit vollem Eintauchen mit allen Sinnen, wie man das auch aus diversen Science-Fiction-Welten kennt. Gamer werden bekannte Elemente wiedererkennen: Zwischenbildschirme und Inventare beispielsweise.

Ich bin schnell und gern in diese anderen Welten eingetaucht. Das Buch wird schon auf den ersten Seiten spannend, hüpfert dann allerdings für meinen Geschmack zu schnell von Welt zu Welt, von Zeitebene zu Zeitebene und von Charakter zu Charakter. Die einzige Konstante ist Aislyn und ihr Freund Niall, ein Halbdrache, der ihr ins Buch folgt, um sie zu retten. Es ist wie ein Puzzle oder Mosaik: Ich bekomme ein Teil oder Steinchen nach dem anderen und kann es, ebenso wie Aislyn, lange nicht zusammensetzen.

Da ich die Charaktere, in die Aislyn geworfen wird, jeweils nur kurz kenne, verstehe ich

weder ihre Motive noch ihre Beschaffenheit. Ich verstehe auch nicht, welche Geschichte das Buch erzählt, in das sie eintaucht. Ungefähr in der Hälfte von *Simas Fluch* ging das so weit, dass ich nur noch mit Fragezeichen in den Augen weiterlas – ich sah beim besten Willen nicht mehr durch: Wer ist wer, und warum tut die Person das, und was ist hier eigentlich die Geschichte?

Das Interessante an diesem Buch ist, dass es Is trotzdem gelingt, die Spannung aufrecht zu erhalten. Immer wenn ich dachte »jetzt sehe ich gar keine Sonne mehr« kam irgendein Puzzlesteinchen, das etwas ordnete, etwas, woran ich mich aufhängen konnte. Und obwohl ich mit einer Menge nicht passender Puzzlestücke dasaß, war ich immer gespannt, wie es weitergeht. Nach etwa 40 % des Buches tauchen dann auch bekannte Schauplätze und Charaktere wieder auf, so dass ich etwas mehr Orientierung hatte und gespannt war, wie die einzelnen Stränge weitergehen.

Was mich auch gefreut hat, ist, dass Neopronomen im Text vorkommen und gut lesbar eingebaut sind.

Zum Ende hin verstand ich dann wieder etwas mehr: dass es um Menschlichkeit geht und darum, wie viel ein Mensch wert ist – ein zutiefst philosophisches und ethisches Thema, das Is in einer Sklavenhaltergesellschaft aufmacht. Interessant finde ich auch die Frage, was es bedeuten würde, wenn es möglich wäre, in Geschichten ganz einzutauchen: Würden diese uns dann tiefgreifend verändern, und wenn ja, was würde das beispielsweise für die Rehabilitation von Straftäter\*innen bedeuten? Ist es dazu wirklich nötig, beim Eintauchen körperlich Schaden zu nehmen oder dies zumindest zu riskieren? Wäre das Buch eine Art KI und nach welchen Kriterien würde diese unseren Lernerfolg messen?

Rein stilistisch ist das Buch leicht lesbar. Is verwendet eine weitgehend floskelfreie Sprache. Allerdings habe ich keine jener sprachlichen Perlen und überraschenden Vergleiche gefunden, die ich so liebe.

Die Zeitformen, in denen erzählt wird, wechseln vom Präsens zum Präteritum und wieder zurück. Mich hat das interessanterweise nicht gestört, obwohl ich nicht verstanden habe, warum die Zeitform an manchen Stellen wechselt und an anderen nicht. Meine Hypothese, dass es immer Präsens ist, wenn Aislyn in einen anderen Charakter schlüpft, kann jedenfalls als widerlegt gelten.

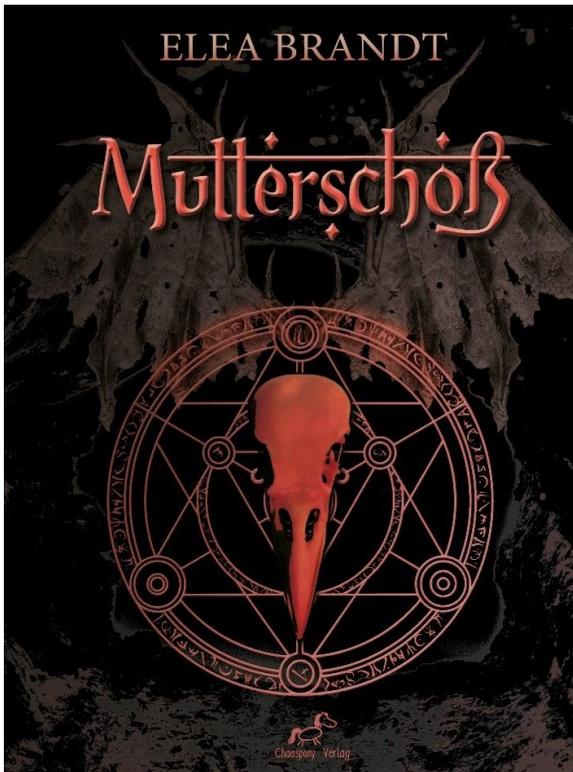
Aber natürlich habe ich auch an diesem Buch etwas zu meckern. Aislyn wird gut eingeführt, bleibt dann aber blass. Ich hätte gern mehr darüber erfahren, wie es ihr in den verschiedenen Rollen ergeht, wie es ist, wenn die eigene Persönlichkeit von einer anderen überlagert wird. Das ist das, was mich am Setting des Buches am meisten interessiert: die Auswirkungen der wirklich tiefen Immersion. Für Is scheint dieser Aspekt nebensächlich und wird nur gelegentlich in einem Nebensatz angedeutet. Eine weitere, für mich spannende, im Buch aber unterbelichtete Frage ist die nach Niall. Er bleibt noch blasser als Aislyn. Ich habe nicht einmal ansatzweise eine Idee, was für ein Wesen er ist. Was ist ein Halbdrache? Und was ist Niall für eine Person? Niall und Aislyn wissen zwar recht bald voneinander – es denkt aber nur am Buchende mal jemand von beiden darüber nach, welchen Charakter die jeweils andere Person wohl gerade verkörpert. Wie Niall zu Aislyn steht und warum genau er ihr gefolgt ist, bleibt genauso schleierhaft wie Nialls Beziehung zu seinem Bruder, der vor Jahren in diesem Buch verloren gegangen ist.

Und dann ist da noch das Ende: Es ist irgendwie rund, aber es werden eine ganze Menge Rätsel nicht gelöst, was ich unbefriedigend fand. Noch unbefriedigender war das Gefühl, sie *seien* gelöst worden, ich hätte es nur nicht verstanden ;). So oder so: Das schreit nach einer Fortsetzung. Enden möchte ich mit einem großen Plus des Buches: Es enthält eine Menge überraschender Wendungen und ist auf erfrischende Art unkonventionell.

Verlag ohneohren, TB, 242 Seiten  
ISBN: 978-3-903296-46-6

REZENSIERT VON **JOL ROSENBERG**

ELEA BRANDT  
MUTTERSCHOß



Lange hat es gedauert, bis Elea Brandt ihren Leser:innen einen weiteren Ausflug in die Welt ihres grandiosen Debütromans *Opfermond* (Mantikore Verlag, 2017) ermöglichte. Trotz des Verlagswechsels passt die Taschenbuchausgabe von *Mutterschoß* optisch wunderbar zu ihrem Vorgänger (Danke, lieber Chaospony Verlag!), den man jedoch nicht gelesen haben muss, um *Mutterschoß* zu verstehen.

In Ghor-el-Chras, der Stadt des Blutigen Gottes, begegnen wir Ajeri, einer Hebamme mit einer besonderen übersinnlichen Gabe. Sie ist eine Fremde in der Stadt, erfährt Ausgrenzung und Ablehnung und ringt mit den Traumata ihrer Vergangenheit.

Dann ist da noch der junge, aufstrebende Arzt Shiran, der die Karriereleiter so rasch wie möglich emporklettern will und der Geburt seines ersten Kindes entgegiefiebert.

Beide Figuren sind vom Charakter und ihren Zielen her verschieden, stammen aus unterschiedlichen (sozialen) Welten. Zwar verbindet beide eine gemeinsame Vergangenheit. Allerdings wäre es ihnen lieber, wenn sich ihre Wege nie wieder kreuzten. Doch dann erwacht

eine uralte Macht in der Stadt des Blutigen Gottes, die alle Schwangeren und ihre ungebohrenen Kinder in Gefahr bringt. Ajeri und Shiran sind die Einzigen, die sich dieser Bedrohung entgegenstellen können – doch dazu müssen sie zusammenarbeiten.

Elea Brandt steht für mich wie kaum eine andere Autorin für progressive Phantastik. Sie scheut nicht davor zurück, gesellschaftlich relevante Themen, mit denen konfrontiert zu werden unangenehm und bisweilen schmerzhaft ist, in ihren Romanen anzusprechen (auch zu *Mutterschoß* gibt es eine Vielzahl an Content Notes für potenziell triggernde Inhalte). Dabei bleibt sie immer feinfühlig und respektvoll: In *Mutterschoß* geht es vor allem um Marginalisierung und nicht zuletzt – und ganz besonders – um das Recht am eigenen Körper im Hinblick auf Schwangerschaften. Aber auch um Weiblichkeit in all ihren Facetten.

Der Schreibstil der Autorin ist bildhaft und fesselnd. Brandt kreierte in *Mutterschoß* eine düstere und gruselig-beklemmende Atmosphäre – teilweise so beklemmend, dass ich den Roman mehrmals beiseitelegen und erst mal durchatmen musste, bevor ich weiterlesen konnte. Neben dem Mysterium um die dunkle Macht, die ihr Unwesen in Ghor-el-Chras treibt, spielen immer auch der Schmerz der verschiedenen Figuren, ihre (seelischen) Narben und frischen Verletzungen eine Rolle. Zweifelsohne zählt es zu den großen Stärken der Autorin, dabei niemals voyeuristisch zu sein, sondern den Charakteren Tiefe, Authentizität und Unverwechselbarkeit zu verleihen.

Aufrüttelnd und zugleich auch schockierend ist das Nachwort der Autorin, das deutlich macht, wie viel Aktualität und Brisanz in diesem großartigen und so wichtigen Roman stecken.

Fazit: *Mutterschoß* überzeugt mit einem spannenden Verschwörung-Mystery-Plot rund um eine übermächtig erscheinende dunkle Bedrohung, mit feinfühlig gezeichneten Charakteren und einem Thema von trauriger Aktualität.

Chaospony Verlag, TB, 442 Seiten

ISBN: 978-3-947682-11-9

REZENSIIERT VON ANNA EICHENBACH

ANNA LENA DIEL  
**DIE VOLLKOMMENEN: PERFEKTES DESIGN**



Deutschland, ca. in einigen Jahrzehnten. Genetic Editing ist so verbreitet wie heutzutage kosmetische Eingriffe. So wie *Schönheitsoperationen* nicht für jeden erschwinglich sind, verhält es sich mit genetischen Eingriffen. Der junge Genetik-Ingenieur Veit gehört mit seinen 32 Edits zwar gerade noch in die Kategorie jener Menschen, die als *editiert* gelten, hat jedoch eine wohlhabende (und deutlich editiertere) Frau und die Möglichkeit, sich gesellschaftlich zu etablieren.

Die Studentin Philine bekommt hingegen jeden Tag deutlich zu spüren, dass sie quasi *uneditiert* ist. Als sie ein Schicksalsschlag ereilt, merkt sie umso deutlicher, wie viele Türen ihr verschlossen sind. Ihre Wut wächst – und auch Veit wird in Geschehnisse hineingezogen, die sein Weltbild ins Wanken bringen ...

Mit *Die Vollkommenen: Perfektes Design* ist es Anna Lena Diel gelungen, in mehr als einer Hinsicht zu begeistern. Für meinen grundsätzlichen Anspruch an ein belletristisches Werk – fesselnd unterhalten! – bietet die

Autorin einen geerdeten Near-Future-Thriller, bei dem es kaum etwas zu beanstanden gibt: Gekonnt werden ein mögliches Deutschland in einigen Jahrzehnten gezeichnet, die Charaktere und ihre Motivation elegant eingewoben, Spannung aufgebaut und bis zum Schluss gesteigert. Der Schreibstil der Autorin ist schnörkellos, ohne dabei sprachliche Finessen zu vernachlässigen.

Anna Lena Diel packt in *Die Vollkommenen: Perfektes Design* mit dem Genetic Editing ein komplexes Thema an, mit dem sich nicht nur Regierungen, sondern letztlich wir als Gesellschaft auseinandersetzen werden müssen.

Mit der Wahl des Schauplatzes, der Stadt Kiel, wird nicht nur norddeutsches Lokalkolorit präsentiert, sondern die Zukunftsvision auf unangenehme Weise sehr greifbar. Die große Stärke des Romans ist das Herunterbrechen des Themas, zu dem es viele Meinungen und weder einfache noch allgemeingültige Antworten gibt, in den Alltag von Menschen verschiedener Einkommensschichten. Auf großwahnsinnige Konzern-Milliardäre, geheime Machenschaften des Militärs oder gar der Regierung wird in diesem Roman gänzlich verzichtet. Wir begleiten (mehr oder weniger *editierte*) Durchschnittsdeutsche in den Randbezirken der Stadt.

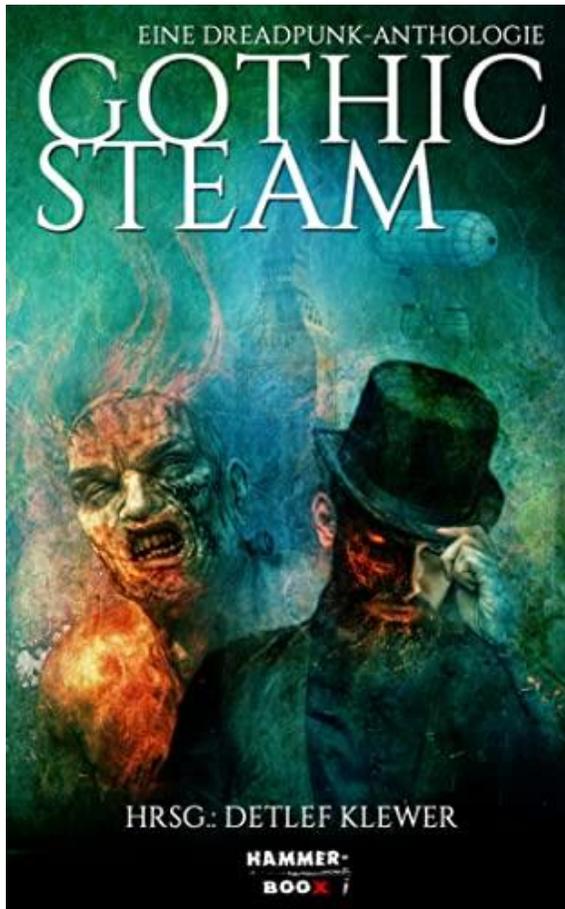
Gerade durch die unterschiedlichen Perspektiven von Veit (obere Mittelschicht) und Philine (armutsbetroffen), die den Großteil des Romans im Wechsel tragen, wird die Leserschaft während des spannenden Romans immer wieder zu Denkprozessen angeregt: Ist das eine Zukunft, die wir wirklich wollen? Wie weit darf Wissenschaft gehen? Wo ist die Grenze? Kann es den perfekten Menschen geben? Können wir durch Verbesserungen nicht gar etwas verlieren? Gibt es den goldenen Mittelweg? Und: Was würde ich selbst tun?

Fazit: Ein spannender *Thriller von nebenan*, der nicht nur bestens unterhält, sondern eine vorstellbare Version der Zukunft liefert, die zum Nachdenken anregt.

BoD: Books on Demand, TB, 336 Seiten  
 ISBN: 978-3-755773-39-9

REZENSIERT VON **CHRISTOPH GRIMM**

DETLEF KLEWER (HRSG.)  
**GOthic STEAM: EINE DREADPUNK-ANTHOLOGIE**



*Dreadpunk*. Wer bei diesem Begriff fragend eine Braue hebt oder vor dem geistigen Auge eine Stromgitarren-Band mit verfilzten Haaren abrocken sieht, sei darüber aufgeklärt, dass es sich um eine recht neue Crossover-Gattung der phantastischen Literatur handelt. Die Bezeichnung spielt auf die *Penny Dreadfuls*, Vorläufer der Heftröme, an.

Der Titel dieser Sammlung – *Gothic Steam* – verrät der geneigten Leserschaft, was sie erwartet: viktorianische Schauergeschichten, die im Setting der dampfbetriebenen Alternativwelt-Science-Fiction umgesetzt wurden. Holger Göttmann greift mit seiner Geschichte *Die Gouvernante* einen der bekanntesten britischen Literaturklassiker auf, wenn der verschrobene Mr Rochester ein Kindermädchen für seine mechanische Tochter einstellt. Die Geschichte profitiert davon, Elemente von *Jane Eyre* originell zu adaptieren, jedoch nicht plump im Steampunk-Gewand nachzuerzählen. Es wird eine neue, passende Richtung

eingeschlagen und eine gelungene Auflösung geboten.

Anna Eichenbachs *In nebligen Gassen erwacht* reduziert die Steampunk-Elemente auf kleine Sprenkel und erzählt eine Gruselgeschichte, die inhaltlich zunächst sehr klassisch aufgebaut ist: Grace, mittlerweile Gouvernante, wuchs in einem Waisenhaus auf, in welchem ein Junge auf mysteriöse Weise verschwand. Nun scheint das geisterhafte Wesen jener Tage zurückgekehrt und trachtet nach ihrem Schützling. Anna Eichenbach erzählt ihre Schauermär spannend, atmosphärisch dicht und begeistert mit einem subtil vorbereiteten, überraschenden Schluss.

Florian Krenns Beitrag *Jane Kyle und der Ripper* führt nach Österreich und schlägt inhaltlich eine Brücke sowohl zu den Whitechapel-Morden als auch zu H. P. Lovecraft. Wie bei dem Einstieg von Holger Göttmann ist Kennern damit eine Ahnung gegeben, wohin sich die Geschichte entwickeln wird. Sie hält jedoch Überraschungen bereit. Im Gegensatz zu den ersten beiden und manch nachfolgendem Beitrag der Sammlung geht es hier eine Spur härter zur Sache.

*Kesselsdreck* von Cendriya S. legt von Beginn an ein hohes Erzähltempo vor, das bis zum Schluss gehalten wird. Die Geschichte um einen *telegraph boy* in einem London, das von einem Serienmörder heimgesucht wird, den im Gegensatz zum Ripper nicht nur die holde Weiblichkeit interessiert, ist spannend und schonungslos erzählt.

M. W. Ludwigs *Das Bildnis der Gann Li-Penn* ist eine zwiespältige Angelegenheit. Der Autor kann erzählen: Sprachliche Gestaltung, Humor, Spannung, Atmosphäre, gelungene Anspielungen auf Geschehnisse und Literatur des 19. Jahrhunderts – alles, was seine Romane um den Earl von Gaudibert und seiner Gemahlin Gann Li-Penn auszeichnet, gilt auch hier. Der starke Bezug auf *Das Bildnis des Dorian Gray* ist einerseits sehr gelungen, lässt jedoch kaum Überraschungen zu. Zwar wartet diese Hommage zum Schluss mit einer netten Anspielung auf, doch Verlauf und Ausgang sind angesichts von Oscar Wildes' Dauerbrenner leider vorhersehbar.

Auch **Das Geheimnis des Conte** von Isabell Hemmrich lässt mich zwiespältig zurück. Erzählerisch absolut gelungen, bietet die Geschichte um einen Vampir, der einen Wissenschaftler für die Lösung eines Problems kommen lässt, etwas wenig und eine eher flache Spannungskurve. Die grundsätzliche Idee ist jedoch ansprechend.

**Vom Stein der Unsterblichkeit** von A. L. Nordgard handelt von dem jungen Kanzleiangestellten John Patrick Henley, der von einem französischen Erfinder beauftragt wird, ein Patent in die Wege zu leiten. Während des Flugs zum Auftraggeber wird eine Mitarbeiterin des Luftschiffes ermordet, und Henley gerät unter Verdacht. Als er sich auf Geheiß der Polizei zur Verfügung hält und sein Treffen vorbereitet, bemerkt er eine seltsame Wandlung an sich. – Die Geschichte ist sprachlich etwas zu gewollt auf altmodisch getrimmt, weiß aber bis zum Schluss zu fesseln, weil nicht klar ist, wohin sie steuert. Die Auflösung ist stimmig.

**Pathologische Hingabe** von Ute Zembsch erzählt von der Leichenbeschauerin Catlyn, die einer mysteriösen Todesursache auf der Spur ist. Die *mad-scientist*-Story ist gut gestrickt, wird für mein Empfinden jedoch etwas schräg. Julian Gräml erzählt in **Erdwärts** die Geschichte eines Kindermädchens, deren Tochter durch einen Aufzug im Herrenhaus entführt wurde. Die Geschichte begeistert mit viel Fantasie, beklemmender Atmosphäre, gelungenen Wendungen und sich stetig steigender Spannung.

**Dort, wo es dunkel wird** von Stephanie Richter ist eine Schauermär, die lose Motive von *Frankenstein* und *Pinocchio* aufgreift. Die junge Eleanor wuchs als Halbwaise auf und weiß nichts über ihre Mutter. Da sich der Vater und die Hausdame schweigsam geben, forscht sie auf eigene Faust nach und entdeckt ein düsteres Geheimnis. Rein inhaltlich zwar ein bisschen zu sehr im Fahrwasser bekannter Werke, weiß die gefällig erzählte Geschichte mit guten Einfällen wie dem Kind-Geist Jimmy und mit ihrem Ausklang zu überzeugen.

**Archibald Leach und der Schrecken der See** von Markus Cremer ist eine Geschichte, über

die ich am liebsten gar nichts schreiben würde. Nicht, weil sie schlecht wäre. Markus Cremer hat einen sehr gefälligen, humorvollen Stil und einige großartige Einfälle. Aber die Geschichte selbst ... Sie liest sich für mich wie eine herausgelöste Szene aus einem größeren Werk: Archibald Leach und Sarah fliehen in einem U-Boot vor Kiemenmenschen. That's it. Trotz der *Penny-dreadful*-Ausrichtung ist mir diese rein handlungsorientierte Story zu sehr *Groschenroman*.

In **Sturm über Goslar** von Nele SICKEL nimmt eine Luftschiff-Kapitänin während eines stürmischen Flugs eine wortkarge Frau auf, die sich scheinbar auf einem Dach ausgesperrt hatte. Auch wenn man bald ahnt, worauf die Handlung hinausläuft, bleibt die (beinahe) in Echtzeit erzählte Geschichte bis zum Schluss spannend.

Zu guter Letzt gibt sich Herausgeber Detlef Klewer mit **Tirn Aill** die Ehre – und vermischt eine Fülle an Bekanntem (erneut *Dorian Gray*, Inspektor Abberline, *Die andere Welt*) recht originell. Klewers gefällige Schreibe, die sich durch gut gesetzten, schwarzen Humor auszeichnet, trägt zum Gelingen bei.

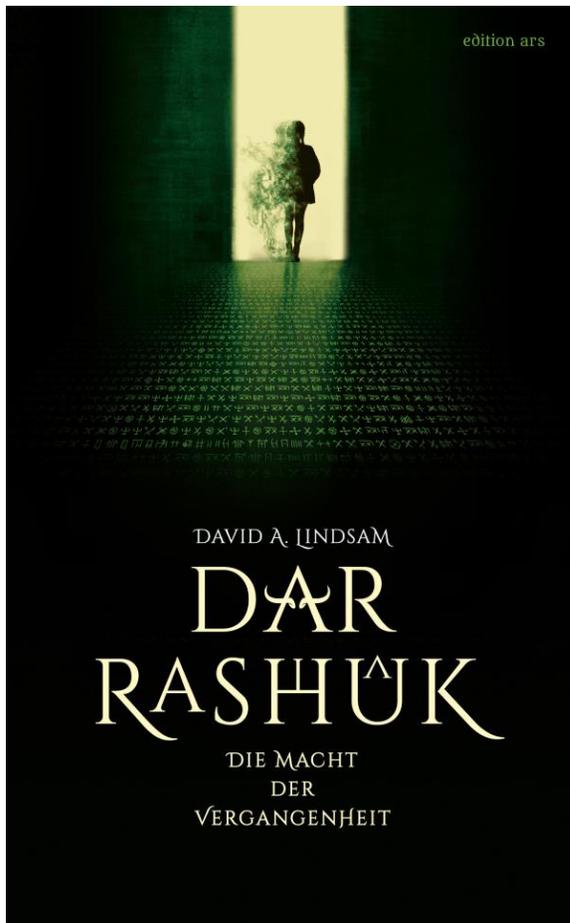
Fazit: Herausgeber Detlef Klewer hat bei der Zusammenstellung ein gutes Händchen bewiesen. Die Sammlung ist als Gesamtkunstwerk innerhalb des gesteckten Rahmens stimmig, während die einzelnen Geschichten für inhaltliche und erzählerische Abwechslung sorgen. Zwar schwankt die Qualität der Beiträge, allerdings in einem verträglichen Maß. Ein besonderes Plus, wie bei jeder Sammlung des hauptberuflichen Grafikdesigners, stellen die Illustrationen dar, die jede Geschichte einleiten. Eine insgesamt gelungene Sammlung an Gruselgeschichten, die sich vor den viktorianischen Schauergeschichten im kleidsamen Steampunk-Gewand verneigt.

Hammer Boox / BookRix, E-Book

ISBN: 978-3-755415-61-9

REZENSIERT VON CHRISTOPH GRIMM

DAVID A. LINDSAM  
**DAR-RASHÛK**  
 DIE MACHT DER VERGANGENHEIT



Was wäre, wenn die Geschichten, Erzählungen, Mythen und Sagen alle wahr wären? Wenn wir uns die uns bekannte Welt mit all den Wesenheiten und ihren Wünschen teilen müssten? Wenn es einen Rat gäbe, der all diese Wesenheiten zusammenführen würde? Hätten wir eine bessere Welt? Eine ausgeglichenerere Welt? Wohl kaum. Denn immer, wenn Menschen aufeinandertreffen – und das gilt auch für die anderen Wesenheiten –, kommt es dazu, dass es Streitigkeiten gibt. Wer hat wann welches Artefakt besessen? Wer hat wann wen übergangen oder gar eine Wesenheit übertölpelt?

Als ehemaliger Dar Rashûk lebt Thomas heutzutage mit seinen Kindern ein eher beschauliches Leben. Er ist Professor der Psychologie und unterrichtet, während seine Kinder zur Schule gehen. Ein eher trister Alltag, bedenkt man die Gefahren, denen sich Thomas früher gegenübergesehen hat. Doch wie es mit

ehemaligen Berufen so ist: Ganz lassen sie einen nie los. Und so kommt der Tag, an dem Thomas seinen Kindern nicht mehr verschweigen kann, was er früher gemacht hat – und vor allem wer ihre Mutter war.

Menschen verschwinden während einer Ausstellungseröffnung, tauchen völlig desorientiert wieder auf und erzählen, sie wären Vampiren begegnet. Als auch Thomas' Sohn von seiner Begegnung mit einem Vampir berichtet, muss Thomas sein altes Netzwerk aktivieren, denn plötzlich verschwinden auch Menschen in seinem direkten Umfeld.

Was für ein Buch! Während sich andere Autoren einen Aspekt herausgreifen und sich in ihrem Werk darauf konzentrieren, befeuert dieses Werk das Gehirn mit ständig neuen Informationen und Zusammenhängen. Ob Religion, Mythen, Geschichte oder Psychologie – der Autor fordert den Leser. Er fordert ihn sogar sehr. Ein konzentriertes Lesen ist unverzichtbar, um sich der Sprachgewalt wie auch den vielen Verzweigungen stellen zu können.

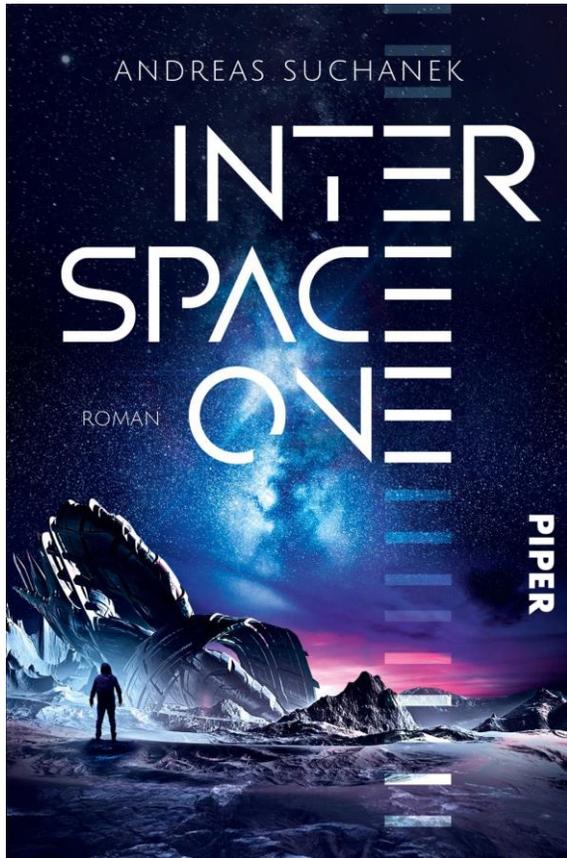
Abschnittsweise sehr sachlich berichtet, wechselt der Autor im nächsten Abschnitt wieder in das Mystische, wobei er sich trotz Anspielungen auf andere Werke nicht nehmen lässt, eine eigene Sprache und eine eigene Welt zu kreieren. Man muss sich auf das Buch einlassen, man muss es sich *erarbeiten*. Dann taucht man in ein Werk ein, das in einer genreübergreifenden Mischung wahrlich eine eigene Welt, wenn nicht sogar ein eigenes Universum schafft.

*Interview mit David A. Lindsay ab Seite 58 in dieser Ausgabe.*

édition ars, TB, 740 Seiten  
 ISBN: 978-3-755415-61-9

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

ANDREAS SUCHANEK  
**INTERSPACE ONE**



Bücher werden schneller gelesen als geschrieben. Gehört man zu der geeigneten Leserschaft von Andreas Suchanek, kann man an dieser *Wahrheit* gelegentlich zweifeln und sich fragen, wie es dem Autor gelingt, neben seinen (empfehlenswerten!) Reihen *Das Erbe der Macht*, *Heliosphere* und *Flüsterwald* zu-sätzlich immer wieder Einzelbände und abgeschlossene Trilogien zu ersinnen.

*Interspace One* startet knackig. Commander Liam Mikaelsons *Bewusstseinsengramm* erwacht in einem Klonkörper an Bord seines Erkundungsraumschiffes. Das ist auch schon alles, das wie geplant verlief: Er ist als Einziger erwacht, das Raumschiff ist gelandet, viele Klontanks sind ausgefallen, das Interieur beschädigt, und zur Krönung wird ein Leichnam aufgefunden.

Suchanek beweist sich in *Interspace One* als Routinier, denn handwerklich ist dieser Roman erstklassig. Der Autor hält vom ersten Knall an die Spannung, führt die Leser auf falsche Fährten und enthüllt nach und nach, was mit der Besatzung des Raumschiffs ge-

schah und welche Gefahr ihnen droht. Dabei kommen auch Charakterzeichnung, Gefühl und Humor nicht zu kurz – etwa wenn der Schiffsarzt in seinem nicht ausgewachsenen Klonkörper erwacht und mit den Problemen einer zweiten Pubertät zu kämpfen hat.

Die Idee des Transhumanismus, die wohl bei jedem Menschen eine Mischung aus Unbehagen und Faszination auslöst, wird über das Buch hinweg immer wieder thematisiert. Suchanek betrachtet dabei die ethische, moralische und auch persönliche Seite. Der Autor hat sich merklich Gedanken gemacht, was es mit Menschen macht, sollten Klonkörper, Bewusstseinsübertragungen, Zwischenspeicherungen und eine relative Unsterblichkeit Realität werden.

Auch wenn es für das Buch eine eher geringe Rolle spielt, hat mir zudem Suchaneks Version der Zukunft gefallen: Keine blühende Utopie – vermutlich ist die Menschheit dazu gar nicht fähig –; aber insgesamt eine realistisch gezeichnete, bessere Erde, in der man gerne leben möchte.

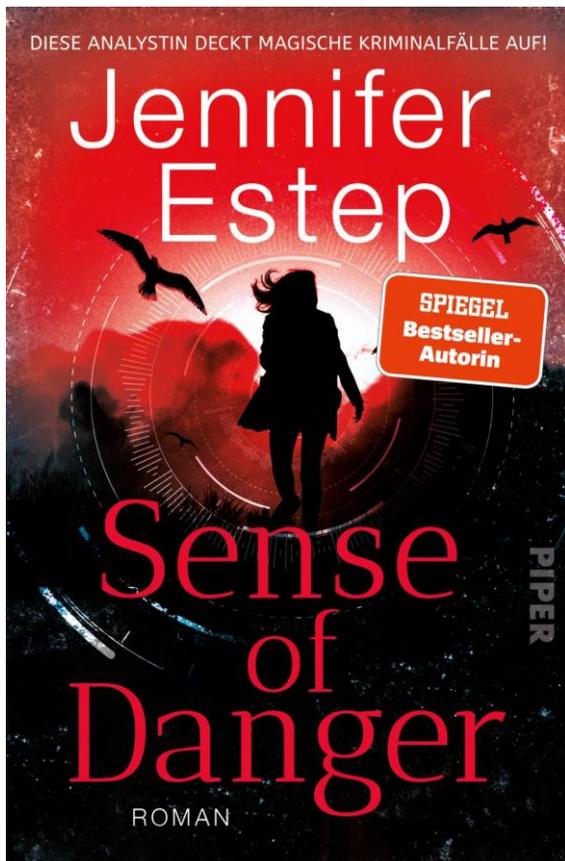
Es ist etwas schade, dass die Auflösung des Ganzen dann aber doch in recht konventionellen Bahnen verläuft: eine geheime Operation des Militärs. Das ist schlüssig konstruiert und mit rasanter Action auf den letzten 80 Seiten nicht weniger spannend als der Mystery-Plot auf den knapp 300 Seiten davor. Nach dem mehr als gelungenen Vor- und Aufbau hätte ich mir nur mutigere, weniger häufig gegangene Pfade gewünscht.

Fazit: Suchanek liefert mit *Interspace One* einen spannend geschriebenen, handwerklich sauberen Military-Space-Thriller ab, der mit einigen schönen Ideen und einem kniffligen Mystery-Plot punktet, in der Auflösung aber leider zu sehr auf Standardkost setzt.

Piper, TB, 384 Seiten  
 ISBN: 978-3-492706-34-6

REZENSIERT VON **CHRISTOPH GRIMM**

JENNIFER ESTEP  
SENSE OF DANGER



Washington D.C. In direkter Nähe zum Trubel des menschlichen Einkaufszentrums befindet sich *Sektion 47*. Zuständig für paranormale Befindlichkeiten gibt es hier für fähige Personen Jobs wie Cleaner oder Analysten. Je nach Geschmack und Fertigkeit. Von der einfachen Überwachung durch Analysten bis hin zur Liquidierung durch die Cleaner.

Charlotte Locke geht ihrem Job mit Feuereifer nach, denn sie sieht Zahlen. Sie sieht, welche Zahlenströme nicht zu anderen passen, und schreibt entsprechenden Berichte. Als sie auf ein neues Ziel angesetzt wird, ihr direkter Vorgesetzter plötzlich tot ist und der Top-Cleaner aus dem Ausland anreist, nimmt ihr Leben in vielfältiger Weise so an Fahrt auf, dass sie sich in die Zeiten der einfachen Schreibtisch-tätigkeit zurücksehnt. Doch gleichzeitig ist es dieser Fall, der ihr die Chance bietet, sich zu beweisen und zu zeigen, dass sie mehr als nur eine *Ziffer* ist.

Mit *Sense of Danger* startet Jennifer Estep eine Buchreihe, die den Spagat zwischen verschiedenen Genres probiert, und es sei gesagt: Das

ist ihr auch geglückt. Zwischenmenschliche Beziehungen (Drama), Ermittlungsarbeit, bei der auch Kollegen ins Visier geraten (Spionage), und übersinnliche Fähigkeit wie Synästhesie (Fantasy) greifen ineinander und erzählen dem Leser eine Geschichte, die von Verrat, über Zweifel und Angst nahezu alle menschlichen Gefühle aufleben lassen.

Abwechselnd wird aus der Perspektive von Charlotte und Desmond erzählt, wie sie beide in diese Situation gekommen sind und was sie sich von der Ermittlung und ihrem Ausgang erhoffen.

Sollte man im ersten Moment den Eindruck gewinnen, dass das Buch mit den Genres überladen sein könnte, fand ich, dass sich die Elemente harmonisch ergänzen. Zwar bedient sich die Autorin an ein oder zwei Stellen einiger Klischees, allerdings sind auch diese rational erklärbar, und die Handlung wird dadurch in die gewünschte Richtung gelenkt.

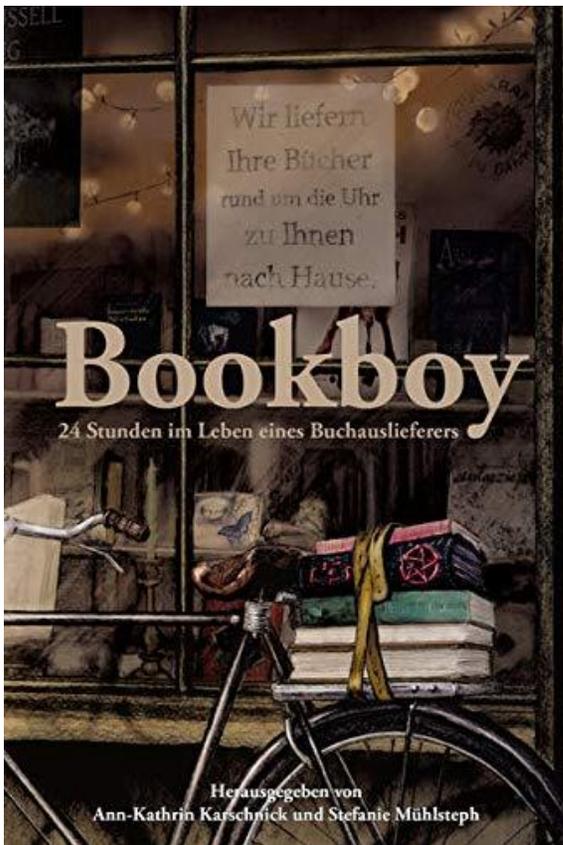
Gerade die paranormalen Elemente verleihen der Geschichte eine Würze, die man bei anderen Büchern nicht findet, und heben dieses Werk aus der Masse heraus.

Piper, TB, 416 Seiten

ISBN: 978-3-492706-38-4

REZENSIIERT VON SARAH LUTTER

ANN-KATHRIN KARSCHNICK,  
STEFANIE MÜHLSTEPH (HRSG.)  
**BOOKBOY**



Mancher Leser stellt sich den Alltag eines Buchhändlers äußerst verklärt vor: Ein paar Bücher verkaufen, verräumen, ein kurzer Schnack mit einem Besucher und den Rest des Tages lesen, damit man seinen Kunden doch das eine oder eher das andere Buch empfehlen kann.

Nun, Bookboy Fabius Flieder, hätte den Tag auch gerne im Ohrensessel verbracht, anstatt 24 Stunden durch Wind und Wetter die bestellten Bücher zu den Kunden zu bringen. Doch sein Großvater, Inhaber der *Leseratte*, und auch die 22 Autor:innen haben sich für ihn etwas anderes ausgedacht. Fortwährend, nahezu im Stundentakt, schellt in der kleinen, gemütlichen Buchhandlung das antiquierte Telefon. Selbst in den Nachtstunden benötigen Kunden gerade jetzt dieses bestimmte Buch. So wie man oftmals sagt, dass Bücher dem Leser Welten eröffnen, so beginnt mit jeder Fahrt des Bookboys eine neue Geschichte. Im stündlichen Wechsel sieht er sich dem Bestel-

lenden und damit auch dessen Geschichte gegenüber.

Wer jetzt glaubt, dass bei 24 Lieferungen vierundzwanzigmal dasselbe passiert, der hat noch nie eine Anthologie gelesen. Denn was bei anderen Anthologien oft den Kern ausmacht, wird in dieser Anthologie auf die beste Weise umgesetzt. Muten einige Geschichten komisch oder gar witzig an, werden mit dem Fortschreiten des Tages die Geschichten immer düsterer, so dass man geneigt ist, hinter die Couch zu blicken, ob sich nicht womöglich ein Wesen aus dem Buch in die eigenen vier Wände geschlichen hat.

Die Autor:innen haben es zudem geschafft, die Geschichten übergangslos ineinander fließen zu lassen, sodass man oftmals gar nicht bemerkt, dass ein anderer Schreiberling eine weitere Stunde angebrochen hat. Alle Geschichten haben dabei ihren eigenen Stil und verzahnen sich dabei auch gerne einmal mit bereits allgemein bekannter Literatur. Alle Geschichten bilden in ihrer Vielfalt ein großes Ganzes, so dass man dieses Buch – einmal begonnen – kaum mehr zur Seite legen kann.

Die einleitenden Kapitelseiten zeigen, wie schön es ist, ein gedrucktes Exemplar in Händen zu halten. Denn so wirken die Illustrationen um ein Vielfaches mehr als auf dem Bildschirm eines E-Book-Readers.

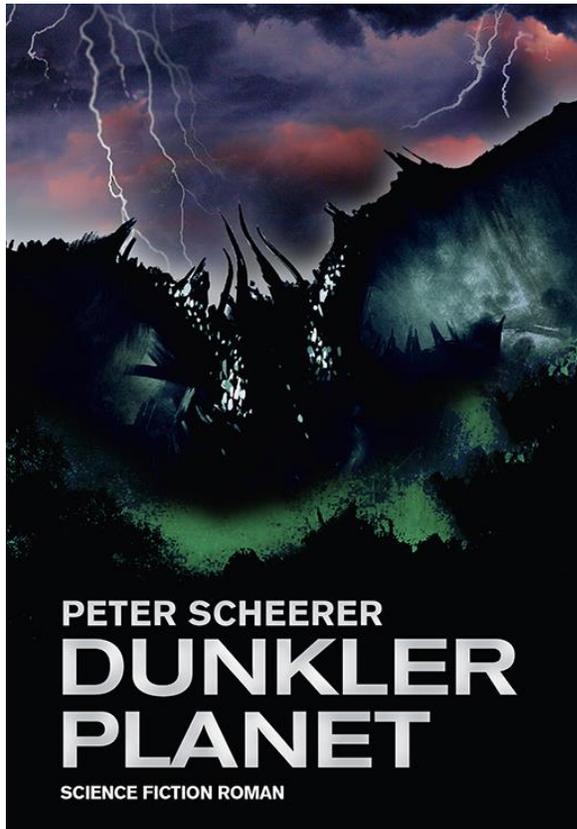
Fazit: Definitiv eines meiner Jahres-Highlights, bei dem schon das Cover den Leser auf die richtige Fährte lockt: Das Buch ist eine großartige Reise in die Welt der Buchstaben und der Fantasie.

Verlag Torsten Low, TB, 360 Seiten

ISBN: 978-3-966290-13-5

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

PETER SCHEERER  
**DUNKLER PLANET**



Auf dem Planeten Daark tobt ein Bürgerkrieg zwischen den »Schürfern« und der Regierung. Die »Schürfer« graben unter unmenschlichen Bedingungen und für einen verachtenswerten Lohn nach dem Element Supralith, das für die interstellare Raumfahrt dringend benötigt wird. Und dieses Element ist nur auf Daark zu finden.

Terval Grojin'nan hat in diesem Krieg gekämpft, wurde schwer verletzt, überlebte und hilft nun im Lazarett aus, in dem Verletzte beider Parteien behandelt werden. Für ihn ist der Krieg zu Ende, er hat zu viel Elend gesehen und versteht das Ansinnen der Schürfer, auch wenn er auf der Gegenseite gekämpft hat.

Doch obwohl für ihn der Krieg vorbei ist, hat die Regierung ihn nicht vergessen. Primus eins, Regent des ungastlichen Planeten, hat einen Spezialauftrag für Groj. Er soll einer »Person X« Geleitschutz auf dem Planeten geben und sie zu jedem gewünschten Ziel begleiten. Als diese »Person X« eintrifft entpuppt sie sich als hinreißend schöne Frau. Ihr Name ist Yeejzha, und sie ist wesentlich mehr als eine nor-

male Frau. Groj wird in Ereignisse verstrickt, die entweder zum Untergang oder zur Rettung des Planeten führen können.

Der Planet Daark macht seinem Namen alle Ehre, er ist düster, dunkel und sehr bedrohlich. Neben sintflutartigen Regenfällen und Stürmen gibt es auch Steinregen, bei dem große Gesteinsbrocken vom Himmel fallen und alles unter sich zermalmen. Es ist kein Ort, an den man sich freiwillig begibt. Die Schürfer werden von der Regierung ausgebeutet und müssen unter lebensfeindlichen Bedingungen auf einem unwirtlichen Planeten arbeiten, während das Supralith einigen wenigen Menschen großen Reichtum bringt.

Zusätzlich zu den erschwerten Wetterbedingungen tauchen urplötzlich immer wieder gigantische Lebewesen auf, die ganze Siedlungen vernichten. Dazu kommen Krankheiten, für die es keine Medikamente gibt und an denen die Schürfer elend zugrunde gehen. Kurz gesagt: »Die Umwelt ist der Feind«.

Groj hat trotz der widrigen Umstände bisher überlebt. Er scheint immun gegen die Krankheiten und ist somit die beste Wahl, als es darum geht, die junge Yeejzha zu begleiten. Groj merkt bald, dass hinter dem Auftrag mehr steckt, als ihm gesagt wird. Er ist schnell fasziniert von dieser Frau, die über ausgefallene Kampftechniken und großes Wissen verfügt. Was als ein einfacher Auftrag beginnt, wird zu einer gefährvollen Reise quer über den Planeten auf der Suche nach ...

Nein, mehr verrate ich hier nicht. Erlest es euch selbst.

Peter Scheerer schreibt gewohnt routiniert und fesselnd, sodass der Leser sofort in die Geschichte eintaucht. Ich muss zugeben, dass mich die Grundstory ein bisschen an *Dune: Der Wüstenplanet* erinnert hat: Ein unwirtlicher Planet, eine unterdrückte Bevölkerung und große Sandwürmer. Aber während es auf Arrakis heiß und das Wasser knapp ist, ist Daark ein Planet, der in sintflutartigen Regenfällen ertrinkt, in dessen Dschungel kein Durchkommen ist und alles, was der Mensch aufbaut, von der Natur schnellstens zurückerobert wird.

Groj steht zwischen den Fronten, und die Arbeit im Lazarett hilft ihm, sich über sich selbst

klar zu werden. Er schließt Freundschaften und ist das erste Mal zufrieden mit seinem Leben. Als er allerdings mit Yeejzha unterwegs ist, merkt er, dass er doch etwas vermisst hat. Vielleicht den »Kick«.

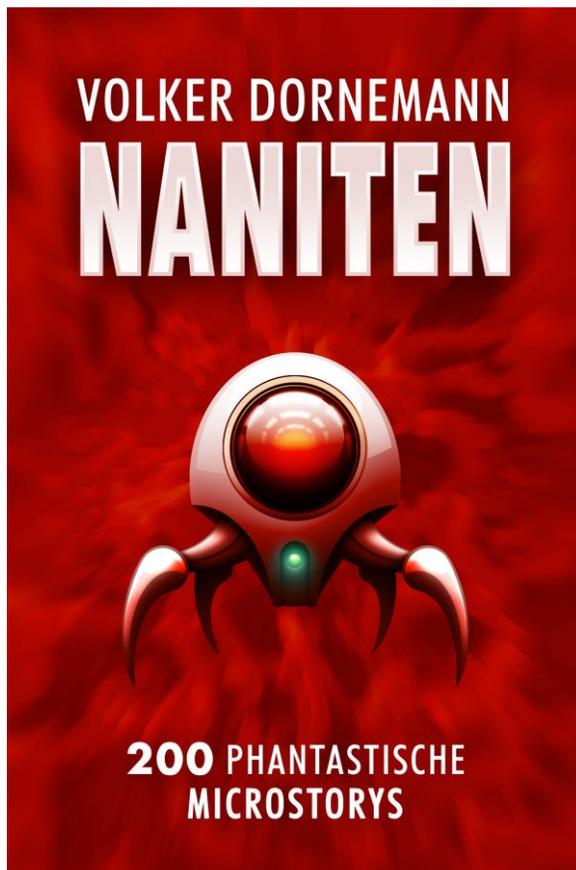
Ich habe hin und her überlegt, wie ich den Inhalt des Buches zusammenfasse. Auf den 248 Seiten verbirgt sich so viel mehr, aber jedes Wort über die Details wäre spoilern.

Das Cover ist in meinen Augen gigantisch. Ich habe zuerst zwei Drachen gesehen, aber natürlich erinnern die Silhouetten eher an Monster wie Godzilla. Man könnte allerdings auch meinen, dass es eine Stadt ist, die in sich zusammenbricht. Alles passt zu diesem fesselnden Science-Fiction Roman.

Ich lese die Science-Fiction Romane von Peter Scheerer gerne, weil er auf das übliche *Technogebabbel* verzichtet und die Geschichte absoluten Vorrang hat. Zwar gibt es auch hier Erklärungen zu dem sogenannten »Strom«, aber sie sind verständlich und notwendig. Mir hat dieses Buch wieder sehr gut gefallen. Es ist mein sechstes Buch des Autors. Er wiederholt sich nie und wartet immer wieder mit neuen und überraschenden Ideen auf. Das kann man nicht von jedem Autor sagen.

*Selfpublishing, TB und E-Book, ca. 248 Seiten*  
REZENSIERT VON **PETRA BERGER**

VOLKER DORNEMANN  
NANITEN



Die Kurzgeschichte, so tönt es aus jedem (selbsternannten) Expertenkreis, sei die Königsdisziplin der schreibenden Zunft. Schließlich stünden die Autor:innen auf wenigen Seiten

vor der Herausforderung, eine spannende Geschichte zu strukturieren und dabei alle Informationen – Weltenbau, Charaktere – unterzubringen, die in Romanen über mehrere Kapitel verteilt werden können. Was lässt sich dann aber über die Micro-Stories sagen, die nur mit einem Dutzend Sätzen auskommen sollen?

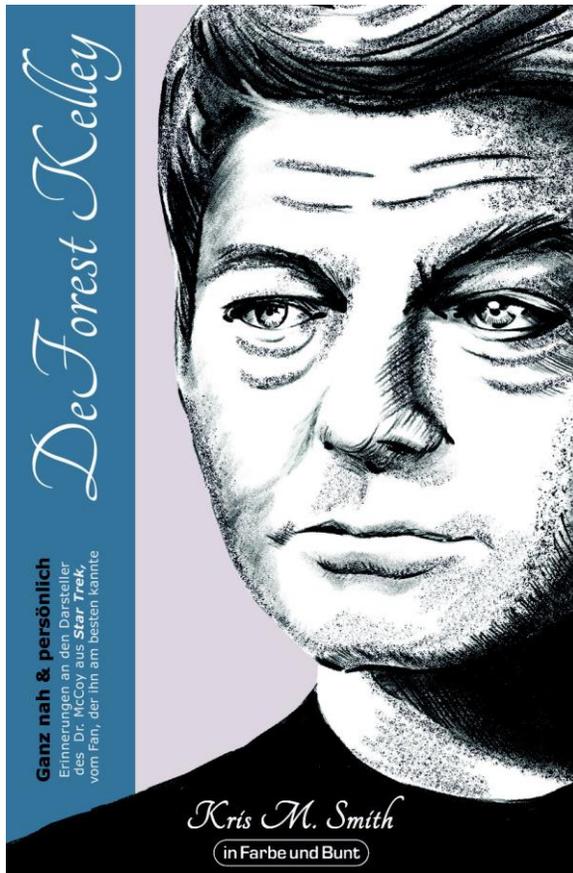
200 Geschichten aus den Genre Science-Fiction, Fantasy und Grusel hat Volker Dornemann in seiner Sammlung *Naniten* zusammengetragen. In jeweils wenigen Sätzen wird die Leserschaft in eine Situation geworfen, die kurz darauf – zumeist im letzten Satz – mit einem Knall wieder verlassen wird. Seine Werke sind im Aufbau einem Witz nicht unähnlich, auch wenn nur etwa die Hälfte aller Pointen humorvoll ausfällt. Manche schockieren, andere verstören, einige Male wird es makaber. Die Güte und der Ideenreichtum sind beeindruckend. Ein ideales Buch, um es sich für Wochen auf den Nachttisch, den Spülkasten oder auf die Waschmaschine zu legen. Es braucht ja nur ein paar Minuten, um sich ein oder zwei dieser Kleinode zu gönnen.

*Selfpublishing, TB, 222 Seiten,*  
ISBN: 979-8-830954-05-1

REZENSIERT VON **CHRISTOPH GRIMM**

KRIS M. SMITH

## DEFOREST KELLEY: GANZ NAH UND PERSÖNLICH



Im Jahr 2000, wenige Monate nach dem Tod von DeForest Kelley, recherchierte Terry Rioux für die offizielle Biografie des Schauspielers und interviewte dabei auch Kris M. Smith. Im Zuge dieses Gesprächs stellte Rioux eine Frage an Smith, die letztlich zu diesem Buch führte: »Wie wurdest du von einem Fan am äußersten Rand des Fandoms zu der Person, die an Kelleys Sterbebett saß, als er diese Welt für immer verließ?«

Kris M. Smith begegnete DeForest Kelley erstmals im Rahmen einer Promotion für *Star Trek* in den 1960ern und verfasste darüber einen Artikel, der dem Schauspieler sehr imponierte. Es dauerte einige Jahre bevor sich die beiden in den 1980ern erneut begegneten. Was anfänglich eher eine Bekanntschaft auf Conventions war, wuchs mit der Zeit zu einer tiefen Freundschaft heran. Als der Schauspieler Ende der 1990er schwer erkrankte, kümmerte sich Smith in dessen letzten Monaten intensiv um ihn.

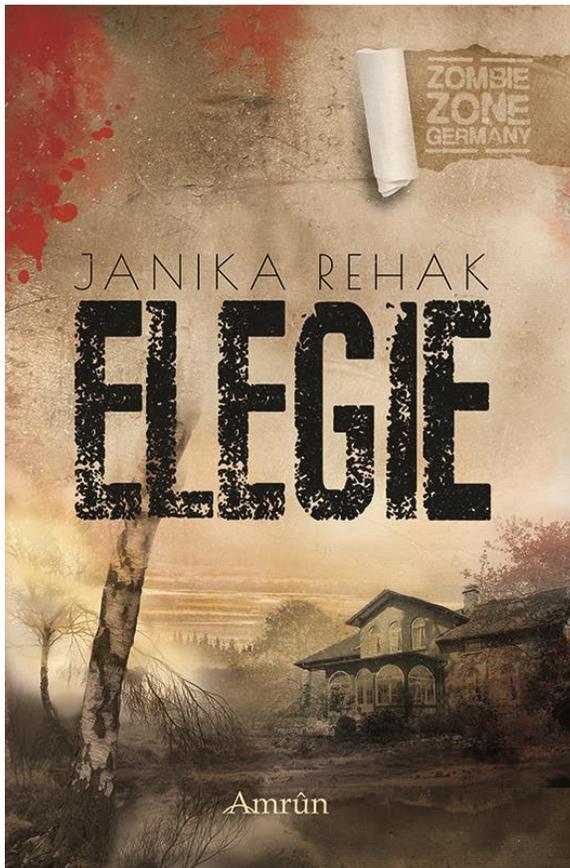
Smiths Buch ist keine Biografie von DeForest Kelley, und auch *Star Trek* spielt darin eine untergeordnete Rolle. An einigen Stellen wird etwas über die Kinofilme und anfänglich von Conventions erzählt, doch gerade in der zweiten Hälfte kann leicht vergessen werden, dass der Mann, um den sich dieses Buch dreht, der Schauspieler des Dr. Leonard McCoy war. Es ist ein wenig die Autobiografie von Kris, wenngleich sich das Werk natürlich auf gemeinsame Erlebnisse mit dem Ehepaar DeForest und Caroline Kelley fokussiert. Da das geerdete Paar ein ruhiges, skandalfreies Leben abseits des Hollywood-Glammers führte, ist auch dieses Buch – im positiven Sinne – unspektakulär. Das Werk besteht aus einer Vielzahl an Erinnerungen, von denen keine ein besonderes Gewicht erhält. Es sind Erlebnisse, die sich lachend unter Freunden erzählt werden: Etwa, wenn der Mime sich nach einem Hinweis nicht nur die Zähne, sondern auch die Zunge putzt, oder breit grinsend sein *sexy Hemd* trägt. Wir lesen aber auch von Momenten, die zeigen, wo sich eine Freundschaft von einer Bekanntschaft unterscheidet.

Fazit: Smiths Werk ist ein Mosaik aus vielen Augenblicken, die zusammengefügt auf liebevolle Weise den Menschen DeForest Kelley zeichnen.

Verlag in Farbe und Bunt, TB, 450 Seiten,  
ISBN: 978-3-959363-41-9

REZENSIIERT VON CHRISTOPH GRIMM

JANIKA REHAK  
**ZOMBIE ZONE GERMANY: ELEGIE**



*Elegie* ist der zwölfte Roman der Reihe *Zombie Zone Germany*. Die Vorgabe für alle Bände der Reihe lautete: Eine Zombie-Seuche bricht aus, Deutschland wird eingemauert, und wer nicht rechtzeitig rauskommt, muss drinbleiben – mit all den Zombies und den üblichen Nebenwirkungen wie zum Beispiel Gesetzeslosigkeit und schwindende Ressourcen.

Postapokalyptische Romane, egal ob mit oder ohne Zombies, mag ich vom Genre her sehr, was natürlich auch dazu führt, dass ich schon viel aus dem Bereich gelesen habe.

Wer mit so einem Roman bei mir punkten möchte, muss mindestens zwei der folgenden drei Bedingungen erfüllen:

- mich sprachlich mitnehmen
- mit interessanten Figuren aufwarten
- dem Thema Zombie und/oder Apokalypse einen interessanten Aspekt hinzufügen

*Elegie* erfüllt Punkt 1 und 2 voll und kann bei Punkt 3 immerhin im Ansatz etwas bieten. Hier bricht die Zombie-Seuche in Deutschland

(Hamburg) aus und bleibt örtlich auf Deutschland begrenzt. Die anderen Länder schotten sich konsequent ab, helfen nicht, lassen niemanden hinein. Plus: Die Maden nehmen einen hohen Stellenwert ein, was ausreichend ekelhaft ist, aber auch einen Detailgrusel hinzufügt, der für mich alleine schon ausreicht, den Roman interessant zu finden.

Doch wie in jedem guten Zombie-Roman geht es eigentlich nicht um Zombies. Es geht darum, was diese Extremsituation mit den Menschen macht, die übrig bleiben. Oftmals werden es Roadmovies, jemand ist auf dem Weg irgendwohin. Dieser Aspekt wird hier nur in einer Nebenhandlung gestreift. Die meisten Figuren bleiben die ganze Zeit über in dem abgeschiedenen Herrenhaus, das auf dem Cover zu sehen ist.

Anfänglich sind es viele Figuren, und nicht alle kann ich sofort zuordnen. Yosh Maibach, 36 Jahre alt, Star-Pianist mit Flügel (kein Klavier!), ist der Hausherr. Die Figur wird sofort für mich greifbar, weil er ausreichend plastische Probleme hat und weil ich auf bereits Bekanntes zurückgreifen kann, das ihn als (etwas verpeilten) Musiker ausmacht. Seine jüngere Stiefschwester Kiyomi (20 Jahre alt) aus Japan lebt zufällig gerade bei ihm im Haus, als die Seuche ausbricht. Yoshs Ehefrau Fenja hingegen ist fern, vermutlich tot, und wird entsprechend von Yosh betrauert. Aufgrund der Extremsituation, vielleicht aber auch nicht nur deswegen, beginnen Yosh und Kiyomi eine Affäre, die genau in der richtigen Intensität geschildert wird. Beim Lesen erfahre ich Schlaglichter mit ausreichend Leerstellen, die ich selber füllen kann. Die beiden sind weder biologisch verwandt, noch sind sie gemeinsam aufgewachsen, haben aber irgendwie doch denselben Vater (der trat so früh in Kiyomis Leben, dass er ihr sozialer Vater ist).

Bei einigen anderen Figuren brauche ich länger, bis ich sie zuordnen kann. Besonders im Kopf geblieben ist mir die todkranke Nicole, die aufgrund der Abgeschiedenheit und der fehlenden medizinischen Versorgung aus ihrer Sicht nur noch eine Option hat. Der sehr subtil geschilderte Fiesling Simon, von dessen Familie nur noch eine Tochter übrig ist, Izzie, ein

sehr wortkarger Teenager, die dennoch sehr klar in dem ist, was sie will oder auch nicht.

Die Zombies sind allgegenwärtig und sorgen natürlich für das Setting, aber eine Hauptrolle spielen sie nicht. Sie dienen unter anderem dazu, Tod und Leben gegenüberzustellen – ein Motiv, das sich als ewige Dualität durch den ganzen Roman zieht.

*In der Luft lag ein sauer-scharfer Geruch. Kein guter, aber ein lebendiger Geruch.*

*Die Dinger da draußen rochen anders.*

Der Geruch des Todes klebt auch gern mal an den Lebendigen, und auch dieses Motiv (Geruch) ist gut in den Roman eingeflochten und taucht immer wieder auf, mal implizit, mal sehr explizit.

Nicht nur am Geruch wird der Unterschied zwischen Leben und Tod aufgezeigt, auch beispielsweise hier:

*Schmerz war Leben. Leben war gut.*

Schön fand ich auch:

*Dort oben saß eine Fliege. Fliegen mochten Verwesungsgestank.*

Beeindruckt war ich, als eben jene Fliege vier Seiten zuvor bereits als ein Detail im Raum eingeführt wird. Das zeigt mir, wie gut die Autorin ihren Plot und ihre Szenen im Griff hat. Das ist mir wichtig, gerade wenn eine eher unkonventionelle Erzählart gewählt wird.

Etwas weniger direkt wird zum Beispiel der Geruch von Kiyomi eingeführt:

*Ihr Atem roch nach Wein und Erdbeeren. Wie konnte sie nach alldem immer noch nach Erdbeeren riechen?*

Der Geruch nach Erdbeeren begleitet Kiyomi übrigens recht nachhaltig. Ich vermute, bei einer zweiten Lektüre würde mir dazu allerhand einfallen. Beim ersten Lesen war ich zu sehr auf die vordergründige Handlung, weniger auf das Zwischenzeitliche fokussiert.

Mal hier, mal da wird in phantastischen Romanen versäumt, die Verwunderung der Figuren ausreichend hervorzuheben, wenn etwas Unglaubliches geschieht. Oder man hält sich zu sehr damit auf, was die Handlung am entscheidenden Punkt zum Stillstand bringt.

Dieser Roman ist nicht konventionell chronologisch erzählt, sondern greift immer wieder auf Rückblenden zurück. Es wird die Szene ge-

schildert, in der die Leute der Hausgemeinschaft, u. a. Yosh, die Reportagen im Fernsehen anschauen, in denen der Beginn der Zombie-seuche gezeigt wird. Kiyomi kommt dazu, sie hat ja auch noch die Sprachbarriere zu bewältigen:

*»Ist das ein Film?«, fragte Kiyomi.*

Genau so würde ich vermutlich auch reagieren.

Passend dazu wird mehrfach das Bild verwendet:

*Die Welt war zu einem Horrorfilm geworden.*

Der Titel des Romans bezieht sich auf das unvollendete Stück, das Yosh für seine Frau Fenja begonnen hat. An *Elegie* macht sich einiges fest. Eigentlich zeigt Yosh unvollendete Stücke grundsätzlich niemandem, erst recht keiner wildfremden Person. Hier lässt er es aber zu, und das zeigt ihm, wie sehr sich die Welt verändert hat. Ein Detail nur, ein schräges dazu, das jedoch sehr gut zu Yosh's Charakter passt.

Kiyomi erhält im Roman erst später einen Rückblick, der sie als Person sehr plastisch macht. Ihr Verhältnis zu ihrem Vater macht sie für mich echt, sehr nachvollziehbar und sympathisch. An einer Stelle sagt er in Kiyomis Beisein zu ihrer Mutter:

*»Yoshio ist brilliant.«*

*In diesem Moment begriff Kiyomi, dass sie sich in diesem Leben nie wieder anzustrengen brauchte. Egal, was sie tat, egal, was sie versuchte, immer würde da dieser Junge sein, blass, brilliant und so viel besser als sie.*

*Yosh wurde berühmt, Kiyomi wurde lediglich älter, und sie ignorierte beides, so gut es ging.*

Ein weiterer, sehr bemerkenswerter Moment ist, als Yosh Kiyomi gegenüber feststellt:

*»Er hat uns beiden dasselbe Märchen erzählt.«*

Hier wird eben doch – trotz der fehlenden Blutsverwandtschaft – ein Aspekt deutlich, der dem Inzest nahekommt, denn in der Regel schläft man nicht mit jemandem, der denselben Vater hatte. Ja, Kiyomi und Yosh kennen sich kaum, sind quasi Fremde, aber den Vater, den kennen sie beide, der hat beide geprägt.

Das Märchen spielt außerdem eine zentrale Rolle, das nehme ich jetzt aber mal nicht auseinander.

Später erfährt die Hausgemeinschaft durch Vero, die dort wieder eintrifft, was in Hamburg los war und was sie und ihre beiden Gefährten überlebt haben. Hier kommt dann eine Beobachtung der Zombies, die in anderen Romanen eher implizit als explizit behandelt wird:

*Die Toten wanderten ab. Sie hatten die Stadt praktisch leer gefressen, Totes traf nur noch auf Totes. Sie taten, was jedes Raubtier tat, wenn nichts mehr übrig war. Sie suchen einen neuen Futterplatz.*

Das kommt mir bei anderen Romanen sogar oft zu kurz. Wieso sind Großstädte dort immer noch voller Zombies, auch Jahre nach dem Ausbruch, obwohl es da schon lange nichts mehr zu essen gibt?

Die Bühne für dieses Stück ist recht klein. Sie beschränkt sich auf das Herrenhaus und die Umgebung, wobei man später durch eine zurückkehrende Figur, Vero, mehr erfährt.

Es wird mehrfach gesagt, dass alles in Hamburg angefangen hatte. Plus: Es hat mit den Maden zu tun. Das wird wiederholt betont. Maden spielen in einigen haarigen Szenen dann auch eine wimmelnde Rolle.

Durch Veros Erzählung erfahren wir, was an der dänischen Grenze los ist:

*Niemand verlässt Zombie-Deutschland.*

Auf Seite 64 (von 262) kommt eine ganz nette Zusammenfassung der ab diesem Zeitpunkt gültigen *Besetzung* des Herrenhauses. Da kann ich die Figuren aber schon besser auseinand-erhalten:

*Da wäre der psychisch labile Starpianist, seine kleine Schwester, mit der er nebenbei vögelt. Ein Teenager, der nicht redet, Simon, und der Psycho, den wir im Wald aufgesammelt haben.*

Ich habe schon von einigen Romanen der Autorin erzählt, immerhin ist sie in der SF-Szene keine Unbekannte mehr, seit ihre Kurzgeschichte *Onkel Nate und die Kunst, aus dem Fenster zu sehen* in diesem Jahr für den KLP und den DSFP nominiert war.

»Auf Zombie-Romane stehe ich aber nicht so«, kommt dann als Antwort.

Erstens: Echt nicht? Zweitens: Es geht nicht um Zombies. Geht es in guten Zombie-Romanen (oder -Serien) eigentlich nie. Es geht um die Menschen.

So auch hier. Die Zombies verändern selbstverständlich die Lebenswelt der Menschen. Sie schränken die Optionen ein, verändern sie. Das Leben wird anders. Der Alltag kippt um.

Eine Figur wie Yosh habe ich in so einem Szenario noch nicht begleiten dürfen, das sind meist andere, viel zupackendere und proaktivere Charaktere.

Daher birgt dieser Roman für mich als Genre-Liebhaberin tatsächlich etwas Neues. Plus: Er ist einfach gut geschrieben, besonders die sich wiederholenden und verstärkenden Motive sind gelungen.

Und die Figur des Simons ist super gruselig, gerade weil sich das nur allmählich aufbaut.

Leseempfehlung!

*Amrun Verlag, 2021, TB, 300 Seiten*

*ISBN: 978-3-958694-69-9*

REZENSIERT VON **YVONNE TUNNAT**

---

AVG KOOPMANS

**IASANARA**

**DER GARDEGENERAL DES ELBENKÖNIGS**

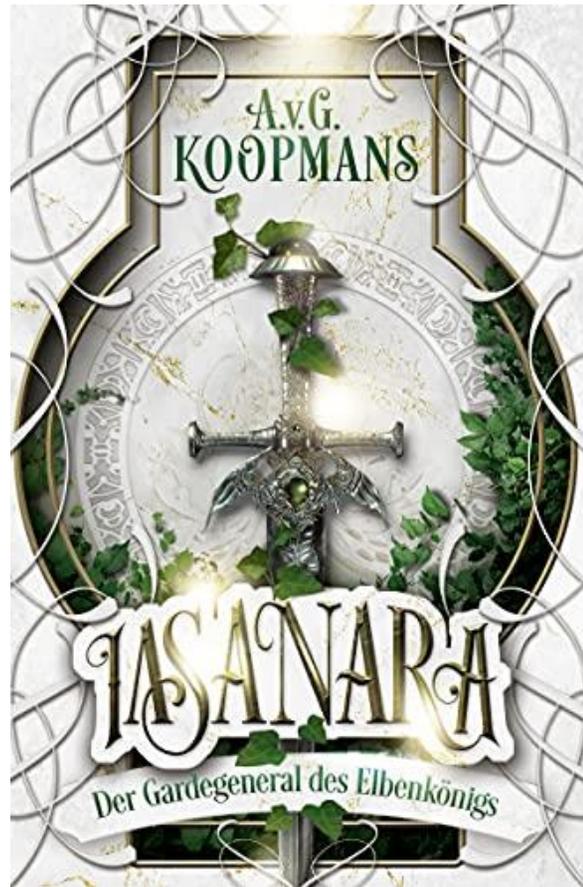
In der Prophezeiung der Weltenerbauer steht geschrieben: »Dämonen bringen den Krieg, Drachen das Feuer und Elben, Orks und Taurer werden in Knechtschaft leben. Unsere Schöpfungen werden stark sein«, versprach die Weltenerbauerin. Zusammen verändern sie ihr Schicksal. Die Fügung der Völker auf Iasanara ist unabwendbar: Unheilbringende Ereignisse wurden vom Schicksalsweber vorhergesagt, und der Pakt, geschlossen zwischen dem arglistigen Herrscher der Drachen und dem gnadenlosen Regenten der Dämonen, löst schließlich nach Hunderten Wintern die Prophezeiung aus. Zur selben Zeit fordern Ellariana, Magierin von Senasir, und Dawius, Gardegeneral des Elbenkönigs, eine Blutrache nach einer unverzeihbaren Gräueltat ein und beschwören dadurch unwissentlich einen Weltenkrieg herauf. Die feindlich gesinnten Völker auf Iasanara stehen kurz davor, zu den Waffen zu greifen, doch nur gemeinsam können sie die vorbestimmte Knechtung verhindern ...

Die Geschichte hat mehrere Handlungsstränge, die in Teilen immer wieder zusammenlaufen, allerdings dann wieder ihre eigenen Wege gehen. Man lernt die Weltenbauer kennen, die für die Handlung allerdings nur eine untergeordnete Rolle spielen. Oder doch nicht?

Jeder Handlungsstrang spielt in einer der Welten der Völker, wobei der Hauptblickwinkel auf den Drachen, Elfen, Orks und Dämonen liegt. Man trifft auf fantastische Wesen wie geflügelte Pferde oder Raubkatzen, die ihre eigene Magie besitzen und ihren eigenen Willen haben. Man fällt in eine Welt voller Welten, Magie und Zauber. Anfangs ist alles etwas rätselhaft, bis man sich auf diese Welten einlässt. Dann möchte man sie gar nicht wieder verlassen.

Der Schreibstil einfach und sehr bildhaft, man kann sich alles wunderbar vorstellen und springt in die Rolle des Gardegenerals oder des Drachenführers oder wird zur Weltenführerin und obersten Magierin der Elfen.

Fazit: Ein wunderbarer Auftakt einer High-Fantasy-Reihe. Es wurden keine neuen Völker geschaffen oder Welten erbaut. Was dieses Buch ausmacht, ist ein anderer Blickwinkel auf das Ganze: eine Vielfalt von Handlungen, die zusammenlaufen und doch eigenständig sind.



*Nova MD, 2021, TB, 692 Seiten*

*ISBN: 978-3-969667-60-6*

REZENSIIERT VON **MELANIE WERNER**

## MITWIRKENDE DIESER AUSGABE

**Galax Acheronian** ist ein Autor und Illustrator, der bereits in jungen Jahren Geschichten schrieb. Nahe Berlin lebend, lernte er schnell, auf eigenen Beinen zu stehen. Er ist verschlossen und spricht nicht gern über sich; stattdessen konzentriert er sich darauf, gute Geschichten zu erzählen. Seit 2009 veröffentlicht er regelmäßig Kurzgeschichten, Novellen und Romane aus dem Bereich Science-Fiction und Fantasy. Gelegentlich übt er sich als Herausgeber in seinem Genre. Mehr Informationen gibt es auf <https://www.acheronian.de>

**Manuel O. Bendrin** wurde 1984 in Baden-Württemberg geboren. Aktuell lebt und arbeitet der gelernte Einzelhandelskaufmann mitsamt Ehefrau und Katze in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. Seit 2017 hat er mehrere Kurzgeschichten bei Kleinverlagen veröffentlicht. 2021 gewann *Das Blütenfest* den 2. Platz im Fantasy-Wettbewerb des Noel Verlags. Neben dem Schreiben hilft er anderen Autoren als Lektor. Derzeit arbeitet Manuel an der Veröffentlichung seiner ersten Romane.

**Petra Berger** stammt aus dem Rheinland, lebt aber seit über 20 Jahren in der Nähe von Karlsruhe. Die Lesesucht hat sie von ihrer Mutter übernommen, wie sie sagt. Ihre Begeisterung begann mit den Romanen von Jules Verne, und als sie im Alter von 14 Jahren das erste Mal *Der Herr der Ringe* gelesen hatte, war sie infiziert. Neben den Klassikern der Fantasy stellt sie auf ihrem Blog (<https://phantastische-fluchten.blogspot.com>) gerne Bücher von Selfpublisher:innen und aus Kleinverlagen vor. Petra Berger arbeitet als LKW-Disponentin und entspannt sich mit Lesen nach einem stressigen Tag.

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang – Eine Limfjord Saga* lässt sie die Wikingerzeit wieder lebendig werden.

**Christoph Grimm**, geboren 1985, lebt umgeben von Tastengeklacker, Seitenrascheln, Katzengejammer und Kindergeschrei. Manche Erlebnisse in anderen Welten dokumentiert er als Autor selbst, andere gibt er heraus. Bislang erschienen über 20 Kurzgeschichten und 10 Anthologien, die er als Herausgeber betreute. Seit 2021 gibt er die Zeitschrift *Weltenportal* heraus.

**Jana Hoffhenke** ist seit 2018 Inhaberin des Eridanus Verlag (<https://eridanusverlag.de>), der 2015 von Jürgen Hoffhenke gegründet wurde und auf das Thema Science-Fiction und Dystopien spezialisiert ist. Daneben leitet die gelernte Journalistin seit 2010 den Burgenwelt Verlag (<https://burgenweltverlag.de>), der sich der historischen Belletristik verschrieben hat.

**Christine Jurasek** lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Bisher veröffentlichte sie zahlreiche Kurzgeschichten in Anthologien und schreibt gerade an einem Krimi, welcher in den Alpen angesiedelt ist.

**Reiner Krauss** kommt aus dem Südwesten in Rheinland-Pfalz. Sein Faible für die Science-Fiction wurde in frühen Jahren zunächst durch die reale Raumfahrt des Apollo-Mondprogramms begründet. Die *Perry-Rhodan*-Romane ließen ihn später in der Schulzeit in weite Fernen reisen. *Raumschiff Enterprise (Star Trek)* und *Mondbasis Alpha 1* im TV, sowie *Krieg der Sterne* und Kampfstern *Galactica* faszinierten ihn auf der großen Leinwand. Derzeit sind es bspw. Serien wie

*The Mandalorian* oder *The Expanse*, die ihn reizen. Der Erfolg und Leidensweg der außergewöhnlichen TV-Serie *Farscape* brachte später den Einstieg in die Gemeinschaft von Gleichgesinnten, und so entdeckte er auch die Freude, spannende Geschichten zu erzählen oder sich in Film, Buch oder Themen zwischen Raumfahrt und Fantasy zu bewegen. Hier und da stehen ihm phantastische Interview-Partner Rede und Antwort:

<https://www.proc.org/fan-publikationen/ad-astra-der-perry-rhodan-podcast/>

**David A. Lindsam** schreibt in seinem Blog (<https://edition-ars.de/blog>) über Phantastik, Fantasy und das Schöne an der Literatur. Und er stellt sich seinen eigenen Ansprüchen als Leser, indem er sie in Romane umsetzt – ein spannender Spagat. Erschienen ist von ihm *Dar-Rashûk: Die Macht der Vergangenheit*, 2022.

**Sarah Lutter**, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von Sherlock Holmes, Miss Marple und Kommissar Kugelblitz. Zwischenzeitlich hat sich ihr Lesespektrum merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern: <https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/>. Seit 2021 veröffentlicht sie Kurzgeschichten und ist als Co-Redakteurin für das *Weltenportal* tätig.

**René Moreau**, geboren 1955, Rheinländer mit belgischen Wurzeln, ist Gründer und Herausgeber des Magazins *EXODUS*. Hierfür wurde er 2015 mit dem Kurd-Laßwitz-Preis »für die langjährige Förderung der SF-Kurzgeschichte« in Deutschland ausgezeichnet. Seit 2019 gibt er (zusammen mit Michael Vogt) mit *COZMIC* eine neue Albenreihe heraus, die sich als »phantastische Comic-Anthologie« versteht. Mit Hans Jürgen Kugler gibt er die *EXODUS*-Buchreihe im Hirnkost-Verlag heraus, für deren dritten Band beide mit einem weiteren KLP-Sonderpreis ausgezeichnet wurden. Im Web: [www.exodusmagazin.de](http://www.exodusmagazin.de)

**Dieter Rieken** stammt aus einer Kleinstadt in Ostfriesland und einer Zeit, in der Autor:innen noch mit Schreibmaschine und Fotokopien arbeiteten. Er studierte Germanistik und Slawistik und ist heute als PR-Manager in der IT-Branche tätig. In seiner Freizeit ist er ein begeisterter Leser und Schreiber, Korrektor und Rezensent. Science-Fiction publiziert er seit 1984. Seine besten Erzählungen finden sich in der Sammlung *Überlebensprogramm* (2018). Sein Buch *Land unter* (p.machinery, 2020) ist eine Mischung aus Zukunfts-, Kriminal- und Heimatroman. Demnächst erscheint die Novelle *Jonas* in *NOVA 33*. Seine Autoren-Webseite: <http://www.spbonline.de>

**Jol Rosenberg** landete 1976 auf der Erde. Jol bloggt auf <https://www.jol-rosenberg.de> mit dem Schwerpunkt deutsche Science-Fiction und schreibt vorwiegend in diesem Genre. Kurzgeschichten erschienen in Anthologien und Zeitschriften, unter anderem in *Queer\*Welten*, *c't* und der Anthologie *Future Work*. Das Romandebüt *Das Geflecht. An der Grenze* erschien im Herbst 2022 bei ohneohren. Im Herbst 2023 folgt eine Roman-Dilogie bei Plan9.

**Patrick Schuck**, geboren 1988 in Trier, lebt mitten in Rheinland-Pfalz, im Hunsrück, wo er sich gerade als gelernter Landschaftsgärtner selbständig macht. Außerdem hat er 2019 an der Hochschule Geisenheim das Bachelorstudium der Landschaftsarchitektur abgeschlossen, und demnächst wird der Master-Abschluss folgen. Seine zweite große Leidenschaft, nämlich die Malerei, hat er aber nie aus den Augen verloren. Die zahlreichen Werke, die mittlerweile entstanden sind, werden vor allem von landschaftlichen Motiven sowie Motiven aus der Astronomie bzw. der Science-Fiction bestimmt. Letzteres führte auch zu einer Zusammenarbeit mit dem Science-Fiction Autor Galax Acheronian. Patrick Schuck zeigt einige seiner bisherigen Werke auf seiner Facebook Seite: <https://www.facebook.com/Patrick.Schuck.Kunst/>

**Yvonne Tunnat**, geb. 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genres SF, Horror und Thriller. Außerdem betreibt sie unter <https://www.rezensionsnerdista.de> einen Rezensionsblog und den Podcast *Literatunnat*, <https://www.literatunnat.de>

**Melanie Werner** ist 1983 geboren und lebt mit ihrer Familie im Rhein-Neckar-Kreis. Seit 2017 bloggt sie über *AMJ BookWorld*. Dort versucht sie, den Lesern Bücher aus den Bereichen Fantasy, Science-Fiction und Kinderliteratur näher zu bringen. <https://www.amjbookworld.de>

---

## CONTENT NOTES

Seite Geschichte: Inhalte

- 3 **Mélange-à-trois** | *Sylvia Kaml*: Gewalt, Missbräuchliches Verhalten in einer Beziehung, Verabreichung von Substanzen
- 12 **Verbotener Genuss** | *V. A. Kramer*: Sucht (thematisiert)
- 16 **Der letzte Splitter Farbe** | *Kornelia Schmid*: Ausbeutung / Leid, Gewalt, Mord
- 23 **Das lange Warten** | *Detlef Klewer*: Gewalt, Tod, Blut, Schusswaffengebrauch
- 28 **Der Winter meiner Seele** | *Ulf Fildebrandt*: Krieg, Mord, Tod, explizite Darstellung von Gewalt, u. a. Abtrennung von Gliedmaßen
- 38 **Die grüne Phiole** | *Svantje Koch*: Mord, Tod, Gift
- 45 **Wiedererwachen** | *Christian Künne*: Mord, Tod
- 69 **Tauschgeschäft** | *Volker Dornemann*: Krankheit
- 72 **Das Duell** | *Franziska Bauer*: Stalking
- 75 **Schmetterling** | *Corinna Griesbach*: Tod, Armut, Leben in einem Dritte-Welt-Land
- 79 **L3yla** | *Sarah Lutter*
- 84 **Ein seltsamer Feierabend** | *Kai Focke*: Pandemie, Totalitarismus
- 92 **Der Duft von Lavendel** | *Meara Finnegan*: Tod (erwähnt und gezeigt), toxische Männlichkeit, Verwesung (insb. Verwesungsgerüche), Mord, Gewalt gegen Frauen
- 102 **In Rauch aufgegangen** | *Kaia Rose*: Gewalt, Mord, Tod eines Kindes

## Neue Kurzgeschichten von:

Christian Endres, Norbert Fiks, Thomas Grüter, Vlad Hernández,  
Marco Rauch, Alexa Rudolph, Peter Schattschneider,  
Uwe Schimunek, Michael Siefener, Leszek Stalewski,  
Angela und Karlheinz Steinmüller,  
Norbert Stöbe und Wolf Welling

## ... reichhaltig illustriert von

Uli Bendick,  
Mario Franke,  
Thomas Franke,  
Gerd Frey,  
Jan Hoffmann,  
Detlef Klewer,  
Kostas Koufogiorgos,  
Hubert Schweizer,  
David Staege  
und Michael Vogt

SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK

# EXODUS

ISSN 1860-675X

45

11/2022 - € 15,90

In der Galerie:

**Michael Böhme**

- ein internationaler SPACE-ART-Kunstmaler

In der Galerie:

## Michael Böhme

- ein internationaler SPACE-ART-Kunstmaler  
mit einer Einleitung von  
Prof. Dr. Hans-Ulrich Keller

ISSN 1860-675X

Moreau • Wipperfürth • Kugler (Hrsg.) - [shop@exodusmagazin.de](mailto:shop@exodusmagazin.de)

**WWW.EXODUSMAGAZIN.DE**



  
 露露川肉  
**이차돌**  
 진짜차돌  
 이차돌  
 차돌박이  
**6900**  
 건대점  
 466-0246

55000  
 468-0292

진짜차돌  
 이차돌  
 차돌박이  
**6900**

MIXX  
 BAR  
 COCKTAIL

**참숯벽돌집**  
 (서비스 제공)  
 한식  
 요리  
 이소  
 떡볶이  
 새우  
 COSS